



**SITTEN
GESCHICHTE
DES
I. WELT
KRIEGES**



Sittengeschichte des 1. Weltkrieges

Wie Kriegsgeschichte der Bericht über Gewinn und Verlust von Städten und Ländern, über unerhörte und oft ungeschehene Heldentaten ist, so ist Sittengeschichte des Krieges und der Zeit vor und nach solchen mörderischen Auseinandersetzungen die Untersuchung der sozialen und wirtschaftlichen Gründe im Verhältnis zur seelischen Bereitschaft zur Entfesselung jener urzeitlichen Bestie, die in jedem zivilisierten Menschen einen sehr leisen Schlaf schlummert. Es ist die Geschichte jener Dinge, mit denen der Teilnehmer eines modernen Krieges sich viel länger und nachhaltiger auseinandersetzen muß, als mit dem Feind, den schon im Zweiten Weltkrieg die meisten deutschen Soldaten erst zu sehen bekamen, als sie von den Herren ihrer angeblich freiwilligen bewaffneten Sklaverei „ordnungsgemäß“ den Aufsehern ihrer unfreiwilligen Sühne übergeben wurden – für die Missetaten jener, die sich derweil auf neue Ehren vorbereiteten.

Sittengeschichte des 1. Weltkrieges

„Die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit“ sagen, wollen die Autoren dieser Bände, alles Männer der Wissenschaft und außerdem „Teil-Nehmer“ im Sinne des Wortes an mindestens einem der beiden Kriege. Die ersten beiden Teile des Werkes erschienen in vier Bänden vor über 30 Jahren, kurz bevor die Nacht über Deutschland hereinbrach. Wenige Monate, nachdem der vierte Band in den Buchhandel gelangte, waren sie unter den ersten Büchern, die Herr Göbbels verbrennen ließ. Von den an der ersten Auflage Beteiligten haben nur einer der vielen Autoren und der Verleger die Nazizeit überlebt. Wenn dieser heute das in allen Antiquariaten gesuchte und kaum mehr erhältliche Werk in einer erweiterten und überarbeiteten Neuauflage herausbringen kann, so ist das, um im Jargon der Militaristen zu reden, eine zurückeroberte Stellung oder, in der Sprache der richtigen Soldaten (unter denen es wenige Militaristen gibt) „ein unverschämtes Schwein, das er hatte.“

SITTENGESCHICHTE DES ERSTEN WELTKRIEGES

Herausgegeben

von

Magnus Hirschfeld und Andreas Gaspar

Mit 680 Abbildungen, davon 22 mehr- und 170 einfarbige
Tafeln mit 450 Einzelwiedergaben

Müller & Kiepenheuer • Hanau

Mitarbeiter der ersten Auflage
(1929)

DR. ANDREAS GASPAR
DR. PAUL ENGLISCH, BERLIN
PROF. DR. FRIEDRICH S. KRAUSS, WIEN
PROF. DR. EDUARD VON LISZT, WIEN
DR. HERBERT LEWANDOWSKI, UTRECHT
CURT MORECK, BERLIN
DR. B. NEUFELD, KARLSBAD
DR. J. R. SPINNER, BERLIN
HEINRICH WANDT, BERLIN
DR. J. WEISSKOPF, BRÜNN
DR. ERICH WULFFEN, DRESDEN

Nachdruck der 2. neubearbeiteten Auflage
© Schustek Verlag, Hanau. Printed in Germany
Müller & Kiepenheuer KG, Hanau

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

VORWORT DES VERLEGERS

Wie Kriegsgeschichte der Bericht über Gewinn und Verlust von Städten und Ländern, über unehörte und oft ungeschehene Heldentaten ist, so ist Sittengeschichte des Krieges und der Zeit vor und nach solchen mörderischen Auseinandersetzungen die Untersuchung seiner sozialen und wirtschaftlichen Gründe im Verhältnis zur seelischen Bereitschaft, jene urzeitliche Bestie zu entfesseln, die in jedem zivilisierten Menschen einen sehr, sehr leisen Schlaf schlummert. Es ist die Geschichte jener Dinge, mit denen der Teilnehmer eines modernen Krieges sich viel länger und nachhaltiger auseinandersetzen muss als mit dem Feind, den schon im Zweiten Weltkrieg die meisten deutschen Soldaten erst zu sehen bekamen, als die von den Herren ihrer angeblich freiwilligen bewaffneten Sklaverei «ordnungsgemäss» den Aufsehern ihrer unfreiwilligen Sühne übergeben wurden – für die Missetaten jener, die sich derweil auf neue Ehren vorbereiteten.

Im Kriege gibt es bekanntlich zwei nummerierte Themen, deren Folge als Thema Nr. 1 und Nr. 2 nach der «Verpflegungslage» wechselt: Frau und Frass. Von der so oft und so schnell zu Mist gewordenen Glorie als Nr. 3 ist wenig bekannt – es sei denn in jenen Kreisen, wo man den

Krieg genoss, weil man wusste, wie schrecklich der Friede werden musste, nach dem, was sich eben diese Kreise geleistet hatten. So möge man es nicht übelnehmen, wenn hier vom Hunger und der Laus berichtet wird, wenn aus diesen Seiten das billige Parfum des Bordells und der Chlorkalk des Massengrabes stinkt. «Revolutionen werden nicht mit Rosenöl und Moschus gemacht», sagte vor 170 Jahren der Citoyen St. Just, der es wissen musste. Was bleibt vom Krieg, wenn der erste Rausch der patriotischen Besoffenheit verflogen ist? Eine Horde Männer unter Männern, die noch gelegentlich nach Ruhm und Ehre, für gewöhnlich aber nach Schnaps und Liebe (nach letzterer in der einfachsten Form) dürstet, meist weniger von der Idee des Vaterlandes als von der zynischen Überlegung der Generalstäbe getrieben, dass die Angst vor dem Feldgendarm hinten auf jeden Fall grösser sein muss als die Angst vor dem Feind vorn.

«Die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit» zu sagen, muss in angelsächsischen Ländern der Zeuge schwören. Mehr wollen auch die Autoren dieser Bände nicht, alles Männer der Wissenschaft und ausserdem «Teil-

Nehmer» im Sinne des Wortes an mindestens einem der beiden Kriege. Die ersten beiden Teile des Werkes erschienen in vier Bänden vor über 30 Jahren, kurz bevor die Nacht und die Verdummung über Deutschland hereinbrachen. Wenige Monate, nachdem der vierte Band in den Buchhandel gelangte, waren sie unter den ersten Büchern, die Herr Goebbels verbrennen liess. Von den Autoren war keiner unverwundet aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt; der rheinische Hinfuss war nicht in ihn gezogen. (Entgegen der verbreiteten Legende war er weder zu jung noch zu krank dazu.) Von den an der ersten Auflage Beteiligten haben nur einer der vielen Autoren und der Verleger die Nazizeit überlebt. Wenn dieser heute das in allen Antiquariaten gesuchte und kaum mehr erhältliche Werk in einer überarbeiteten Neuausgabe herausbringen kann, so ist das, um im Jargon der Militaristen zu reden, eine zurückeroberte Stellung oder, in der Sprache der richtigen Soldaten (unter denen es wenige Militaristen gibt) «ein unverschämtes Schwein, das er hatte».

Wie schon gesagt, wird hier den menschlichen Dingen die Bedeutung gegeben, die sie nun einmal haben. Wenn jemand dieses Buch für ein «Eroticum» hält oder je gehalten haben sollte, dann kann man ihm auch nicht helfen. Gelegentlich werden, wie man weiss, Menschen mit Küchenmessern ermordet; man hat trotzdem noch von keinem Gesetz gehört, das den Bürger zwänge, wieder mit den Fingern zu essen wie ein Neandertaler. Die Verfasser sind Naturwissenschaftler, sie haben mit der Nüchternheit und Klarheit ihres Berufs beim Schreiben zuerst an die Kollegen Psychologen, dann auch an die Historiker gedacht. Wenn sie ausserdem so verständlich und interessant schrieben, dass jeder

Erwachsene ihre Arbeit verstehen kann und um der Vollständigkeit seines Weltbildes willen lesen sollte, so ist das in der Welt von heute das höchste Lob, das man einem solchen Werk spenden kann. Denen, die aus Angst vor den tausend anderen Wahrheiten dieser Bände «am Fleische Anstoss nehmen» wollen, sei – mit freundlicher Genehmigung des Verfassers – ein Absatz aus T.W. Adornos «Noten zur Literatur» (Band 3, S. 57) ins Stammbuch geschrieben:

«Trotz allem Geschwätz vom Gegenteil hat sich in der Grundsicht der bürgerlichen Gesellschaft nichts geändert. Böse hat sie sich vermauert, als sei sie so naturgesetzlich-ewig, wie sie es ehemals in ihrer Ideologie positiv behauptete. Sie lässt die Verhärtung des Herzens, ohne welche die Nationalsozialisten nicht unbehelligt Millionen hätten morden können, so wenig sich abmarkten, wie die Herrschaft des Tauschprinzips über die Menschen, den Grund jener subjektiven Verhärtung. Flagrant wird das am Bedürfnis, zu bestrafen, was nicht zu bestrafen wäre. Die Judikatur masst, nach der Diagnose von Karl Kraus, mit Verstocktheit des gesunden Volksempfindens das Recht zur Verteidigung nicht-existenter Rechtsgüter sich an, selbst wo nachgerade sogar die offizielle Wissenschaft in der Majorität ihrer Vertreter nicht länger zu dem sich hergibt, wogegen in den ersten Jahren des Jahrhunderts nur wenige, damals von Kraus gerühmte Psychologen wie Freud und William Stern anzugehen wagten. Je geschickter das fort-dauernde soziale Unrecht unter der unfreien Gleichheit der Zwangskonsumenten sich versteckt, desto lieber zeigt es im Bereich nicht-sanktionierter Sexualität seine Zähne und bedeutet den erfolgreich Nivellierten, dass die Ordnung im Ernst nicht mit sich spassen lässt. Geduldetes Freiluftvergnügen und ein paar Wochen mit einteiligem Bikini haben womöglich

nur eine Wut gesteigert, die, hemmungsloser als je die von ihr verfolgten sogenannten Laster, sicher Selbstzweck wird, seitdem sie auf theologischen Rechtfertigungen verzichten muss, die zuzeiten auch für Selbstbesinnung und Duldung Raum gewährten. – Der Titel «Sittlichkeit und Kriminalität' (bei Karl Kraus) wollte ursprünglich nichts, als zwei Zonen auseinanderhalten, von denen Kraus wusste, dass sie nicht bruchlos ineinander aufgehen; die der privaten Ethik, in der kein Mensch über einen anderen richten dürfe und die der Legalität, welche Eigentum, Freiheit, Unmündigkeit zu schützen habe . . . Berühmt wurde der Satz: ‚Ein Sittlichkeitsprozess ist die zielbewusste Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt/ Die Befreiung des Sexus von seiner juristischen Bevormundung möchte tilgen, wozu ihn der soziale Druck macht, der in der Psyche des Menschen als Hämmigkeit, Zote, grunsendes Behagen und schmierige Lüsterheit sich fortsetzt. Die Libertinage des Amüsierbetriebs, die Anführungszeichen, in die ein Gerichtsreporter das Wort Dame setzt, wenn er ihr Privatleben betasten will, und die offizielle Entrüstung sind von gleichem Blute.» Und weiter zitiert der Verfasser Kraus: «Die Heiligkeit einer religiösen Handlung hält den Religiösen nicht ganz so gefangen, dass er nicht die Geistesgegenwart hätte, zu kontrollieren, ob sie den anderen gefangen hält, und die von wachsamen Kooperatoren geführte Menge hat sich daran gewöhnt, die eigentliche Andacht nicht so sehr im Abnehmen des Hutes wie im Herunterschlagen des Hutes zu betätigen.»

Nach der Aktion «Saubere Leinwand» ist die Aktion «Sauberes Druckpapier» (am besten wohl Krepp in Rollen) schon angekündigt – von einer Aktion «Saubere Weste» ist bislang noch nichts bekannt.

In diesem Lande ist, wie wir alle wissen, nicht der an einem Diebstahl schuld, der gestohlen hat, sondern der, der behauptet, es würde angesichts des Wirtschaftswunders überhaupt noch gestohlen – selbst wenn es seine eigene Brieftasche war, die der Dieb an sich nahm.

Man wird fragen, was das alles mit diesem Buch zu tun hat. Es hat sehr viel damit zu tun, denn dies ist ein unbequemes Buch. Lebende und Tote vereinigen ihre Stimmen und nennen eine Katze eine Katze und den Krieg ein Sittlichkeitsverbrechen. Goebbels hat sie darum, nach der noch heute üblichen Logik der Räuberbande, deren Sprecher er war, der Unsittlichkeit geziehen. Goebbels ist tot – seine Schüler sind immer noch lebendig, die Verbreitung dieser Praktiken beweist es am besten. Er, der grösste Lügner dieses an politischen und sonstigen Gaunern wohl reichsten Jahrhunderts, warf anderen vor, die These vom Ermordeten, der am Mord schuld sei, in die Welt gesetzt zu haben. Aber gerade das ist die Behauptung seiner Satansjünger: An dem unsäglichen Elend der vierzig Jahre von 1914 bis etwa 1954 seien nicht die Kräfte schuld gewesen, die es entfesselten, sondern die fast hundert Millionen Menschen (oder mehr), die in diesem Zeitalter auf dem Altar des Militarismus geschlachtet und die Hunderte von Millionen, die von ihm zu menschlichem Dreck erniedrigt wurden.

Karl Schustek

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit	5
Vorwort zur zweiten Auflage	9
Einleitung	11
I Die Umwälzung der Moral vor und im Ersten Weltkrieg	27
II Erotik und Triebleben beim Kriegsausbruch	49
III Die Dame in der Loge	63
IV Die Kriegerfrau auf dem Leidenswege	91
V Erotik in der Krankenpflege	121
VI Schützengrabenerotik und Frontmoral	139
VII Die Geschlechtskrankheiten im Heer	171
VIII Die weiblichen Soldaten des Weltkrieges	195
IX Homosexualität und Soldatentum	213
X Organisation der Kriegsbordelle	231
XI Die Rolle der Etappenprostitution	255
XII Etappenhengste und Etappenmädels	281
XIII Die erotische Einstellung des Hinterlandes	305
XIV Die Verwundeten und die Kranken	341
XV Das Los der Gefangenen	367
XVI Die Erotik in der Spionage	387
XVII Drill und Manneszucht	427
XVIII Deutscher Kolonialismus im Elsaß	449
XIX Die Verrohung greift um sich	463
XX Grausamkeit und Sadismus als Kriegsprodukt	491
XXI Die Aufgabe der Propaganda	519
XXII Der sterbende Krieg	561
Anhang	581
Die Kriegserotik in der Literatur	
Verbotene erotische Literatur im Kriege	

VORWORT

Vor 35 Jahren unternahm es Dr. Magnus Hirschfeld, die Zusammenhänge zwischen Krieg und Geschlechtsleben an Hand des aus dem Ersten Weltkrieg stammenden Materials darzulegen. Durch einen Aufruf versuchte der Gelehrte, dieses Material zusammenzutragen und die damals wie heute bestehenden Hindernisse einer systematischen Erfassung des Krieges zu überwinden.

Höchste wissenschaftliche Objektivität war das Ziel des Gelehrten und seiner damaligen Mitarbeiter. «Wir waren bestrebt», schrieb Hirschfeld, «die Objektivität der Darstellung und Wiedergabe weder durch eine besondere Einstellung für die eine, noch gegen die andere kriegsbeteiligte Völkergruppe beeinträchtigen zu lassen. Ebenso fern lag uns überdies die Absicht, den Krieg zu ‚verniedlichen‘, wie seine Scheusslichkeiten und Brutalitäten gar noch zu übertreiben. Sollte das sine ira et studio unternommene Werk gleichwohl tendenziös im kriegsgegnerischen Sinne erscheinen, so ist daran gewiss nur der Krieg schuld!»

Nun – wenn man sich auch in den «goldenen zwanziger Jahren» schämte, tendenziös zu erscheinen (auch Remarque bezeichnete seinen Kriegsroman «Im Westen nichts Neues» mit

dem entschuldigenden Untertitel: «Weder Klage, noch Anklage!»), so war doch die gewaltige Wirkung der ersten Auflage eminent pazifistisch, und das Werk wurde von den Lesern in erster Linie als kriegsgegnerisch empfunden.

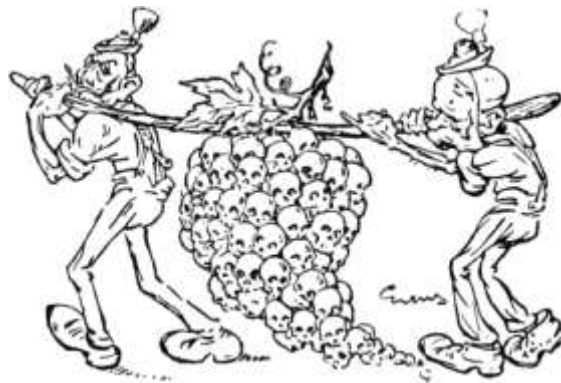
So empfanden es auch Hitler und seine Leute, und es gehörte daher zu ihren ersten Taten, bei der Bücherverbrennung in Berlin am 10. Mai 1933 ganz besonders Hirschfelds Bücher heranzuziehen und sogar seine Büste, das Werk eines dänischen Bildhauers, in die Flammen zu werfen. Hirschfeld hatte in weiser Voraussicht sich schon 1930 auf eine Weltreise begeben.

Dies Ereignis zeigt klar zwei Tatsachen: Hitler wollte von allem Anfang an den Krieg und sah darum in allen Kriegsgegnern seine ganz besonderen Feinde. Andererseits sehen wir, dass vor der Machtergreifung Hitlers noch weite Kreise kriegsgegnersich eingestellt waren und die Arbeit Hirschfelds unterstützten – denn nur durch die Mithilfe weiter Kreise ehemaliger Kriegsteilnehmer war es möglich, ein solch immenses Material von Berichten, Zeitungsausschnitten, Karikaturen, Fotos, Briefen aus dem Felde usw. zusammenzutragen.

Eine isolierte Herausgabe der «Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges» erscheint heute kaum geboten; eine gleichzeitige Darstellung des Zweiten Weltkriegs muss das Bild ergänzen. Diese Gesamtdarstellung wird ergeben, dass, wenn früher dem Krieg noch sozusagen ein Schimmer von Romantik gewahrt blieb, der ein Heldentum tapferer Flieger oder mutiger Soldaten ermöglichte, heute die Massenvernichtung das einzige Ziel des Krieges ist. Im Zeitalter der Langstreckenraketen wird das gemordete Opfer nicht einmal mehr wissen, wer auf jenen be-

rühmten Knopf gedrückt hat, warum er gedrückt hat und weshalb er mit den Seinen hingemordet wird.

Sollte unser Werk also dazu beitragen, beim Leser gegenüber allen jenen Männern und Mächten, die noch mit dem Gedanken an einen neuen Krieg spielen, eine grundsätzlich ablehnende Einstellung zu erzeugen, so würden wir dies als genau jene Auswirkung betrachten, die wir uns erhofft und gewünscht haben!



Die Ernte des Jahres 1915
Aus dem italienischen Witzblatt «L'Asino»

EINLEITUNG

Gründe und Hintergründe

Wir kleinen Leute, die nur die Opfer der Kriege darstellen, aber in keiner Weise von ihnen profitieren, starren auf das Rätsel der Geschichte, diese Sphinx, die ihre Geheimnisse nie preiszu-



Das Gespenst des Krieges
Zeichnung von Georg Kretschmar

geben scheint. Die offizielle Geschichtsschreibung, in der die Fürsten den Titel «der Grosse» bekommen, wenn sie «Mehrere des Reiches (= grosse Diebe) waren, hat uns wenig zu sagen. C'est une maison préfabriquée, auf deren Gestaltung der künftige Bewohner keinen Einfluss hat. Nicht allzuschwer ist es festzustellen, dass jeder Krieg der Vater des nächsten Krieges ist – ob es aber möglich ist, diesen Vater für die Untaten seines Sohnes verantwortlich zu machen, das ist eine andere Frage! Das zwanzigste Jahrhundert kann sicher nur derjenige verstehen, der das neunzehnte kennt. Wie nun hat sich die Patsche, in der wir heute stecken, im neunzehnten Jahrhundert vorbereitet?

Beschränken wir uns bei dieser Untersuchung auf Europa; die andern Erdteile spielten noch eine untergeordnete Rolle, waren noch weitgehend abhängig von Europa. Hier gab es im Herzen des Erdteils den deutschen Staatenbund, zu dem Österreich-Ungarn mit seinen Tschechen, Slovaken und andern slawischen Stämmen dazugehörte. Im Osten gab es das mächtige Russland, im Westen England und Frankreich. England hatte seine Macht durch die Beherrschung der

Meere gewonnen, einen Faktor, den es lange als sein Privileg und angestammtes Recht angesehen hatte. Es konnte freilich nicht verhindern, dass auch andere Länder Flotten bauten, aber – solange das «europäische Gleichgewicht» nicht gestört war, drückte es ein Auge zu. In Frankreich hatte um die Mitte des Jahrhunderts Napoleon III. durch einen Staatsstreich die Macht an sich gerissen. Preussen war zu dieser Zeit sehr schwach, sein König musste als geisteskrank interniert werden, sein Bruder Wilhelm I. übernahm die Regierung, sah sich aber einem feindlichen Parlament gegenüber, das die Mittel zur Vergrößerung der Armee nicht bewilligen wollte. Er dachte an Abdankung. In letzter Minute fand er einen starken Mann – Bismarck. Dieser wagte, das Parlament aufzulösen und den Krieg mit Dänemark zu beginnen. Er gewann Schleswig-Holstein für Preussen. Mehrere widerspenstige Bundesgenossen beseitigte er, indem er in Hannover, Hessen usw. einrückte. Durch einen Krieg mit Österreich drängte er dieses aus dem deutschen Bund, machte aber einen sehr vernünftigen Frieden mit dem ehemaligen Bundesgenossen. Im Jahre 1870 war für ihn die Konstellation sehr günstig, um nicht nur Preussen eine Vormachtstellung in Deutschland zu schaffen (in Bayern war der junge, politisch unerfahrene und mehr für Kunst interessierte König Ludwig II. ans Ruder gekommen) – er sah sogar die Möglichkeit, Deutschland die Vormachtstellung in Europa zu verschaffen, denn Napoleon III. war ein kranker, kriegsmüder Mann.

Die spanische Thronfolgefrage gab Bismarck die Gelegenheit zum Handeln: Spanien wollte einen deutschen Prinzen auf den Thron berufen, Frankreich wollte dies nicht zulassen. Der in Aussicht genommene Thronfolger verzichtete eilig, damit es nicht Krieg gebe. Jetzt begann ein Spiel mit Worten: eine Prestige-Angelegenheit.

Preussen sollte erklären, dass nie und nimmer ein deutscher Fürst Anspruch auf den spanischen Thron erheben würde – doch das geschah in vertraulichen Unterhaltungen, die zwischen dem französischen Gesandten und dem König von Preussen in Bad Ems geführt wurden. Man hätte so leicht das Ganze unter den Tisch fallen lassen können! Da veröffentlichte Bismarck die «Ems-Depesche», die es so darstellte, als sei Deutschlands Ehre von Frankreich beleidigt worden. Die Depesche war nicht geradezu eine Fälschung – aber, dass sie veröffentlicht wurde, wie sie veröffentlicht wurde, das war doch Bismarcks Werk. Den Verlauf des Krieges haben wir auf der Schule gelernt – das deutsche Kaiserreich wurde im Spiegelsaal zu Versailles ausgerufen, Deutschland entriss dem besiegten Frankreich zwei Provinzen: Elsass und Lothringen.

Was wir nicht auf der Schule gelernt haben, sind zwei wichtige Dinge: erstens, dass die französischen Unterhändler Bismarck darauf aufmerksam machten, dass ein unehrenhafter Frieden unweigerlich einen neuen Krieg hervorrufen würde – und zweitens, dass auch Bismarck dies ganz genau wusste, sich aber durch die «russische Rückversicherung» gegen Frankreich zu schützen dachte. Im März 1890 jagte Wilhelm II. Bismarck gerade in dem Augenblick davon, als er den «Rückversicherungsvertrag» mit Russland erneuern wollte. Wilhelm II. sagte, kaum zur Macht gekommen, eilig den Ast ab, auf dem er sass.

In den 30 Jahren seiner Herrschaft hat Wilhelm II. nichts versäumt, um alle seine Nachbarn ständig zu kränken, zu verärgern, sie neidisch zu machen und aufzuhetzen. So brachte er seine Feinde in der «Entente cordiale» zusammen.

Trotzdem hätte es nicht zum Ersten Weltkrieg kommen müssen. Wie Ballin so treffend gesagt



Der grosse Verschleiss
«Willis letztes Aufgebot»

Aus dem Bilderbuch «The sad experiences of big and little Willie», London

hat: «Man brauchte kein Bismarck zu sein, um diesen dümmsten aller Kriege zu verhindern.» Ballin, der Begründer der Hamburg-Amerika-Linie, hat diesen Satz durch seinen Freitod un-

terstrichen, im Augenblick der Erklärung des «unbeschränkten U-Boot-Krieges» nahm er sich das Leben. Ja – der Erste Weltkrieg (und damit auch der Zweite) hätte vermieden werden kön-



Die Jagd auf den Krieg ist verboten . . .
 . . . aber der Kampf gegen den Kohlweissling wird
 – mit Hilfe der Schuljugend – den Gemeinden zur
 Pflicht gemacht. (Staatsratverordnung, Kanton Bern)
 Holzschnitt von Frans Masereel

nen. Die Macht der Fürsten war mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts abgebröckelt, die Parlamente hatten an Macht gewonnen. Zwar hatte es schon zu Zeiten der «absoluten» Könige geheissen: «Und der König absolut / wenn er unsern Willen tut.» Und auch die wachsende Macht der Arbeiter, die im Begriff waren, sich international zu verbünden, hätte den Krieg verhindern können. Eine geschlossene Verweigerung der Kriegskredite hätte als Hemmschuh gewirkt. Die deutschen Sozialdemokraten fielen um – Jaurès wurde erschossen. Noch 1916 hätte der deutsche Kaiser seinen Thron (und Deutschland) retten können, wenn er sein Friedensangebot (wohl nach dem Rat des damaligen Papstes) so abgefasst hätte, dass es für die andern annehmbar gewesen wäre – nämlich: indem er weder von Sieg, noch von Niederlage sprach.

Wie hübsch hätte es geklungen, wenn er etwa gesagt hätte: «Durch eine Kette schwer entwirrbarer Missverständnisse ist dieser unglückselige Krieg ausgebrochen. Die Soldaten aller Länder sehnen sich, das Weihnachtsfest zu Hause zu verbringen. Als christlicher Fürst möchte ich ihnen dieses Geschenk machen und strecke als erster die Friedenshand aus.» Nein: schon im ersten Halbsatz seines «Friedensangebotes» schaltete er diese Möglichkeit aus, indem er begann: «Gestützt auf die glorreichen Siege unserer Waffen in West und Ost» . . . (oder ähnlich).

Und es kam, wie es kommen musste – Deutschland verlor den Krieg und musste im Spiegelsaal zu Versailles einen genau so schimpflichen Frieden unterschreiben, wie es ihn Frankreich 37 Jahre zuvor an dieser Stelle diktiert hatte.

Hätte Clémenceau klüger sein sollen als Bismarck? Politiker sind so selten klug, Vabanquespieler sind sie alle.

So schien es denn beschlossen, dass auch der Zweite Weltkrieg kommen musste!? Nein – auch er hätte vermieden werden können!

Wenn alle Staaten sich 1930 zur Bekämpfung der Weltwirtschaftskrise zusammengeschlossen hätten, dann wäre Hitler in Deutschland nie an die Macht gekommen. Aber: es scheint Regierungen zu geben, die Angst haben zu regieren. Sonderbar, wie man in USA, in England, in Frankreich die Dinge einfach treiben liess. Und so konnte Hitler als gewissenlos Handelnder schnell emporsteigen. Zur Schuldfrage des Zweiten Weltkrieges ist zu sagen: Deutschland ist schuld durch das, was es getan hat; alle andern sind schuldig durch das, was sie unterlassen haben!

Dies ist nur das Bild im Vordergrund – nun kommen wir zum Hintergrund. In der kapitalistischen Welt ist der oberste Gott der Profit. Man hat in Deutschland den Juden vorgeworfen, sie

seien profitgierig. Du lieber Gott, sie sind die reinen Waisenknaben gegenüber andern. In vielen jüdischen Familien hielt man wie bei den chinesischen Mandarinen oder den japanischen Samurais darauf, NIE von Geld zu sprechen. Das galt für unfein! Da, wo Kriegsgewinne gemacht werden – in der Rüstungsindustrie – waren sie kaum vertreten! Wenn man sich mit der Kriegsgeschichte beschäftigt, so sollte man ein Buch wieder und wieder lesen, es sollte verbreitet sein wie die Bibel, jeder Mensch sollte es kennen: Otto Lehmann-Russbült: «Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie.» Dort bekommt man Einblicke in die Machenschaften hinter den Kulissen. Das Wettrüsten war vor dem Ersten Weltkrieg allgemein, und Deutschland machte – nach einem englischen Urteil! – nicht einmal die grössten Ausgaben. Das Wettrüsten war eine der wichtigsten Ursachen des Ersten Weltkriegs, es gestaltete Europa zum Pulverfass, das der geringste Funke auffliegen lassen konnte.

Ist es nach dem Zweiten Weltkrieg besser geworden? Nein – noch schlimmer! Die Atombombe hat alles noch schlimmer gemacht! Aber – die Regierungen führen doch Abrüstungsbesprechungen? Leider nur zum Schein, sie haben nicht den ernstlichen Willen zur Abrüstung. Die Konjunktur beruht (zum Teil) auf dem Wettrüsten.

Darum scheint es nur eine Möglichkeit zur Verhinderung eines dritten Weltkriegs zu geben – eine Kontrolle der Rüstungen durch die Völker selbst, nicht durch die Regierungen. Eine grosse internationale Volksbewegung in der Art der «moralischen Aufrüstung» muss geschaffen werden, die dieses Werk unternimmt. Hier liegt

eine grosse Aufgabe für einen unternehmenden Menschen, gewaltiger als die Aufgabe Dunants oder Nansens, weil die Regierungen sich einer solchen Kontrolle mit Mann und Macht widersetzen werden. Aber – vielleicht ist es gar nicht so schwer, wenn sich einige grosse Zeitungskonzerne zusammenschliessen, um die Welt Tag für Tag in diesem Sinne zu bearbeiten. Je mehr Geld den Rüstungen entzogen und für soziale Zwecke ausgegeben wird, umso besser und lebenswerter wird das Leben für alle Menschen auf unserem Planeten sein.

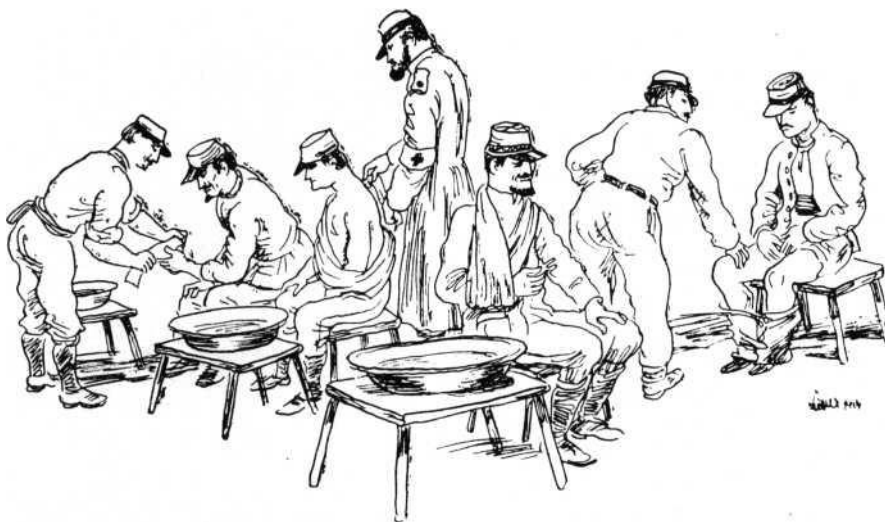
Bei der Erwähnung der Vorgänge, die zum deutsch-französischen Krieg 1870/71 führten, haben wir die Prestige-Frage berührt. (Das französische Prestige duldete nicht, dass ein deutscher Prinz auf den spanischen Thron gelangte – das deutsche Prestige duldete nicht, dass es Frankreich einen formellen Verzicht «für alle Zeiten» gab.) Unaufhörlich wird bei allen internationalen Verhandlungen das «Prestige» in die Waagschale geworfen. Was ist das eigentlich,

Der Ruhm – oder das Prestige?
Holzschnitt von Franz Maserceel



«Prestige»? Das Wörterbuch sagt: «Blendwerk, Gaukelei, Täuschung.» Im Französischen ist ein Prestidigitateur ein Gaukler. Diejenigen, die das Wort dauernd benutzen, scheinen keine Ahnung von seiner wirklichen Bedeutung zu haben, denn es wird nur im Sinne von «point d'honneur» verwendet. Während diese Zeilen geschrieben werden, beschäftigen gerade wieder zwei Prestige-Angelegenheiten die Weltpolitik: Amerikas «Prestige» lässt es nicht zu, sich aus Südvietnam zurückzuziehen. Westdeutschlands «Prestige» fühlte sich erschüttert, weil der ostdeutsche Staatschef in Ägypten mit allen Ehren eines Staatsoberhauptes empfangen wurde. Eigentlich kann es den Völkern nicht oft genug wiederholt werden, dass, wenn sie sich für das «Prestige» ihres Landes opfern sollen, sie sich in Wahrheit für eine «Täuschung» opfern. Denn – was haben schon die Amerikaner in Süd-vietnam zu suchen? Sie haben einfach von der

Tatsache Gebrauch gemacht, dass sich Frankreich in kluger Selbstbesinnung aus seiner ehemaligen Kolonie Französisch-Indochina zurückzog. Und was kann es Bonn schon ausmachen, wenn Herr Ulbricht in Kairo gut empfangen wird. Nasser ist ein Diktator und Ulbricht (wenn ich nicht irre) ebenfalls. Gleich und gleich gesellt sich gern. Und das ist vielleicht das Traurigste an der Geschichte aller Kriege, dass es fast immer ums «Prestige» ging. Als Österreich-Ungarn im Jahre 1914 nach der Ermordung des Thronfolgers Serbien ein Ultimatum stellte, hielt es Serbien für das Beste, das Ultimatum anzunehmen, um den Krieg zu vermeiden. Es gehorchte der Vernunft wie 1870 jener deutsche Prinz, der freiwillig auf den spanischen Thron verzichtete. Doch – die Vernunft scheint in der Welt wenig auszurichten. Da kann man nur mit Wagners Hans Sachs wiederholen: «Wahn, Wahn, überall Wahn!» Und nun ein paar Worte über Krieg und Geschlechtsleben. Sie sind absolute Gegen-



Verbandsplatz an der Front – ganz ohne weissgekleidete Schwestern
 Zeichnung von E. Limme. Aus «Illustrierte Zeitung», Leipzig, 1914



Das europäische Gleichgewicht
Lithographie von Honore Daumier

Der Krieg und Europa
Karikatur des italienischen Zeichners Petrella



Der Krieg des Kapitals
Russische Karikatur von B. Jefimow



Russische Kriegslandkarte. Sammlung Wolff, Leipzig

Rechts: Russische Revolutions-Karikatur auf das Haus Romanow (1613-1917). Rasputin nimmt den Zaren auf den Arm, unten der «weisse» und der «rote» Ritter.

Der Sündenfall.

Karikatur auf das Russ-Franzos. Bündnis von K. Arnold, «Liller Kriegszeitung», 1916





Russische Karikatur auf das deutsch-türkische Bündnis – Germania als Beischlafdiebin.
Sammlung Wolff, Leipzig

Unten: «Es lebe Poincaré – Es lebe Stinnes!»
Von R. Minor, New York

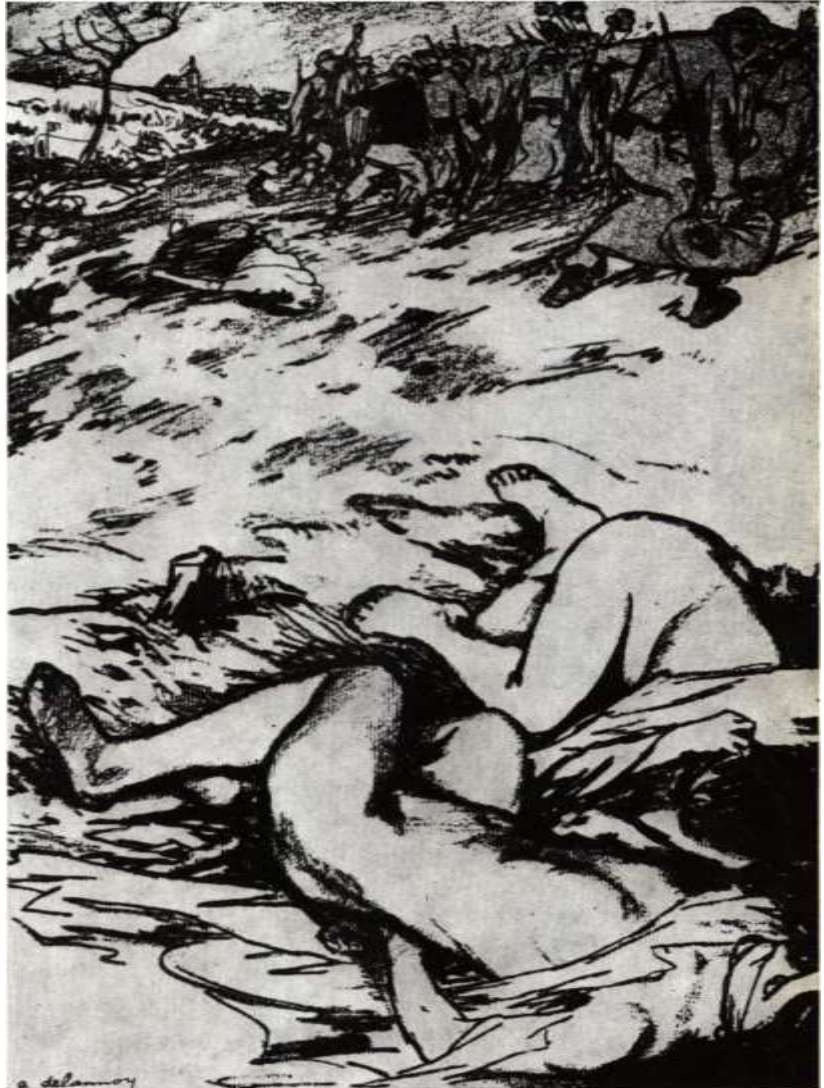




«Die Unschuld liebte die Vernichtung . .
Aus «Lustige Blätter», 1915

«Grossmutter, sind alle 42er aus Schokolade?»
Zeichnung von Th. Heine –
Aus «Simplicissimus»,





Das wahre Gesicht des Krieges
Zeichnung von Delamoy, ersch. 1907 in «Assiette au beurre»



Unsere Kinder werden sie aufhalten!
Zeichnung von E. Grandjouan



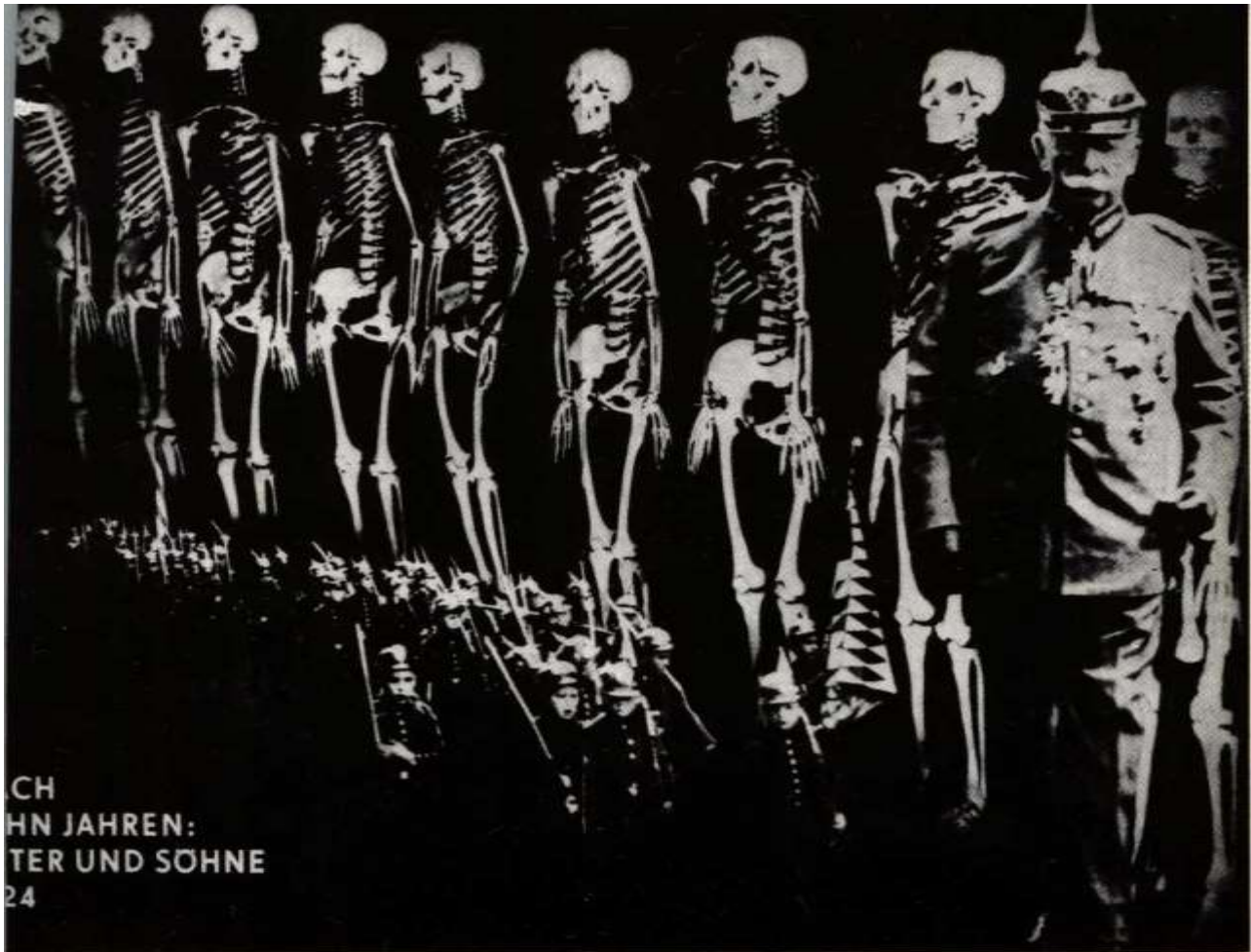
Französische Spottfigur auf Wilhelm II., ca. 1900
Sammlung Wolff, Leipzig



Franzos. Spottfigur auf Kaiser Franz Joseph, ca. 1906
Sammlung Wolff, Leipzig

Bethmann-Hollweg und die Wahrheit
Kriegsschuld-Karikatur von L. Raemaekers





SCHON VIERUNDZWANZIG
JAHREN:
VATER UND SOHNE
24



Komposition von John Heartfield. «Er arbeitet auf einem von ihm selbst geschaffenen Feld, der Fotomontage. Die Blätter dieses grossen Satirikers werden von vielen für klassisch gehalten.» Bert Brecht

Kriegsgrauen Radierung von Erich Erler



Oben:
Grosse Heldentat! Gegen Tote . . . Ra-
dierung von Francisco Goya aus dem
Zyklus «Desastros della Guerra»



Rechts:
Leiche im Drahtverhau, Flandern
Radierung von Otto Dix, 1924



Das «Frontergebnis»
Schlachtfeld, Lithographie von George Grosz, 1915
(Aus «Ade, Witboi»)

sätze, und einem Mann von einiger Kultur wird es sicherlich unvorstellbar erscheinen, die Frauen eines eroberten Landes zu notzüchtigen. Der Krieg ist der grösste Feind des Geschlechtslebens, der Zerstörer der glücklichen Familien,

der Zerstörer jedes noch so bescheidenen Glückes.

Doch – es soll nicht geleugnet werden, dass der Krieg in alten Zeiten einen Hauch von Romantik hatte. Noch der Krieg von 1870 hatte gelegent-

lich solch einen romantischen Schimmer. Man lese etwa Theodor Fontanes prächtiges Buch «Kriegsgefangen». Diese Seite des Krieges lebt auch in den Gedichten und Novellen von Detlev von Liliencron. Etwa in «Adjutantenritte» (1884) oder der «Sommerschlacht» oder «Unter flatternden Fahnen» (1888) findet man eine Glorifizierung des Soldaten, die immerhin der Tragik dieses blutigen Handwerks Rechnung trägt. «Liliencrons Novellen überragen mit ihrem unsentimentalischen, soldatischen Ernst weit alle früher, und neuerdings wieder herkömmliche Kriegsepik der Chauvinisten wie der Pazifisten» – so schrieb Kurt Martens (1922).

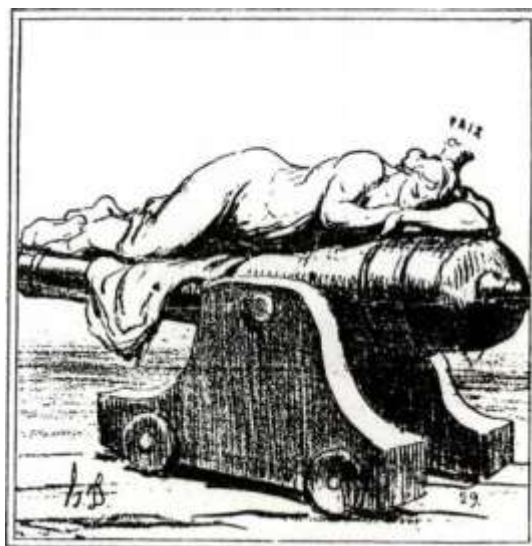
Einen ganz kleinen Nachklang solcher Romantik gab es auch noch im Ersten Weltkrieg, wo die Teilung zwischen Front und Etappe (wie wir es im Verlauf des vorliegenden Werkes noch aus-

führlicher erläutern werden) fast rein erhalten blieb. Doch schon in den «Materialschlachten» des Ersten Weltkriegs blieb für den persönlichen Heldenmut nur noch wenig Spielraum.

Im Zweiten Weltkrieg entschied nur noch die Technik, die als «Zauberbesen» der Macht der Menschen schon weitgehend entglitten war.

Dies ist auch einer der Gründe, weshalb wir in dieser «Sittengeschichte des XX. Jahrhunderts» dem Ersten Weltkrieg einen so breiten Raum eingeräumt haben. Hier finden sich noch manche sittengeschichtlich interessante Vorkommnisse, während im Zweiten Weltkrieg doch nur Brutalitäten vorkamen.

Im dritten Weltkrieg aber wird (wenn wir ihn nicht zu verhindern wissen) nur ein allgemeiner Untergang erfolgen. Eine «Sittengeschichte des dritten Weltkriegs» wird nicht geschrieben werden!



Der Traum von der Abrüstung
Lithographie von Honoré Daumier

I

Moral vor und während des Ersten Weltkrieges

Sittengeschichtliche Tendenzen der Vorkriegsjahre – Wirtschaftliche, politische und erotische Frauenemanzipation – Die erotischen Typen der Vorkriegsfrau

Jede Geschichte des Ersten Weltkrieges, von welchem Standpunkte aus immer sie sich ihres Stoffes zu bemächtigen sucht, muss mit dessen Vorgeschichte beginnen. In den Jahrzehnten vor dem Kriege hatte sich der Zündstoff angehäuft, der in diesem verhängnisvollen Jahre der Menschheit zur Explosion kam.

Dass diese langsame Vorbereitung des Unheils auf wirtschaftlichem, politischem und militärischem Gebiete tatsächlich stattfand, wurde wiederholt mit hinlänglicher Klarheit von Fachleuten nachgewiesen. Ohne die wirtschaftliche Konkurrenz der grossen kapitalistischen Staaten, ohne den durch ihre Industrie und Kolonial-



Vorkriegs-Nuancen

«Will sich Monsieur heute an unserer Josephine delectieren – eine Haut wie Milchkaffee!»

«Hm – in Schokolade haben Sie nichts auf Lager?»

Zeichnung R. de Valerio. Aus «Le Rire», 1913

politik entfesselten Imperialismus, ohne das Jahrzehnte dauernde Wettrüsten der europäischen Grossmächte, in dem Norman Angell schon 1910 die nicht mehr zu beschwörende Kriegsgefahr sah, ohne die infolge wirtschaftlicher und militärischer Konkurrenz entstandenen Gegensätze wäre es niemals zum Aufeinanderprallen der Völker gekommen.

Uns interessiert hier nur die Frage, ob die Wandlung der Sittlichkeit im Ersten Weltkrieg sich auf ähnliche Weise vollzog. V. F. Calverton, der in einem dem Bankrott der Ehe gewidmeten Buch über sein eigentliches Problem hinaus die ganze Wandlung der Moral und des Sexuallebens in scharfsinniger Weise beleuchtet, sagt: «Schliesslich war . . . der Erste Weltkrieg . . . nur eine steile Kurve in dem Verlauf unserer modernen industriellen Zivilisation. Der Krieg machte eine Anzahl von Kräften frei, die sonst wohl noch eine lange Zeit gebraucht hätten, um ihre jetzige Bedeutung zu gewinnen. Die alte Moral hatte schon vor dem Kriege zu verfallen begonnen, und der Krieg zeigt nur deutlich, wie sehr Ethik und Ideale der herrschenden Klassen sich aufgelöst hatten.» Und ferner: «Nicht dass der letzte Grund für den Aufstand gegen die alte Moral im Ersten Weltkrieg zu finden ist – er hatte sich schon vor dem Kriege zu regen begonnen –, aber es bedurfte nur dieser Katastrophe, um ihn in schnellste Bewegung zu setzen.¹»

Das in der französischen Revolution zum Siege und zur wirtschaftlichen Herrschaft gelangte Bürgertum hatte eine eigene Moral mitgebracht, die sich im Kampfe mit dem feudalen Adel und im Gegensatz zu dessen Moral herausgebildet hatte. Im Mittelpunkt dieser neuen Gesellschaftsmoral, deren Glanzperiode in die Anfänge des 19. Jahrhunderts fällt, steht das kapitalistische

Eigentum und alle aus diesem abgeleiteten Sittenbegriffe und Tugenden. Als solche gelten der siegreichen Bourgeoisie Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit, einfache Lebensführung, weitgehende Kommerzialisierung aller Lebensverhältnisse, Unverletzlichkeit des durch die Ehe institutionell geregelten erotischen Besitzrechtes auf die Frau und die daraus erwachsende Heiligkeit der Ehe selbst, Verpönung jedes ausserehelichen Geschlechtsverkehrs insbesondere für die Frau, deren Sexualität ja gerade das Eigentum des Mannes und die Tauschware für die Bestreitung ihres Lebensunterhaltes darstellt, und die Schaffung eines Sicherheitsventils für den als unbezwingbar bezeichneten Geschlechtstrieb des Mannes in der Prostitution.

Diese «patriarchalische» Moral des Bürgertums, der der wehrhafte Citoyen zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Revolutionsjahr 1848 bewaffnet zum Siege verhalf, gilt für den Nachfolger des Citoyens, den modernen Bourgeois nicht mehr. Durch die Entwicklung des Kapitalismus infolge der uneingeschränkten Konkurrenz und des ungeahnten Aufschwungs der Technik wird einerseits das Kleinbürgertum, der eigentliche Träger der bürgerlichen Moral, in grossem Ausmasse proletarisiert, andererseits erwächst für eine kleine Klasse der Grosskapitalisten, der Trustmagnaten und Wirtschaftspotentaten schon um das Ende des 19. Jahrhunderts die materielle Möglichkeit eines Luxus, eines Überflusses, der die Dämme der primitiven Citoyenmoral fortzuschwemmt.

Betrachten wir die Beziehungen zwischen den Geschlechtern vor dem Ersten Weltkrieg, so tritt uns in diesen Beziehungen eine geradezu revolutionäre Verschiebung entgegen. Die gesamte Sexualität wird grundsätzlich anders gesehen und erlebt als in früheren Zeiten. Während sie



Die Träger der bürgerlichen Moral
«Früh um fünf. . .»
Zeichnung von George Grosz

früher gemäss den Keuschheitsbegriffen des Bürgertums in ein mystisches Dunkel gehüllt wurde, setzt um die Jahrhundertwende eine mächtige Geistesströmung, eine Art erotische Aufklärungsbewegung ein. Sie ist ein Rückschlag gegen die frühere Verdrängung der Sexualität aus dem öffentlichen Leben der Gesellschaft, sozusagen eine Überkompensierung des früher künstlich unterdrückten Trieblebens. Den Umfang und die Bedeutung dieser Tendenz sowie ihre kraftvolle Förderung durch den Krieg werden wir wohl am besten erfassen, wenn wir sie unter dem Aspekt der veränderten Stellung der Frau zum Manne betrachten.

Eine zweite Linie der Entwicklung ist die soziale und politische Gleichstellung der Geschlechter: ein Novum in der Menschheitsgeschichte, das der Zeit zwischen 1890 und 1914 sein Gepräge auf drückt und ihn zu einem der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte der Kultur Menschheit macht. Auch diese Tendenz verdankt dem Ersten Weltkrieg eine machtvolle Förderung.

Die in engster Verbindung stehenden Tendenzen der erotischen Befreiung und der Frauenemanzipation weisen ihrerseits auf eine dritte Entwicklungslinie hin, die mit den beiden genannten parallel läuft und einer historischen Tendenz entspringt, deren Verwirklichung gleichfalls den beiden Weltkriegen vorbehalten war. Es ist dies die wirtschaftliche Gleichstellung, die zunehmende Beteiligung der Frau an der Produktion. Das zunehmende Mitwirken der Frau am wirtschaftlichen Produktionsprozess ist auf Gründe, die in der Natur des industriellen Kapitalismus liegen, zurückzuführen: die durch immer neue technische Erfindungen geförderte Industrie benötigte immer mehr Arbeitskräfte und zwang immer breitere proletarisierte Bevölkerungs-

schichten zur Teilnahme an der Produktion. Dieser Zuzug an arbeitenden Händen, deren Vermehrung im Interesse und in der Entwicklung der Industrialisierung liegt, ergänzte sich durch Frauen der arbeitenden Klassen der Städte und der Dorfbevölkerung, die aus der Landwirtschaft gedrängt und auf dem vom wissenschaftlichen Sozialismus oft beschriebenen Weg von den grossen Industriezentren (Verhaeren spricht schon zu Anfang des Jahrhunderts von den «villes tentaculaires», den Polypenstädten) aufgesogen wurden. Der moderne Industrialismus erzeugt Massenartikel und bedarf, um diese absetzen zu können, einer stets wachsenden Masse von Abnehmern. Da auf diese Weise immer mehr Menschen der Früchte der Zivilisation teilhaftig werden, tritt bis zu einer gewissen Grenze eine Nivellierung der Ansprüche aller Gesellschaftsschichten ein. Bedürfnisse, die den niederen Klassen früherer Gesellschaften fremd waren, werden durch das Angebot billiger, dem Bedürfnis entgegenkommender Massenartikel künstlich erzeugt. Der Arbeiter, dessen Verdienst sich gemäss dem Gesetz von Angebot und Nachfrage stets um die für seinen Unterhalt notwendige Höhe bewegt und diese nur selten vorübergehend übersteigt, muss auch seine Frau dem wenig produktiven Haushalt entreissen und zum Verdienen heranziehen. Sonst ist es ihm bei aller Niedrigkeit und «Volkstümlichkeit» der Preise der Fabrikartikel nicht möglich, seine durch die Industrie erhöhten Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Eintritt der Frau ins Wirtschaftsleben kommt einerseits den Interessen des Kapitalismus entgegen, da die Frau als Arbeitskraft in allen Produktionszweigen billiger ist, auf der anderen Seite ist diese starke Beteiligung der Frau

an der Produktion durch die Errungenschaften der Technik des Maschinenzeitalters weitgehend ermöglicht. Das Stadium des Frühkapitalismus, in dem die Industrie (im Gegensatz zu Zünften und Gilden) mit ungeschulten billigen Arbeitskräften und deshalb schon damals zum grossen Teil mit Frauen ihr Auslangen finden konnte, da die Einfachheit des Produktionsprozesses nur geringe Fachkenntnisse erforderte, wiederholt sich auf einer höheren Stufe der industriellen Entwicklung, indem fast alle komplizierten Arbeitsleistungen durch den stählernen Götzen des hochentwickelten Industrialismus, die Maschine, bewältigt werden. Die verhältnismässige physische Schwäche der Frau und ihr Mangel an technischer Vorbildung fällt auch im 20. Jahrhundert nicht mehr ins Gewicht. In immer grösseren Scharen verlässt die Frau das Familienheim und tritt ins Wirtschaftsleben ein. Parallel damit geht die Proletarisierung der mittleren Klassen, des Kleinbürgertums, verdeckt durch den scheinbaren Besitz hochwertiger *Verbrauchsgüter*, deren Erwerb auf Raten den Prozess beschleunigt. Auch die dieser Zwischenklasse angehörenden Gesellschaftsschichten können ihre durch die Industrialisierung gestiegenen Ansprüche nur durch wachsende Erwerbstätigkeit der Frau befriedigen. Die Töchter des Mittelstandes überschwemmen die intellektuellen Berufe je nach dem Grade, in dem ihnen der Weg zu diesem oder jenem Beruf freigemacht wird. Büromädchen, Beamtinnen, Handelsgehilfinnen, Ärztinnen, Advokatinnen erscheinen auf dem Plan und schlagen sich im wirtschaftlichen Daseinskämpfe. Eine Unzahl von Berufen, für die die Frau früher als ungeeignet galt, während in Wirklichkeit nur die wirtschaftliche Notwendigkeit zu deren Besetzung durch beide Geschlechter fehlte, wird nach und nach von den Frauen erobert.



Fraucnsport und Nacktkultur im Kriege
 Die Vorstufe zur Vermännlichung
 Zeichnung von Valdes. Aus «Fantasio», Paris

Schon vor dem Ersten Weltkrieg entsteht dadurch auf dem Arbeitsmarkt eine Lage, die den Unterschied zwischen «weiblichen» Berufen (Haushaltung, Kindererziehung, Blumengärtnerei, Mode u.a.m.) und zwischen anderen, die bis dahin ausschliesslich durch Männer ausgefüllt wurden, hinfällig macht. Bekannt ist der Aufschwung, den die Frauenarbeit auf allen Wirtschaftsgebieten infolge des Krieges genommen hat. Für alle europäischen Länder bedeutete der Krieg eine Anspannung aller ökonomischen Kräfte, und da seine lange Dauer die Heranziehung einer immer grösseren Masse arbeitsfähiger Männer zur wirtschaftlich unproduktiven



Gewandelte Büromädchenmoral
*Der Chef: «Schön, dass Sie endlich kommen –
 eigentlich hatten wir mit Ihrem Eintreffen
 bei Arbeitsbeginn gerechnet . . . Aus «Punch», 1916*

Kriegführung notwendig machte, schlug der Arbeitsmangel der ersten Kriegsmonate bald in sein Gegenteil, eine zunehmende Nachfrage nach Arbeitskräften bei ständig sinkendem Angebot um. Unter solchen Umständen musste sich die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau auf immer weitere Gebiete ausdehnen und so fielen dem erstarkten schwachen Geschlecht die Früchte der wirtschaftlichen Emanzipation gleichsam von selbst in den Schoss. Die gesetz-

lichen Hindernisse der Frauenarbeit, soweit solche in verschiedenen europäischen Staaten noch in kleinerem oder grösserem Ausmasse bestanden, wurden zwar erst zwischen den Kriegen beseitigt; faktisch aber übten die Frauen bereits im Ersten Weltkrieg, insbesondere in dessen zweiter Hälfte, die verschiedensten, selbst die «unweiblichsten» Berufe aus, vielfach auch ohne durch materielle Not dazu getrieben worden zu sein. Ein Beispiel:

«Sehr zahlreich unter ihnen (den Kriegsarbeiterinnen) waren die der Fabrikarbeit gewohnten, die aus weniger beschäftigten oder stillgelegten Betrieben übertraten; aber auch viele Mädchen aus Kreisen, denen die Fabrikarbeit früher nicht als angemessen galt, suchten jetzt in der Rüstungsindustrie Beschäftigung: in Lager- und Gepäckräumen tätig gewesene Mädchen, aber auch schwere körperliche Arbeit wenig gewohnte Heimarbeiterinnen, kleine Schneiderinnen, ungelernete Lehmädchen, Kriegerfrauen ohne Erwerbsberuf und – die Hausfrauen der bemittelten Stände wissen es – Hausangestellte. Vor allem aber ist noch einer anderen Gruppe zu gedenken, die aus einem Gefühl innerer sozialer Verpflichtung sich in den Dienst der Kriegsarbeit stellte: der freiwilligen Arbeiterinnen gebildeter und bemittelter Kreise. Nach Berichten verschiedener Kriegsämter arbeiteten viele von ihnen monatelang in Munitionswerken und in Berichten wird hervorgehoben, wie bereichernd das gemeinsame Wirken und das gründlichere Kennenlernen der Lebensbedingungen und Lebensauffassung einer anderen Volksklasse für alle werden kann².»

Die auf diese Weise mühelos erkämpfte Gleichberechtigung war der Boden, auf dem die politische, rechtliche und soziale Emanzipation, die wir zusammenfassend als «Frauenbewegung»



Amerikanische Gäste in Paris
Zeichnung von G. Pavis

bezeichnen wollen, gedeihen konnte. Bekanntlich gab es schon in früheren Zeiten eine Emanzipationsbewegung, die mitunter aus rein politischen Gründen einsetzte und gefördert wurde, ohne dass sie einen nennenswerten Einfluss auf den Gang der Entwicklung ausübte. Das ist erst mit der zunehmenden Beteiligung der Frau am Wirtschaftsleben der Fall. Gemäss dem Anwachsen dieser Wirtschaftsbeteiligung tritt auch der Kampf um die politische Gleichberechtigung der Frau im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in ein entscheidendes Stadium. Dass die im ökonomischen wurzelnde, ihre Kräfte aus den wirtschaftlichen Tatsachen schöpfende Frauenbewegung durch die wirtschaftliche Umwälzung der Kriegsjahre einen mächtigen Ansporn erhielt und namhafte Erfolge erzielte, muss aus diesem Grunde von vornherein einleuchten. Aber auch hier wäre es verfehlt, die aufsteigende Linie zu übersehen und die Gründe für die heute klar zutage tretenden Erfolge der Frauenbewegung ausschliesslich im Kriege zu suchen.

Es ist nur ein Scherz von Bernard Shaw, wenn er behauptet, die Männer hätten den Frauen aus Dankbarkeit für ihre im Kriege geleisteten Dienste und die Tüchtigkeit, mit der sie die Männer in Kriegszeiten ersetzten, politische Rechte eingeräumt³. Niemals noch hat eine bevorrechtete Gesellschaftsschicht einen Teil ihrer Vorrechte einer unterdrückten freiwillig abgetreten, vielmehr war eine solche Abtretung immer der zwangsmässige Ausdruck einer wirtschaftlichen Notwendigkeit und des in den Unterdrückten erwachten Bewusstseins ihrer Bedeutung und Wichtigkeit bei der Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse vor allem materieller Natur. Man kann nur so viel sagen, dass die Frauenbewegung (die gerade in Shaws Heimat schon vor dem Kriege eine ziemliche Ausdeh-



«Kollegin kommt gleich»
 Karikatur auf die Vermännlichung der Frau im Kriege
 Zeichnung von L. Métivet, Paris

nung und Bedeutung erlangt hatte) auch in England langsamer fortgeschritten wäre, hätte der Krieg nicht die wirtschaftliche Prozedur und damit auch die ideologische Entwicklung in ungeheurer Masse beschleunigt. Nur so konnte es geschehen, dass der konservative und gleichberechtigungsfeindliche Asquith sich schon Mitte 1917 genötigt sah, im Unterhaus zu erklären, dass er seine persönliche Ansicht über das Frauenwahlrecht, dessen Gegner er sein ganzes Leben lang gewesen war, geändert hätte. Und das sagte derselbe Asquith, der sich vor dem Kriege in seinem Kampf gegen das Frauenwahlrecht stets darauf berufen hatte, dass diese Gleichberechtigung höchst ungerecht wäre, da im Kriegsfall ja doch nur die Männer zur Landesverteidigung herangezogen würden. Dass jemand dieses militärische Argument gerade im Krieg aufgeben sollte, ist nicht anzunehmen. Viel näher liegt die Vermutung, dass es sich um einen notgedrungenen Standpunktwechsel und nicht um einen Akt männlicher Courtoisie handelt, wie man nach Shaws Äusserung glauben könnte.

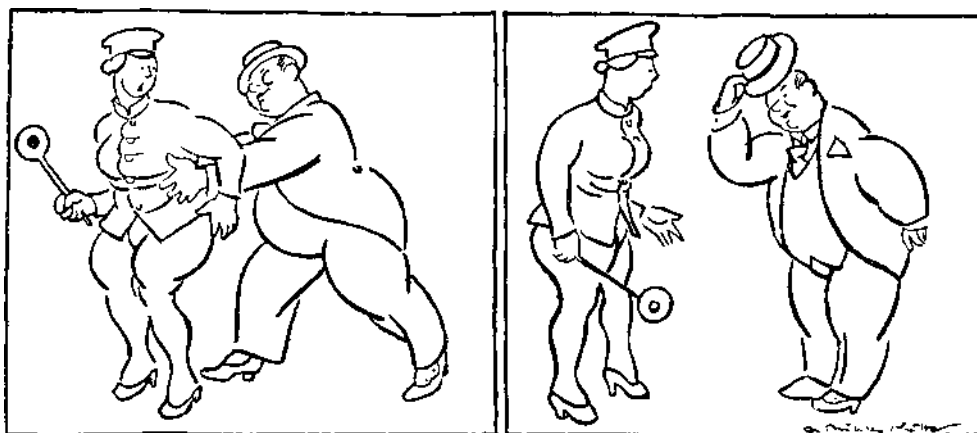
Feminismus und Frauenbewegung sind – wir betreten individuell-subjektives Gebiet – auf die mannigfachste Art mit erotischen Momenten verknüpft und durchsetzt. Die grossen Frauenrechtlerinnen früherer Zeiten, die Frauen, die irgendwie über die damals als gottgewollt und naturgegeben hingestellte Bestimmung der Frau hinaus zu historischer Bedeutung gelangt sind, waren zugleich auch Vorkämpferinnen der Befreiung von den konventionellen Fesseln der Moral. Unter diesem Gesichtspunkt entbehrt es sogar nicht einer gewissen Pikanterie, dass diese weiblichen Genies viel weniger Frauenrechtlerinnen als Fürsprecherinnen der erotischen Freiheit waren, deren Konsequenzen sie für sich auch praktisch zogen.

Solange die wirtschaftliche Notwendigkeit einer Emanzipation nicht vorliegt, bleiben alle diese und ähnliche Bestrebungen ideologische Hirngespinnste, deren Wirkung auf einige Ausnahmsexemplare der Weiblichkeit beschränkt bleibt, die sich überraschend- und bezeichnenderweise schon im 19. Jahrhundert «Emanzipierte» nannten. Ebensovienig hätten auch alle anderen rein erotisch-ideologischen Triebkräfte eine dauern-

de Änderung der Beziehungen zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht ohne eine gleichzeitige Verschiebung im Fundament der Gesellschaft zu bewirken vermocht. Darum geht es nicht an, die Erfolge der Frauenbewegung mit erotischen Phrasen zu begründen. Das hiesse zur Pascalschen Theorie zurückkehren, die in der Geschichte eine vom Zufall aneinander gereichte Kette von Zufällen und in der Nasenform der Kleopatra einen Wendepunkt in der Geschichte sieht.

Darüber hinaus stellte die wirtschaftliche Emanzipation gerade diese stets mehr oder minder virilen Frauen auf Posten, die ihrer Wesensart besonders zusagten. In seinem grossen, bereits 1914 erschienenen grundlegenden Werke über Homosexualität sagt Magnus Hirschfeld:

«Durch ihre virilen Eigenschaften, ihre Selbstständigkeit, ihr Interesse für öffentliche Fragen, ihr ausgeprägtes Verstandesleben einerseits, ihre familiäre Unabhängigkeit andererseits erscheinen sie . . . von vornherein zu führenden Stellungen berufen. In der Tat begegnen wir der homosexuellen Frau in allen rein weiblichen



«Mein Herr, was erlauben Sie sich?!»

Dumme Ausrede

«Entschuldigen Sie – ich hab' geglaubt, Sie sind ein Mann»

Aus «Simplicissimus», 1917 Mann.



Illustration zum Thema «Krieg und Frauenemanzipation»
Kriegsbilderbogen «Woche», Berlin

Vereinsgruppen geselligen, beruflichen oder sozialen Charakters. Sie ist somit von hervorragender Bedeutung für die in unseren Tagen mächtig emporstrebende Emanzipations- und Selbständigkeitsbewegung der Frauen, die wir kurz als ‚Frauenbewegung‘ bezeichnen. Dürfen wir diese natürlich nicht als ausschliesslich oder auch nur vorwiegend auf urmischen Elementen basierend ansehen, so sind doch die Zusammenhänge zwischen ihr und der weiblichen Homosexualität vielfache und intime, indem die Urninden, ihren besonderen Naturanlagen entsprechend, sich als Vorkämpferinnen und Bahnbrecherinnen der weiblichen Unabhängigkeit vom Mann betätigen⁴.»

Auch für die Bedeutung weiblichen Sadismus in der Emanzipation sucht Eberhard den Beweis zu führen und bezeichnet «die Herrschsucht des

Weibes als Ursache seiner Emanzipationslüsternheit». «Alle Versuche zur Erweiterung der weiblichen Machtsphäre entspringen dem Verlangen nach Beherrschung des männlichen Geschlechts in irgendeiner Form. Das ist von einzelnen klardenkenden und -fühlenden Frauen sehr wohl erkannt worden.»

Als die Frauen in den Kriegsjahren immer mehr den Mann zu ersetzen hatten, meinte Dr. W. Stekel, «benützten die Frauen den Krieg, um die Positionen der Männer zu erobern und vielleicht dauernd zu besetzen⁵». Die wütenden Ausfälle gewisser Frauenrechtlerinnen gegen das männliche Geschlecht sind notorisch.

Aber auch sonst hängt die Frauenbewegung mit Problemen des Sexuallebens zusammen. Die freie Liebe oder mindestens die Sprengung der



Die höhere Tochter
 «Wenn Mama, wüsste, dass auch ich ihre Romane lese ...»
 Zeichnung von Vallée. Aus «La Vie Parisienne», 1913

Schranken der bürgerlichen Liebes- und Ehemoral waren von allem Anfang an ein Programmpunkt der Frauenbewegung, für den mit mehr oder minder treffsicheren Argumenten gekämpft wurde. Freilich wurde diese Bedeutung des Zusammenhanges zwischen politischer und erotischer Befreiung, die ihrerseits beide im

ökonomischen fussen, erst mit der Änderung klar, die im wirtschaftlichen Unterbau der Gesellschaft zugunsten der Gleichberechtigung der Geschlechter vor sich gegangen war.

Auch die erotische Befreiung unserer Zeit prägt sich am stärksten in der veränderten erotischen Stellung der Frau zum Manne aus und lässt sich am besten unter diesem Gesichtswinkel betrachten. Immerhin umfasst ihre Bedeutung ein viel weiteres Gebiet und kommt einem Umsturz der gesamten Moral gleich.

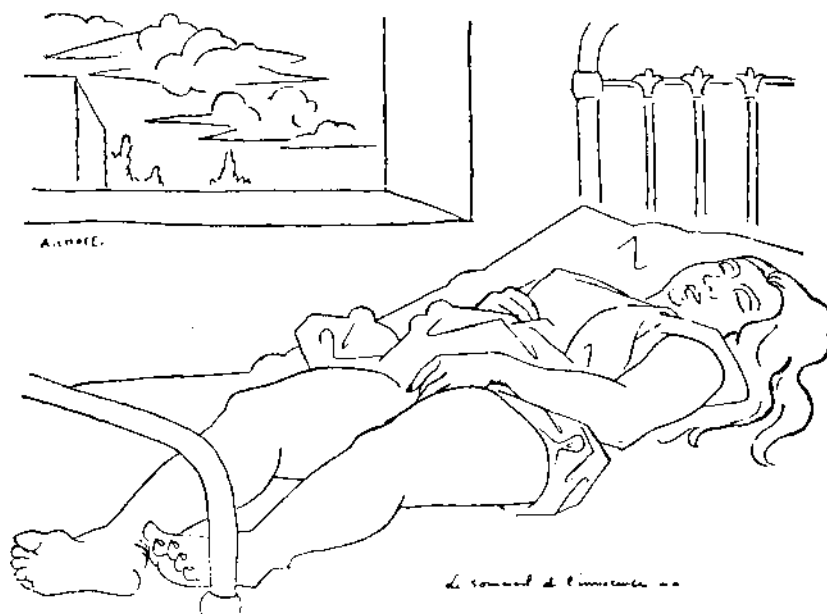
Eine mächtige Förderung erfuhr diese erotische Revolution durch die wissenschaftliche Forschung, die das früher schamhaft bemäntelte Gebiet des Sexuallebens zum erstenmal unter die Lupe nahm und zur eigenen Disziplin der Sexualwissenschaft entwickelte. Der erste Rufer im Streite um die Befreiung von sexuellen Vorurteilen war bekanntlich Krafft-Ebing, dem bald Männer wie Havelock Ellis, Forel, Freud, Magnus Hirschfeld, Iwan Bloch, Lewandowski, Ludwig L. Lenz, Erich Wulffen u.a.m. folgten. Allerdings gab es in diesem erotischen Freiheitskampf zeitlich vorgeschobene Posten, Vorgänger, die die Schranken der alten bürgerlichen Moral schon Jahrzehnte früher als beengend empfanden. So kämpfte bereits das junge Deutschland um die «Emanzipation des Fleisches». Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, dass ohne eine Umschichtung der wirtschaftlichen Struktur sich keine ideologische Bewegung durchsetzen kann, so wird dieser Beweis durch die Unfähigkeit solcher verfrühter Bestrebungen, eine dauernde Änderung in der Moral herbeizuführen, erbracht.

Wie weit sich infolge aller dieser Wandlungen die Stellung der Frau nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in erotischer Hinsicht veränderte, ist unserer Generation genügend be-

kannt. Die bürgerliche Moral des ganzen 19. Jahrhunderts verurteilte die Frau zu einer Passivität, die als die höchste weibliche Tugend aus der Rolle der Frau in der Liebe hergeleitet wurde, in Wirklichkeit aber weit darüber hinausging und wie Calverton⁶ treffend sagt, «nur die Übertragung der wirtschaftlichen Hörigkeit der Frau auf die Welt des Sexuellen und Moralischen» war. Auf diese Weise wurden der Frau eine Unselbständigkeit und ein Anlehnsbedürfnis angedichtet, die nicht in der Natur des Weibes, sondern nur in seiner wirtschaftlichen Lage begründet waren. Fast alle Frauentypen des vorigen Jahrhunderts in den Werken Balzacs bis Ibsens spiegeln die noch unerschütterte bürgerliche Moral wider. Aber schon Ibsens Nora und ihre Schwestern fühlen das Beengende dieser bürgerlichen Moral und sehnen sich nach Befreiung teils ihrer vom Ehezwang bedrückten Weiblichkeit, teils ihrer soeben entdeckten

Menschlichkeit. Noch revolutionärer, noch bedrohlicher für die herrschende bürgerliche Moral wird die Haltung der Frau, die sich aus den zeitgemässen Typen herauslesen lässt, nach der Jahrhundertwende. Der ausgezeichnete Sittengeschichtler Curt Moreck⁷ nennt drei solche Typen der Vorkriegszeit: die «Grande-dame», die «Halbjungfrau» und den «Lulu-Typus».

Häufiger als die Grande-dame ist jedoch der Typus der modernen «Ehebrecherin» anzutreffen, die es vollends der Literatur des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts angetan hat und die die Dramatiker, insbesondere die französischen Lustspieldichter dieser Zeit nicht müde wurden, in bis zum Überdruß variierten Dreieckskomödien darzustellen. Für diesen Typus sind die Schranken der bürgerlichen erotischen Moral, wie sie in der Ehe zum Ausdruck gelangen, nicht



Träumende Unschuld

Psychoanalytische Zeichnung aus einem Sonderheft der Zeitschrift «Le disque vert», Paris



Die Schamhafte

«Sie dürfen mich ausziehen, aber ich verbiete Ihnen,
mich mit den Augen zu entkleiden!»
Aus «Vie de Garnison», 1915

mehr sakrosankt, aber immer noch achtenswert. Sie werden ohne Gewissensbisse durchbrochen, doch wird der Schein noch ängstlich gewahrt und die soziale Folge des Ehebruchs, die Scheidung sorgsam vermieden. Der Typus der Ehebrecherin bedeutet, dass die Bürgersfrau die Institution der Ehe ad absurdum zu führen beginnt, ohne eine wirtschaftliche Position einzunehmen, die sie auf die durch den Mann garantierte Versorgung verzichten liesse. Ausschlaggebend und neu ist hier immer die spielerische Leichtigkeit, mit der sich die Frau über das Gebot der ehelichen Treue hinwegsetzt. Der Ehebruch, zu Madame Bovarys Zeiten noch ein tragisches Problem, wird mehr und mehr zum Gesellschaftsspiel. Ähnliche Züge weist auch der Typus der Halbjungfrau auf, die man mit einem Paradoxon als die unverheiratete Ehebrecherin bezeichnen könnte. Auch sie achtet noch die Schranken der bürgerlichen Moral, bleibt im Schosse der bürgerlichen Familie und hütet ängstlich ihre physische Unberührtheit als Ausweis der Heiratsfähigkeit. Ihre Sinnlichkeit aber

überflutet bereits die Dämme einer Moral, die sie als überholt erkennt. Diesem bekanntlich von Prevost geschaffenen Typus der «Demivierge» ähneln eine Unzahl gleichzeitig aufgekommener literarischer Frauentypen: das «Nixchen», das «süsse Mädels» und wie sie alle heißen mögen, so wie sie auch so ziemlich das gleiche Stadium der erotischen Entwicklung der modernen Frau veranschaulichen. Bezeichnenderweise hat sich in den USA gerade dieser Typus (petting-girl) neben anderen erotischen Sitten der Jahrhundertwende (Fetischismus als Massenerscheinung) bis heute gehalten.

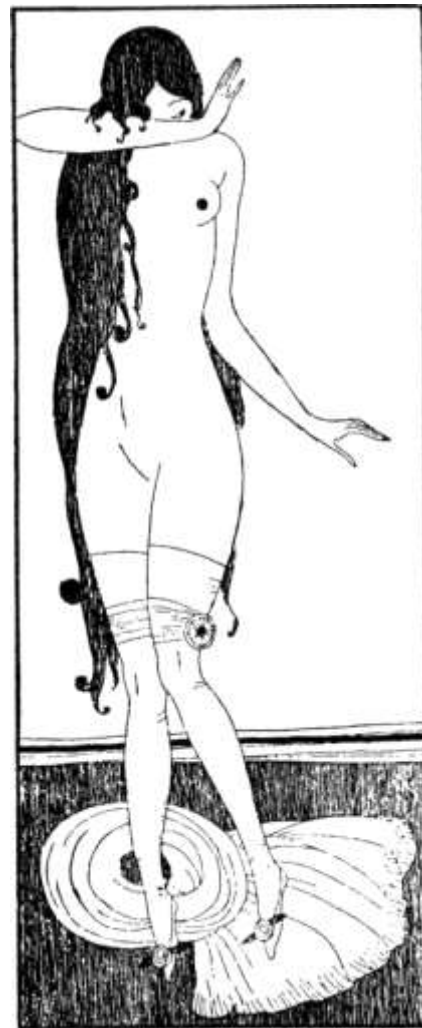
Die von Moreck als letzter Vorkriegstypus genannte Gestalt der Lulu ist die literarische Personifikation der übermächtig gewordenen Triebe. Sie ist, wie ihr Schöpfer Wedekind sagt, «abgeklärt und jeder Hemmung bar», die Frau, die sich an keine erotischen Konventionen mehr kehrt, das aus passivem Lustobjekt zum unerzättlichen Dämon gewordene Weib, das sein ihm bis jetzt verweigertes Recht auf freie Liebeswahl fordert.

Dass die wachsende Teilnahme der Frau an der Produktion, ihr Eintritt in den Daseinskampf, ihr Einblick in die materiellen Probleme des Berufslebens auch den erotischen Frauentyp gründlich verändern musste, kann nach allem, was wir über diese Frage bereits gesagt haben, nicht wundernehmen. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit verändert die Frau aus einleuchtenden Gründen. Die erwerbstätige und erwerbstüchtige Frau hat nicht mehr die einzige Möglichkeit der Ehe: sie ist nicht mehr wirtschaftlich dem Manne auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, sie kann wählen, nicht nur von wem, sondern auch ob sie geheiratet werden oder ihr Brot selbst verdienen will. Dadurch geht auch die jahrhundertalte Passivität ihres Charakters, das Gefühl der

ins Erotische übersetzten wirtschaftlichen Abhängigkeit verloren. Wirtschaftliche Unabhängigkeit gibt Mut zu sexueller Freiheit. Die Zunahme des ausserehelichen Verkehrs geht Hand in Hand mit der Ausübung des vom Feminismus seit jeher geforderten Rechts auch der unverheirateten Frau auf das Kind.

Auch die Frauentypen, die der Krieg aufbrachte, sind, obwohl sie oft nur den wirtschaftlichen und sozialen Status der Frau zu bezeichnen scheinen, zugleich erotisch zu werten. Es sind dies neben der schon erwähnten Kriegsarbeiterin die Kriegerfrau, die Kriegsbraut, die Pflegerin, das Etappenmädel usw. Sie alle wurzeln in dem durch den Krieg bewirkten Wandel der sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen. Über die Änderungen, die insbesondere die weibliche Psyche im Kriege durchgemacht hat, wird noch viel zu sagen sein. Die Frau, die sich als mehr oder minder vollwertigen Mannersatz und in sich die Fähigkeiten zur Leistung männlicher Arbeit erkannte, trat bald dem Vorurteil vom «natürlichen Anlehnungsbedürfnis» der Frau entgegen. Sie begann auf den eigenen Füßen zu stehen und ihr Recht auch im erotischen Leben geltend zu machen. Wenn wir diese Wirkung des Krieges auch nicht übertreiben, sie vor allem nicht als jähe Wendung im Gang der erotischen Entwicklung der Frau und ihr Ergebnis ebenso wenig als eine unvorbereitete, unvermittelte neue Etappe der erotischen Revolution ansehen wollen, so dürfen wir doch den beschleunigenden Einfluss des Krieges auch hier nicht übersehen. Seine Bedeutung liegt vielleicht vor allem darin, dass er ausser den Frauen und Mädchen des Proletariats, deren sittliches Verhalten ja mit den Vorschriften der bürgerlichen Moral seit jeher wenig übereinstimmte, auch andere Gesellschaftsschichten ergriff, deren Frauen von der

langsamen Wandlung der Moral vor dem Kriege unberührt geblieben waren. Dadurch wurde die moralische Umwälzung des Krieges allgemein, alle Klassen der Gesellschaft erfassend. Da sich die Leidenschaften legen und eine ruhigere Zeit die sittlichen Ergebnisse der Kriegsjahre, wie auch der noch sittengeschichtlich zu diesen gehörenden Jahre zwischen den beiden

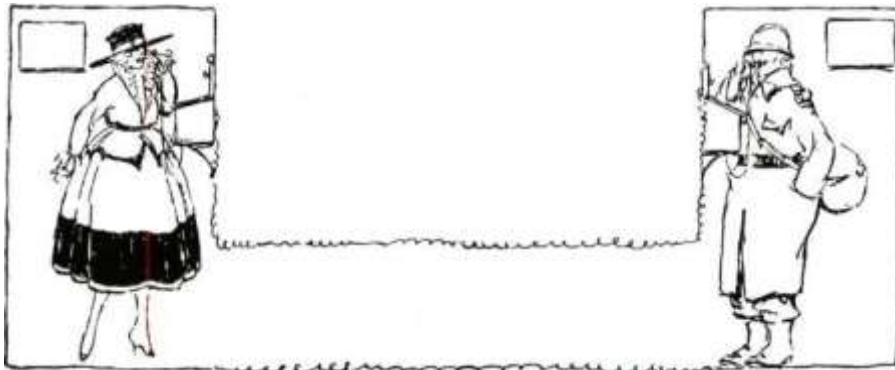


Die Dame der Gesellschaft
«Werden Sie wenigstens diskret sein?»

Zeichnung von Dertrin, Paris

Weltkriegen überblicken lässt, sieht man, dass der Krieg die Entwicklung wohl in ungeahnter Masse beschleunigt, aber nirgends etwas wesentlich Neues geschaffen hat. Die neuen Formen des industriellen Kapitalismus, die die wirtschaftliche Improduktivität der weiblichen Hälfte der Menschheit nicht mehr zuließen, die politisch-soziale Gleichberechtigung beider werktätiger Geschlechter, vor allem aber die mit dem Abbröckeln der kraftlos gewordenen bürgerlichen Moral einhergehende moralische und erotische Befreiung waren als Tendenzen ungefähr seit der Jahrhundertwende wirksam.

Wir verdanken auch sie nicht den Kriegen, diesen Kriegen, denen wir nichts zu verdanken haben. Altes und Vermodertes wurde vom Krieg verweht, aber es wäre auch ohne ihn der Vernichtung anheimgefallen; so manches reifte im Schosse der «grossen Zeit», aber diese Saat hätte auch aufgehen können ohne dass Millionen Leichen den Boden der Menschheitsgeschichte zuvor düngten. Was uns die Kriege beschert haben ist nichts als eine geistige und moralische Verödung, eine Entfesselung atavistischer Triebe, die insgesamt elf Jahre lang ungehemmt die Welt durchtoben durften.



Juli 1914

«Hallo, Cherie? Ich komme nicht zum Abendbrot – wir fahren an die Front . . .»
Titelvignette aus «La Baïonnette»

Rechts: Die Werberin
*Gaby Deslys gibt jedem Engländer,
der sich anwerben lässt, einen Kuss.*
«Glauben Sie mir, Mylord, es fällt mir
nicht leicht, es umsonst zu tun!»
«Ulk», 1915

Rechts unten: Die Masseuse
Das Gemälde von Guillaume zeigt das
Schönheitsideal der Zeit um 1910

Unten: «La belle Otero», das Sex-Idol
der Jahrhundertwende.
Aus Hirschfeld-Spinner «Geschlecht
und Verbrechen»





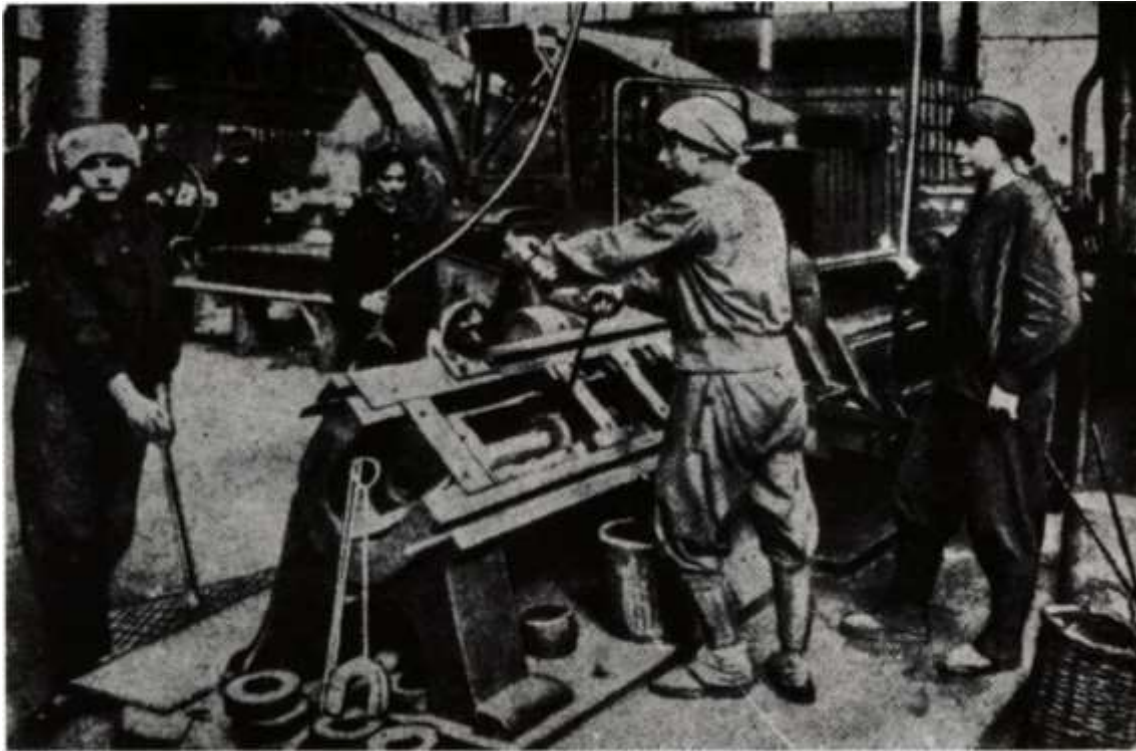
Der «obszöne» Badeanzug (knielang) wird polizeilich verfolgt
Originalaufnahme, um 1914



Unreife Frucht
Zeichnung von Otto Dix

Unten: Die Demivierge
«Oh, meine schneelig weisse Taube, das Eingeständnis Ihrer zarten Zuneigung lässt mich noch den Kopf verlieren . . .
«Das spielt keine Rolle, lieber Freund, ich liebe Sie nicht Ihrer schönen Augen wegen ...»
Zeichnung von L. Métivet. Aus «Le Rire», 1895



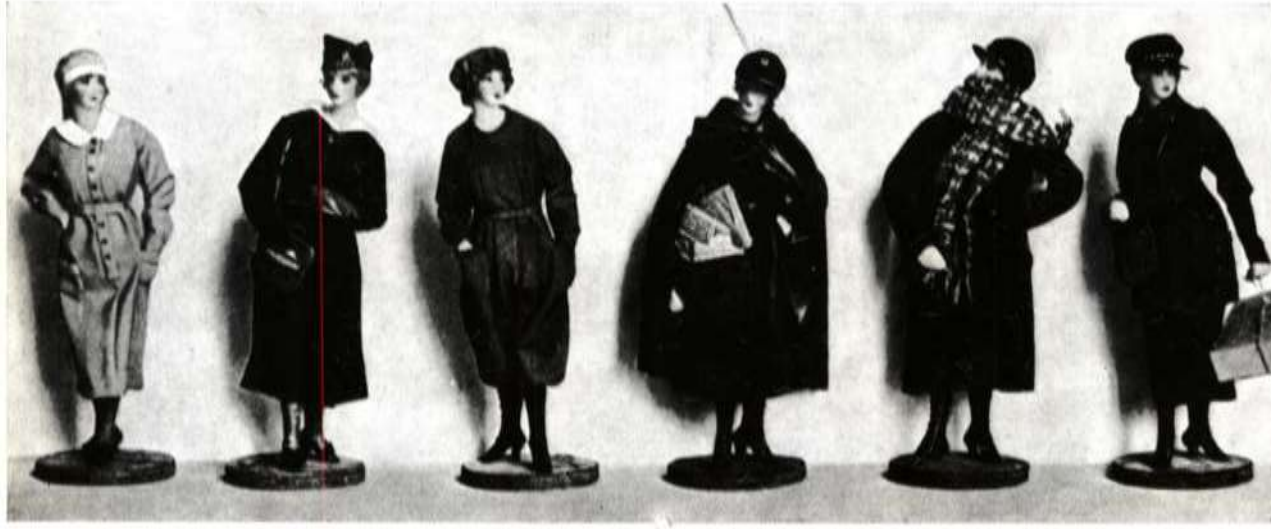


Frauenarbeit im 1. Weltkrieg. *Originalaufnahme aus einer Munitionsfabrik*

Rechts: Kriegsfrau und Kriegsmaschine
Originalaufnahme aus einer französischen Munitionsfabrik

Unten: Der Brief von der Front: „Ich sehe Sie vor mir, jeder Zoll eine Dame, in duftigem Musseline . . .“
Von Ed. Tournain. Aus „La Baïonnette“, 1915





Oben: Die Kriegsberufe der Pariserin

Die Krankenschwester – Die Schaffnerin – Die Fabrikarbeiterin – Die Briefträgerin – Die Taxifahrerin – Die Lieferantin, Austrägerin – Wachsfiguren im Pariser Musée de la Guerre. Aus «L'Illustration»

Unten: «So eine hübsche Schaffnerin! Also bitte, da heisst's immer, dass in dieser Zeit für die Bevölkerung nichts geschieht!»

*Zeichnung von Willy Stieborsky.
Aus «Die Muskete», 1915*

Eva auf dem Hinterron
«Na, Schaffnerin, weiterfahren!»
«Jleich doch, jleich – ach Jott, det scheene Kleid!»
Aus «Ulk», 1916





Der Rote Platz bei Kriegsausbruch
Originalaufnahme aus Moskau, 1914



Die Pariser Börse notiert den Kriegsausbruch
Originalaufnahme



Die Kriegserklärung wird vor
dem Berliner Schloss verlesen
Originalaufnahme



AMERICANS ALL

- Du Bois
- Smith
- O'Brien
- Cejka
- Haucke
- Pappandriopoulos
- Andrassi
- Villotto
- Levy
- Turovich
- Kowalski
- Chiczanevici
- Knutson
- Gonzales

Victory Liberty Loan



Oben: Die Marseillaise
Von A. Rouville, «Fantasio», 1914



Redits oben: Titelblatt eines Sex-Journals im Kriege
Von A. Hérouard

Redits: In einer Londoner Kriegsrevue singt die
Schauspielerin Delysia die Marseillaise
Originalaufnahme von Wrather & Buy

Linke Seite: Sex in der Kriegswerbung – amerikanisches
Kriegsanleiheplakat
Sammlung Wolff, Leipzig





Oben: Truppentransport
 Von B. Wennerberg, «Simplicissimus», 1915



«Aus welchem Grunde lehnen Sie
 meinen Antrag ab?» «Aus dem
 gleichen, der die Musterungskom-
 mission veranlasst hat, Sie zurück-
 zustellen . .
 Von K.A. Wilke, «Muskete», 1915

Rechts: Einzug österreichisch-ungarischer Kavallerie
 In Lublin
 Die Polen erhofften anfangs von den Mittelmächten
 die Befreiung von Russland und die Unabhängigkeit.

Zeichnung von L. Tuszyński





Ernteurlaub
Zeichnung von A. Stadler, 1916

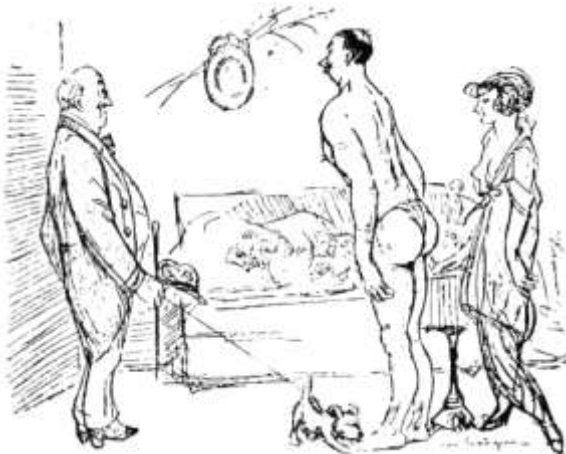
II

Erotik und Triebleben bei Kriegsausbruch

Die Hurrabebegisterung und ihr libidinöser Hintergrund – Abschwächung oder Steigerung des Geschlechtstriebes bei Kriegsausbruch? – Der Krieg im Lichte der Soziologie und der Psychoanalyse

Keiner, der sie zu erleben verdammt war, wird sie jemals vergessen, jene Tage des entfesselten Kriegstamels, da die Massen johlend die Strassen der Städte überfluteten, zu rasender Wut aufgestachelt, eine Bestie mit hunderttausend Pranken, bereit, sich auf einen niegesehenen Feind zu stürzen, Tod und Verderben über ihn zu bringen. «Sonderbar, sonderbar war jene Sommernacht, niemals war der Mensch kleiner gewesen, als damals im Sommer», sang ein Dichter, dessen Augen sehend geblieben waren. Man erweist dem Pazifismus keinen guten Dienst, wenn man den Massenwahn der ersten

sten Kriegstage auf allzu praktische Motive zurückzuführen sucht. Zweifellos waren unter den Tausendstimmigen, die in Paris den Marsch auf Berlin, in Berlin die Vernichtung Frankreichs, in Wien und Budapest den Tod Serbiens forderten, auch gedungene Brüller, bezahlte Agenten der Kriegspropaganda. Zweifellos wurde im Wirrwarr der antifeindlichen Strassentumulte ausländisches Eigentum nicht nur zertrümmert, sondern auch gestohlen. Zweifellos zogen mit den hurraschreienden Scharen auch Jugendliche, in keinem Grossstadtmob fehlende unverantwortliche Elemente, die sich umso gedankenloser am Rummel ergötzten, als sie für ihre Person nichts befürchteten (später aber allerdings meist selbst daran glauben mussten!). Aber die ganze Kriegsbegeisterung diesen Lohnschreibern, Gelegenheitsräubern und scheinbar Geborgenen in die Schuhe zu schieben, widerspricht doch den Tatsachen. Den Tatsachen, die auch die von der patriotischen Presse aller Länder betriebene Hetzpropaganda allein nicht restlos zu



Sein ganzer Stolz

«Sie müssen schon entschuldigen – seit mein Mann tauglich befunden wurde, läuft er den ganzen Tag nackt herum . .

«Zeichnung von M. Rodiguct. Aus «Le Rire rouge», 1917

erklären vermag. Die Wahrheit ist, dass in jenen Tagen, bis auf wenige, die sich der Massenpsychose entziehen konnten, alles kriegssüchtig und kriegsbegeistert war. Es war ein Ausbruch des Massenwahns, der damals die Strassen durchtobte, eine Explosion, wie sie schon vorher erlebt und – etwa von Zola – auch beschrieben worden war, die aber niemals einen solchen Weltenbrand angefacht hatte. Wenn etwas allgemein zu nennen ist, so war es diese Begeisterung, die nur ganz geringe Ausnahmen zuließ; sie war genau so, wie sie Gläser in seinem «Jahrgang 1902» schildert. Darüber dürfen sich auch Pazifisten keiner Täuschung hingeben. Sie war eine Entladung, der jahrelange Spannung vorausgegangen war.

Als der Abgeordnete Graf Apponyi im ungarischen Parlament bei Bekanntgabe der Kriegserklärung den Freudenruf «Endlich!» ausstieß, empfanden und riefen Millionen wie er. Und der Kaufmann, der in den Tagen der Mobilmachung



in den Wiener Strassen eine Rede hielt und meinte, ohne den Krieg wäre alles zusammengebrochen, der Friede aber einfach nicht mehr zu ertragen gewesen, sprach gleichfalls aus der Seele aller. Alle sprachen von einem unerträglichen Druck, der auf der Welt gelastet hatte und mit dem Kriegsausbruch urplötzlich gewichen war. Was war dieser Druck und warum war er unerträglich?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir in das dunkle Reich der Instinkte hinabsteigen. Denn es waren durchwegs Instinkte, die in der Kriegsbegeisterung, in der Freude am Krieg, der ihnen ungehemmte Erfüllung verhieß, zum Ausbruch kamen. Vor allem der Kampfinstinkt, die Lust am Blut, ein uraltes Erbe der Menschheit.

Es fehlt nicht an Versuchen, Kriege überhaupt aus dem Geschlechtstrieb zu erklären. Der Italiener Gallo hat zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg diesen Versuch unternommen in einem Werk, das alle wirtschaftlichsozialen Bedingungen des Krieges ausser Acht lässt und ihn allein auf das Sexuelle zurückführt.¹ Wir wollen und können ihm nicht auf dieses Gebiet folgen. Wir sind überzeugt, dass es ohne Besitz keinen Krieg gibt. So ist der Krieg in Gesellschaften, in denen das Weib selbst nur Besitz ist, möglich, doch müssen wir uns fragen, ob wir berechtigt sind, selbst da von einem Krieg aus erotischen Gründen zu sprechen. Der Horazsche Spruch «nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli causa» beweist wenig, wenn er gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges oft zitiert wurde, unter anderen von Iwan Bloch. («Denn vor Helena schon war

Im Kriegstaumel

Die einen sterben – andere ziehen daraus Vorteil und Vergnügen.

Holzschnitt von Frans Masereel

der Geschlechtsteil der Frau ein übelriechender Kriegsgrund», Horaz, Satiren 1. Buch.) Bloch allerdings meinte, bei einer künftigen wissenschaftlichen Erforschung der Ursachen des Ersten Weltkrieges würde in erster Reihe die wirtschaftliche Betrachtungsweise zu Ehren kommen müssen und dann erst die sexualwissenschaftliche. Wir haben das so ausgedrückt, dass neben den wirtschaftlichen Kriegsursachen auch die subjektiven und unter diesen die erotischen nicht übersehen werden dürfen, die zwar keinen Krieg hervorrufen, aber vielfach die Formen bestimmen, unter denen die wirtschaftlich-soziale Notwendigkeit des Krieges und der durch ihn bedingten ökonomischen Umwälzung sich durchsetzt.

Das alles schliesst also nicht aus, dass die Erotik bei Kriegsausbruch auf mannigfache Art wirksam war, indem die Kriegsbegeisterung durch erotisch gefärbte Impulse gestärkt wurde. So versucht man, Rachegelüst und erotischen Trieb gemeinsam in Tätigkeit zu setzen, indem man den Kriegsteilnehmern in der Donaumonarchie die mitermordete Gattin Franz Ferdinands gewissermassen als Kriegsschutzheilige hinstellt, deren unschuldig vergossenes Blut gerächt werden müsse. Auch sonst bedient sich die (überall sehr rührige) Kriegspropaganda solcher Schlagwörter mit erotischem Beiklang – aber sind schliesslich nicht alle Ideen, für die man sich bis zur Selbsthingebung begeistert, erotisch, das heisst vom Unbewussten her libidinös gefärbt? Die Psychoanalyse hat es bekanntlich in der Lehre von der Sublimierung behauptet, und gerade mit Bezug auf den Weltkrieg sagt ein französischer Vertreter dieser Wissenschaft²:

«Ohne zum Pessimismus zu neigen, ist man versucht, die Menschheit der egoistischen Berechnung und der Bevorzugung sachlicher Interessen zu beschuldigen; allein man darf nicht überse-



Nichts gemein mit der Bergpredigt . . .

Havas – Auf Aufforderung der französischen Bischöfe und der englischen Regierung fanden in Frankreich und England Gebete für den Erfolg der Heere statt.

Holzschnitt von Franz Masereel

hen, dass alle diese Berechnungen und Strebungen gleichsam nachträgliche und akzessorische Rechtfertigungen eines tiefstliegenden, spontanen, unwiderstehlichen Hanges sind. Es ist sogar tröstlich, wenn man von dieser Art Pessimismus nicht ganz durchdrungen ist, zu beobachten, wie viele Menschen den Gegenstand ihrer Gefühlsregungen ihrer Bequemlichkeit, ihrem Erwerbssinn usw. vorziehen. Der Krieg hat uns ein wunderbares Beispiel dafür geliefert. Um die Massen aller kriegführenden Staaten in Bewegung zu setzen, hiess es nicht die Logik der wirtschaftlichen Berechnung ins Treffen, nicht die Ziele der handelspolitischen Expansion, des industriellen Wohlstandes, der Finanzspekulation vor Augen zu führen, sondern es hiess die Saiten der Liebe und des Hasses schwingen lassen, indem man die Fragen des Ansehens, der Ehre, der Gerechtig-

keit und sogar des Friedens (denn viele hatten den Mut, zu glauben, dass sie die Möglichkeit aller künftigen Kriege aus der Welt schaffen) aufwarf. Die Soldaten brauchten, um die Hölle der Schützengräben zu ertragen, die Überzeugung, geliebte Wesen vor sicheren Grausamkeiten zu schützen. Das alles ist eine rein gefühlsmässige Form . . . Dieses Gefühlsmässige ist zugleich die Grösse und das Elend, der Menschheit; ihre Grösse, weil sie rein ideelle Ziele verfolgt, und ihr Elend, weil dadurch ein Mensch gegen den anderen gestellt und ein Zusammenwirken, das allein Frieden und materielles Glück verbürgen könnte, unmöglich gemacht wird.

Seit jeher hat man die Gleichartigkeit dieser religiösen, sozialen, individuellen (Selbstliebe) Empfindlichkeit mit der Leidenschaft der Liebe und der Macht der sexuellen Begierde geahnt, die Psychoanalyse aber hat, indem sie die Möglichkeit der Ersetzung eines Elementes durch das andere im selben Individuum zeigte, ihre Wesensgleichheit mit aller Klarheit nachgewiesen.» Nun halten wir den hier erwähnten Nachweis keineswegs für erbracht und die Sublimierungstheorie mit Hirschfeld, dessen Ausführungen über dieses Thema höchst lesenswert sind³, für «recht unsicher». Hier kommt es uns indessen nur auf die Tatsache an, dass der Kriegsausbruch nicht logisch gewertet, sondern gefühlsmässig erlebt wird. Ob die ihn begleitenden Gefühle nur zum Teil erotisch oder letzten Endes ganz «libidobesetzt» sind, mag als rein theoretische Frage dahingestellt werden.

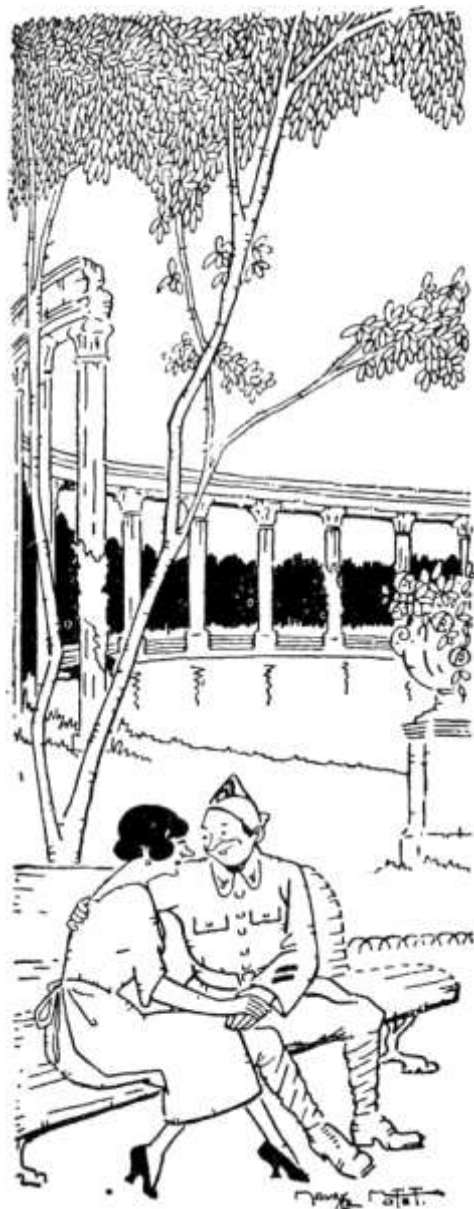
Eine komplementäre Frage, die gleichfalls beantwortet werden will, lautet: Wie und in welchem Ausmass beeinflusste der Kriegsausbruch und die Kriegsbegeisterung nun eigentlich die Erotik?

Nach Ansicht H. Fehlingers nur negativ, indem bei Ausbruch des Krieges eine Abschwächung

des Geschlechtstriebes eingetreten sei. Hören wir, wie Fehlinger seine Ansicht begründet:

«Kurz nach dem Kriegsausbruch, mit seinem übermächtigen Eindruck auf die Volksmassen, übertäubten der Hass gegen die Feinde und die Begeisterung für die eigene Sache bei jung und alt, Mann und Frau alle übrigen Gefühle. Selbst in der lebensfrohen süddeutschen Heimatstadt des Verfassers schien der Krieg der ausschliessliche Gesprächsgegenstand sogar der Liebespaare zu sein, denen man in der Stadt und ihrer Umgebung begegnete. Auch auf den ehelichen Geschlechtsverkehr wirkte die Wucht der Ereignisse zweifellos einschränkend. Welche Wirkung die durch den Krieg hervorgerufene allgemeine Gemütsstimmung auf die Häufigkeit der Konzeption und Geburten ausgeübt haben mag und noch ausübt, lässt sich nicht ermes sen. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Zahl der unehelichen Geburten in den ersten acht Monaten, während welcher die Geburtenhäufigkeit durch den Krieg beeinflusst wurde, im Verhältnis ganz bedeutend mehr zurückging als die Zahl der ehelich Geborenen. Das ist wohl hauptsächlich die Folge davon, dass unter den in den ersten acht Kriegsmonaten eingezogenen Männern überdurchschnittlich viel Ledige waren, die in der Regel als Väter unehelicher Kinder in Betracht kommen⁴.»

Der letzte Satz widerspricht allem, was der Verfasser sonst über die Abschwächung des Geschlechtstriebes sagt. Eine solche folgt bei der von ihm selbst zugegebenen grossen Zahl der eingezogenen jungen Männer aus der Abnahme der unehelichen Geburten umso weniger, als bald nach Kriegsausbruch auch die Kenntnis der Verhütungs- und Schutzmittel ungeahnte Fortschritte machte. Hätte Fehlinger in den Tagen des Kriegsausbruches die Bordelle seiner «le-



Sie liebt sie alle . . .
 «Liebst du mich?» – «Ja!» – «Wie?» – «Wie deinen
 ganzen Jahrgang ...»
 Zeichnung von M. Motet. Aus «Le Rire»

bensfrohen süddeutschen Heimatstadt» besucht, so wäre er bestimmt zu anderen Schlüssen gekommen: diese waren nämlich damals von Soldaten aller Kategorien überfüllt. So glaubhaft es also rein theoretisch wäre, dass die Begeisterung abschwächend auf den Geschlechtstrieb wirkt, müssen wir eher das Gegenteil annehmen, wofür, insbesondere was Frauen anlangt, auch sonst vieles spricht. So lesen wir in der Frankfurter «Umschau» über die «Weisheit des Krieges», die auch die Frage des Geburtenrückganges mit einem Schlag gelöst haben soll, etwas, was den Ansichten Fehlingers vollkommen widerspricht:

«Die Mobilmachungswoche mit ihrem heissen Aufflammen ehelichen und unehelichen Liebesverlangens ohne Rücksicht auf die Mittel der Geburtenverhinderung (?) lassen bereits für das nächste Jahr, zumal wenn die Säuglingsfürsorge ihre Aufgabe richtig erfasst, ein erhebliches relatives Ansteigen der Geburtenziffer erwarten⁵.»

Überhaupt scheint das grosse Erlebnis des Kriegsausbruches, die heftige Gemütsbewegung, mit der er einherging, auf die Frauen aller Länder eine stimulierende Wirkung ausgeübt, ihr Liebesbedürfnis erheblich gesteigert zu haben. Darüber erzählt unter anderem der französische Arzt Dr. Huot. Er verweist auf das Beispiel der Französinen, die sich aus Patriotismus fast wahllos den ins Feld ziehenden Soldaten schenkten. Es handelte sich hierbei ganz bestimmt weniger um Patriotismus als eine Art Kriegsnymphomanie, wie sie in allen Ländern beobachtet und zum Beweise dessen angeführt wurde, dass die Frau auf das Kriegserlebnis durch eine mächtige Steigerung ihrer Libido reagiert. Da sich Beispiele dafür in Hülle und Fülle finden, begnügen wir uns mit der Wiedergabe eines einzigen, das wir einem Artikel des Journalisten E. Erdely über Budapest und die Buda-

pesterinnen, betitelt «Unsere Hauptstadt im tausendtägigen Krieg», entnehmen⁶:

«In den Wochen der grossen Aufregung und in den folgenden Monaten sind die Frauen in einen fieberhaften Taumel der Begeisterung und der empfindsamen Selbstverleugnung verfallen, als ob die Sinne die drückenden Fesseln aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rücksichten mit einem Ruck abgeworfen hätten. Es schien natürlich und ein rührendes Opfer am Altar des Patriotismus, dass dieselbe Gemütsbewegung, die sich bei den Männern in Mordlust, in der sogenannten Kampfbegeisterung äusserte, bei den Frauen in einer Raserei der körperlichen Hingabe zum Ausdruck kam. Es wurden keine Statistiken darüber gemacht, aber die Folgen haben es bestätigt, dass sich die begeisterten Mädchen wie von Sinnen in die Arme der ins Feld einrückenden Männer warfen, denn in diesen ersten Wochen schien jeder Mann der eine Uniform anhatte, ein erhabener Vermählter des Todes und wer hätte die Kraft aufgebracht, den bittenden Worten, den flehenden Blicken zu widerstehen? Niemals haben Frauen so viel Fehlritte und Sünden begangen, als in jenem Herbst des Massenfiebers.»

Im Übrigen soll uns die Psychoanalyse die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Krieg und Triebleben beantworten.

*

Die psychoanalytische Erklärung des Krieges setzt dort ein, wo die soziologische aufhört. Unser Problem lautet: Was sind die seelischen Triebfedern des Krieges? A priori ist es einleuchtend: ohne kriegerische Tendenz gäbe es keinen Krieg, es müssen seelische Bereitschaften vorliegen, die den Krieg ermöglichen. Nun sieht die soziologische Betrachtungsweise im Krieg ein objektiv bedingtes Phänomen des menschlichen Zusammenlebens und geht über

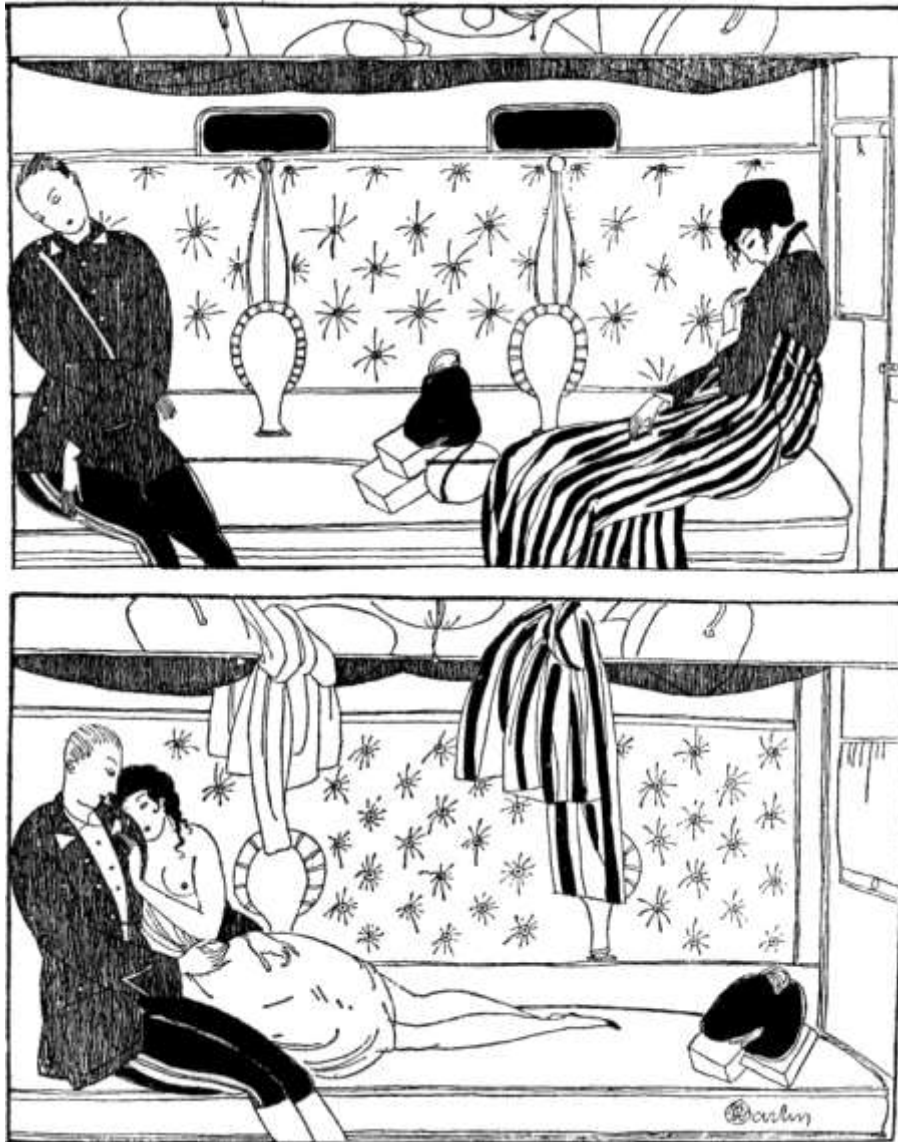
die Prüfung dieser Tatsache nicht hinaus. Indessen drängt sich immer wieder die beunruhigende Frage auf, wieso es überhaupt zu Kriegen kommen kann. Um diese elementare Frage beantworten zu können, müsste einem der Einblick in die geheimsten Regungen der Menschenseele offen sein. Denn Selbstbekenntnisse führender Persönlichkeiten, wirklich überzeugende und geständnishaft Psychogramme, besitzen wir – leider – nicht, auch fehlen uns verlässliche Psychographien einzelner Kollektivitäten. Völkerpsychologische Charakteristiken, wie sie im Kriege etwa von Sombart («Krämer und Helden»), Wundt («Die Nationen und ihre Philosophie»), Häckel («Ewigkeit») hingeworfen wurden, entbehren der distanzierten Sachlichkeit. Sie wirken eher als «Stigmatisation» anderer Völker, es kommt ihnen keine objektive Gültigkeit zu.

Verallgemeinernde Feststellungen können uns der Lösung des Problems nicht näherbringen. Richtiger erscheint uns, wie R. Steinmetz⁷ an die Materie in seinem Werke herantritt, in dem er ein Kapitel mit den Worten überschreibt: «Wie sind Kriege überhaupt möglich?» Er nimmt die Analyse der Massen, der leitenden Politiker, der Militaristen usw. vor und schliesst, indem er die Unzulänglichkeit seiner Untersuchungen – fast entschuldigend – feststellt. Als Eigenschaften der Masse zählt er auf:

- a) Kampflust (als biologisch vererbt!),
- b) Abenteuerlichkeit,
- c) Herrschsucht,
- d) Habsucht,
- e) Furcht (zum Beispiel Frankreich vor Deutschland),
- f) Leichtsinn, Selbstüberhebung usw.

und fasst seine Einzelbemerkungen wie folgt zusammen:

«Es ist unmöglich, dass eine Erscheinung (Krieg!), welche so alt ist wie die Menschheit, so mit allen Seiten des Völkerlebens verfloch-



Der fahrende Ritter

«Die Passagiere haben auf die Bequemlichkeit der Mitreisenden Rücksicht zu nehmen.»
 Zeichnungen von Martin. Aus «La Vie Parisienne»

ten, welche so ungeheure Opfer heischt, so furchtbares Leiden allen Volksgruppen auferlegt, welche zu ihrer Verwirklichung so vielerlei individuelle und kollektive Bedingungen stellt,

es ist unmöglich, dass eine solche Erscheinung nicht der Ausdruck der Wesenheit der Menschheit wäre, genau so wie alle anderen grossen Menschheitsoffenbarungen, wie Kunst, Wissen-



«Prost Mahlzeit, Verbündeter!»

Titelkopf der Speisekarte eines englisch-französischen Restaurants in Paris

schaft, Religion, wie Wettbewerb und Arbeitsteilung, wie Tugend und Verbrechen, wie das Umgekehrte des Krieges, das Friedensstreben.» Und weiter: «Der Krieg kann doch nichts anderes sein als der Ausdruck, das Ergebnis der Menschenart, welche ungefähr dieselbe blieb und ist in allen Rassen, in allen Perioden der Entwicklung bis auf heute. Alle Religionen, alle Kultur, alle Umwälzungen, alle Erfindungen haben sie gar wenig geändert. ...» G. Steffen⁸, der schwedische Soziologe, äussert sich folgendermassen: «Der Mensch ist durch diese seine Entwicklung über das Stadium des Naturlebens weg, die wir ‚Kultur‘ nennen, absolut nicht weniger vulkanisch geworden! Davon zeugt unter anderem dieser Krieg. Der Mensch hat an Seelenfreiheit, an Güte, an Selbstbeherrschung, an Organisationsfähigkeit, an Kraft und Klarheit des Denkens, an Planmässigkeit und Ausdauer des Willens unendlich gewonnen. Aber seine Seele ist ein fürchterlicherer Explosionsstoff als je zuvor.»

Der Wiener Soziologe W. Jerusalem resümiert: «Man sieht wohl nur allzu deutlich, dass auch im modernen Menschen Hass und Gewalttätigkeit

keineswegs verschwunden sind. . . . Die leider nur allzu dünne Oberschicht der Vernunft, der Humanität und vielleicht mehr noch der klugen Berechnung, durch welche die niederen Triebe verdeckt und gehemmt werden, diese Oberschicht wird vom Kriegssturm weggeblasen, vom Kriegsfeuer zu Zunder verbrannt, und vor uns steht der gewalttätige Urmensch, für den an der Grenze seines Stammes der Mensch aufhört¹⁰.»

Somit wäre nach der Aussage dieser Soziologen der Krieg eine elementare Äusserung der Menschennatur, die ihrer seelischen Struktur immanent anhaftet. Diese übereinstimmende Ansicht namhafter Soziologen gibt uns zu denken.

Und da müssen wir vorerst feststellen, dass sich die Wissenschaft der Psychologie recht wenig um die seelischen Triebfedern des Krieges kümmerte. Das ist auch kein Wunder, denn nicht ohne Berechtigung nannte man sie eine «Psychologie ohne Seele». Es ist daher kein Zufall, wenn wir darüber von einem Forscher belehrt werden, der als der Entdecker der menschlichen Seele gilt: Freud. In einer im Anfang des Krieges erschienenen Schrift¹¹ behandelt er das Problem des Krieges und Todes. Er knüpft an die durch die Neurosenforschung gewonnenen Erfahrungen an:

«In Wirklichkeit gibt es keine Ausrottung des Bösen. Die psychologische – im strengen Sinne die psychoanalytische – Untersuchung zeigt vielmehr, dass das tiefste Wesen des Menschen in Triebregungen besteht, die, elementarer Natur, bei allen Menschen gleichartig sind und auf die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse zielen. . . . Zugegeben ist, dass alle die Regungen, welche von der Gesellschaft als böse verpönt werden – nehmen wir als Vertretung derselben die eigensüchtigen und die grausamen

– sich unter diesen Primitiven befinden.»

Er erläutert sodann die Umbildung der bösen Triebe unter dem Einfluss innerer (Liebesbedürfnisse) und äusserer Faktoren (Zwang, Erziehung), was in der Sprache der Psychoanalyse der Prozess der Sublimierung oder Veredelung heisst, um dann fortzufahren:

«Der sonstige Druck der Kultur zeitigt zwar keine pathologischen Folgen, äussert sich aber in Charakterverbildungen und in der steten Bereitschaft der gehemmtten Triebe, bei passender Gelegenheit zur Befriedigung durchzubrechen. Wer so genötigt wird, dauernd im Sinne von Vorschriften zu reagieren, die nicht der Ausdruck seiner Triebneigungen sind, der lebt, psychologisch verstanden, über seine Mittel und darf objektiv als Heuchler bezeichnet werden. Es ist unleugbar, dass unsere gegenwärtige Kultur die Ausbildung dieser Art von Heuchelei in ausserordentlichem Umfange bestätigt . . . Dass die menschlichen Grossindividuen, die Völker und Staaten, die sittlichen Beschränkungen gegeneinander fallen liessen, wurde ihnen zur begreiflichen Anregung, sich für eine Weile dem bestehenden Druck der Kultur zu entziehen und

ihren zurückgehaltenen Trieben vorübergehend Befriedigung zu gönnen¹².» Also eine Empörung der Triebe gegen die Zucht der Gesittung – die elementar zum Kriege drängt. Nicht minder aufschlussreich sind die Ausführungen des englischen Psychoanalytikers E. Jones¹³. Er weist auf unsere primäre, durchaus egoistische und antisoziale Triebanlage hin – die von der Analyse als feststehende Tatsache ans Licht gebracht wurde – und erörtert die Sublimierung, das heisst die Umsetzung, Verfeinerung dieser Triebe – die noch beim Kinde sozusagen in Reinkultur zu beobachten sind – in ethische und soziale Strebungen und Leistungen, ein Vorgang, der mehr oder minder von uns allen durchgemacht wird. Jones führt diese Gedanken dann weiter aus:

«Es ist, als ob die Individuen einverstanden wären, sich – gegen ihre Natur – gut zu benehmen, weil ihnen sonst die Folgen in der Form von sozialer Missbilligung und Missfallen oder zu befürchtender Strafe unangenehm sein würden. Ähnlich Nietzsches ‚Kulturphilister‘ gehorchen und folgen sie einem Ideal, das in der Tat nicht ihr eigenes ist, und daher ist es verständlich, dass ihre Ergebenheit niemals absolute Abhängigkeit sein kann. Sie sind gewöhnlich unter einem gewissen Druck und mehr oder minder innerseelischen Konflikten unterworfen, obgleich der grössere Teil dieser unbewusst sein kann. Bei oberflächlicher Beobachtung dürfte es nicht leicht sein, zwischen den beiden beschriebenen Typen zu unterscheiden (nämlich zwischen dem innerlich Verwandelten und dem sich bloss dem äusseren Zwang Ergebenden!), und daher ist die



Es wird heiss gekämpft . . .
... auf der Avenue de l'Opera, um die Gunst
der Pariserinnen.
Zeichnung von G. Pavis. Aus «La Vie Parisienne», 1917

Trennungslinie zwischen den beiden keine scharf gezogene; doch der Unterschied tritt krass zu Tage, wenn das Gewicht des äusseren sozialen Druckes aufgehoben ist. Unter diesen Umständen bleibt das Verhalten und Niveau des ersten Typus (der Sublimierte⁷) verhältnismässig unverändert, während dasjenige des zweiten Typus sich rasch verschlimmert. Diese psychoanalytische Erfahrung stimmt vollkommen mit dem durch den Krieg erbrachten Zeugnis überein, dass die Verfeinerung unserer primitiven Triebe in weit geringerem Umfange fortgeschritten ist, als wir uns selbst schmeicheln, und dass die grosse Mehrheit der Leute in die zweite geschilderte Gruppe gehört und ihre Verfeinerung mehr scheinbar als wirklich ist.»

Nach diesen lichtvollen Ausführungen ist uns begreiflich geworden, wie der Mensch seelische Züge und Neigungen gelegentlich offenbaren kann, die sonst in der Atmosphäre der Zivilisation verdeckt, niedergehalten sind und die bei enthemmenden Anlässen wieder zum Ausbruch gelangen können. So wäre der atavistische Zug – im Sinne Darwins – auch individualpsychologisch begründet und ein Zurückgleiten auf frühere, bereits überwundene Entwicklungsstufen (Freud nennt das «Regression») durchaus im Bereiche der seelischen Dynamik gelegen. Freud erklärt diese Erscheinung mit folgenden Worten¹⁴: «Seelische Entwicklungen besitzen nämlich eine Eigentümlichkeit, welche sich bei einem anderen Entwicklungsvorgang schwer vorfindet. Wenn ein Dorf zur Stadt, ein Kind zum Manne heranwächst, so gehen dabei Dorf und Kind in Stadt und Mann unter. Nur die Erinnerung kann die alten Züge in das neue Bild einzeichnen: in Wirklichkeit sind die alten Materialien oder Formen beseitigt und durch neue ersetzt worden. Anders geht es bei unserer seeli-

chen Entwicklung zu. Man kann den nicht zu vergleichenden Sachverhalt nicht anders beschreiben als durch die Beschreibung, dass jede frühere Entwicklungsstufe neben der späteren, die aus ihr geworden ist, erhalten bleibt; die Sukzession bedingt eine Koexistenz mit, obwohl es doch dieselben Materialien sind, an denen die ganze Reihenfolge von Veränderungen abgelauten ist. Der frühere seelische Zustand mag sich jahrelang nicht geäussert haben, er bleibt doch soweit bestehen, dass er eines Tages wiederum die Äusserungsform der seelischen Kräfte werden kann, und zwar die einzige, als ob alle späteren Entwicklungen annulliert, rückgängig gemacht worden wären. Diese ausserordentliche Plastizität der seelischen Entwicklungen ist in ihrer Richtung nicht unbeschränkt; man kann sie als eine besondere Fähigkeit zur Rückbildung – Regression – bezeichnen, denn es kommt wohl vor, dass eine spätere und höhere Entwicklungsstufe, die verlassen wurde, nicht wieder erreicht werden kann. Aber die primitiven Zustände können immer wieder hergestellt werden, das primitive Seelische ist in vollstem Sinne unvergänglich.»

Durch diese Aufklärungen wären wir dem Verständnis des Krieges – als psychischen Elementarphänomens – ein gutes Stück nähergerückt. Der triebhafte Charakter des Menschen, seine mangelhafte Sublimierung, die Möglichkeit des Zurückgleitens auf frühere Entwicklungsstufen geben somit die Unterlage für die Fassbarkeit – im psychologischen Sinne – kriegerischer Geschehnisse. Und nun drängt sich die entscheidende Frage – nach obigen theoretischen Erörterungen – auf: Haben denn die Menschen den Weltkrieg gewollt, ihn tatsächlich bejaht? Unsere Antwort lautet: Ja, allerdings nur den Ersten. Unsere Selbsterkenntnis fordert diese Feststellung von uns. Wir verkennen die massenpsy-

chologischen Stimulantia einer (mit verschwindenden Ausnahmen) kriegshetzerischen Presse ebensowenig wie die offiziell hochgezüchtete Gesinnung, welche den Krieg als «Stahlbad der Nerven und Nationen» verherrlichte. Aber trotz allem dürfen wir nicht die primäre Tatsache der Kriegsbegeisterung ausser Acht lassen, die beim Kriegsausbruch in allen kriegführenden Ländern so eruptiv zum Ausdruck kam. Immerhin mag Emil Ludwig¹⁵ recht haben, wenn er behauptet, dass drei fähige Staatsmänner den Krieg hätten

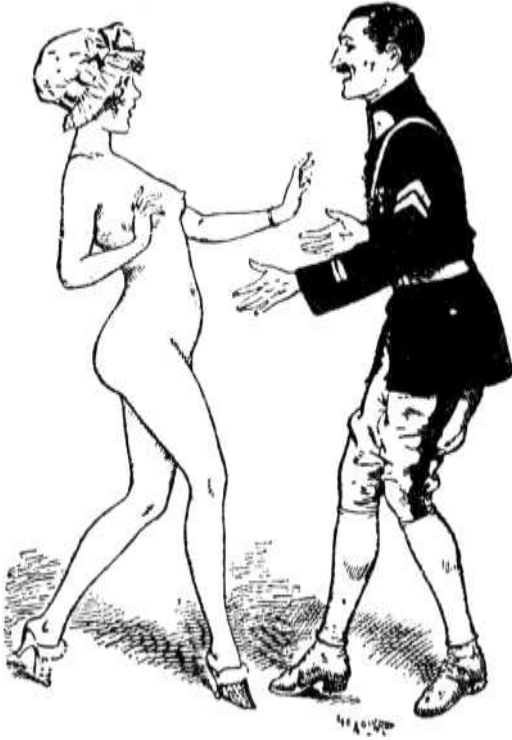
vielen. Und so ist der Krieg als Ereignis von übermenschlichen Dimensionen vornehmlich geeignet, über Massenpsychologie und Führertum Beobachtungen zu gestatten. Auch in dieser Beziehung hat uns die Psychoanalyse, das heisst Freud, entscheidende Aufschlüsse gegeben. Wir sahen, dass die Strukturbeschaffenheit der Einzelseele die Bereitschaften für kriegerische Tendenzen latent in sich trägt, doch wollen wir hier der Rolle gedenken, die nach allgemeiner Auffassung den massenpsychologischen Faktoren



Alle Arme voll
Ehrenbezeugung mit Hindernissen.
Zeichnung von E. Morrow. Aus «Punch», 1916

verhüten können. Doch das führt uns schon zum Führerproblem hinüber und damit zwangsweise zur massenpsychologischen Würdigung des Krieges. Es wird im Allgemeinen die Ansicht vertreten, dass wir heute in einer Epoche der kollektiven Massenkräfte leben, wo die übergeschichtlichen Helden von Carlyle nichts mehr zu suchen haben. Allein Massenpsychologie und Führerpersönlichkeit sind zwei Aspekte des einen Phänomens: der Wirkung des einen auf die

zukommt. Vor Freud galt es scharf zwischen Individual- und Massenpsychologie zu unterscheiden. Man beschrieb die Eigenschaften der Massen (G. Le Bon, «Psychologie des foules») und man stellte fest, dass sie Züge, die von denen der Einzelperson wesentlich abweichen, zum Ausdruck brächten. Es sind hauptsächlich gesteigerte Affektivität und verminderte Intellektualität, welche als vorherrschende Züge jeder Massenbildung zugeschrieben worden sind. Doch



Jeder Widerstand zwecklos ...
 ... oder «Zweierlei Tuch ist unwiderstehlich»
 Zeichnung von Hérrouard. Aus «Fantasio», 1916

war dieses mystische Anderssein der Massen in keiner Weise verständlich gemacht, man nahm es einfach als letzte, unergründliche Tatsache hin. Freud hat auch hier das Dunkel aufgehehlt. Er zeigte, dass die eigenartigen massenpsychologischen Erscheinungen nichts anderes sind, als das manifest gewordene Unbewusste der Massenmitglieder. Er zeigte, wie jede künstliche Masse (Armee, Kirche) durch Identifizierung der Massenmitglieder miteinander und durch Einsetzung des Führers an die Stelle des Ich-Ideals eine Libidobeziehung aufrechterhält, welche der eigentliche Kitt der Masse sei. Seine ausserordentlich wichtigen Untersuchungen fasst er folgendermassen zusammen: «Die Masse er-

scheint uns so als ein Wiederaufleben der Urhorde. So wie der Urmensch in jedem Einzelnen virtuell erhalten ist, so kann sich aus einem beliebigen Menschenhaufen die Urhorde wieder herstellen; soweit die Massenbildung die Menschen habituell beherrscht, erkennen wir den Fortbestand der Urhorde in ihr.»

Und weiter¹⁶:

«Der Führer der Masse ist noch immer der gefürchtete Urvater, die Masse will noch immer von unbeschränkter Gewalt beherrscht werden, sie ist im höchsten Grade autoritätssüchtig, hat nach Le Bons Ausdruck den Durst nach Unterwerfung.»

Freuds Überlegung gipfelt in der Feststellung, dass die Massenerscheinungen sozusagen legitimierte, erlaubte Triebdurchbrüche sind, die sonst geahndet werden müssten; in den Massenerscheinungen lebt sich das unterdrückte, niedergehaltene Wesen der Individuen aus.

«Bei allen Verzichten und Einschränkungen, die dem Ich auferlegt werden, ist der periodische Durchbruch der Verbote Regel, wie ja die Institution der Feste zeigt, die ursprünglich nichts anderes sind als vom Gesetz gebotene Exzesse, und dieser Befreiung auch ihren heiteren Charakter verdanken. Die Saturnalien der Römer und unser heutiger Karneval treffen in diesem wesentlichen Zug mit den Festen der Primitiven zusammen, die in Ausschweifungen jeder Art mit Übertretung der sonst heiligsten Gebote auszugehen pflegen¹⁷.»

Der Krieg wäre demnach ein grausames Äquivalent, das heisst ein Triebdurchbruch in sanktionierter Form. Was der Staat dem Einzelnen verwehrt, gestattet er der Masse. Schon der amerikanische Psychologe W. James sprach von «The Moral Equivalents of War», den moralischen Äquivalenten des Krieges, und meinte da-

mit die Tatsache, dass solange der Friedenszustand nicht dem Einzelnen genügende Befriedigungen und befördernde Erlebnisse gewährt, der Krieg seine magische Anziehungskraft – als höchstgespannte Gelegenheit zum Erlebnisrausch – unvermindert beibehalten werde. Sicherlich liegt ein tieferer Sinn in dieser Erkenntnis. Der Krieg wird seine psychologische Funktion – gleich dem Alkohol – solange beibehalten, bis ein anderes gesellschaftliches Sein den Menschen intensivere Wunschbefriedigung und bewegteren Rhythmus des Lebenslaufes bieten wird. Wenn auch der Mensch von seiner Triebanlage her «böse» ist, ist doch eine Wandlung denkbar, durch soziale und individuelle Andersgestaltung der Lebensführung – wie das von Einzelbeispielen wohl bestätigt wird. Unzufriedenheit mit dem Frieden gebärt den Krieg. Diejenigen, die enttäuscht und trostlos in der Tretmühle des Lebens verdorren, begrüßten den Krieg als Aufschwung und Erlösung aus ihrer Dumpfheit und Verelendung.

Eine kleine Illustration – die jedoch für unsere Betrachtungen von Belang ist – soll dem Allgemeinen Bildlichkeit verleihen. Wir wissen, dass jeder Krieg die Triebkräfte der Grausamkeit mobilisiert. Der Krieg ist als Ganzes genommen ein Grausamkeitsakt. Wie diese Grausamkeits- oder sadistischen Regungen unseres Seelenlebens ihre triebhaften Untergründe im sexuellen Wesen des Menschen haben – das ist nach den Forschungen der Psychoanalyse wohlbekannt. Es besteht kein Zweifel, dass die Grausamkeitsakte, wie sie der Krieg fordert und heiligt, von jenen Personen bewusst oder unbewusst bejaht wer-

Gestern war es ein Verbrechen – aber heute?
*Jeder wird nur den einen Gedanken haben: So viele töten,
 bis sie genug davon haben . . . (General Gouraud)*
 Holzschnitt von Frans Masereel

den, die in ihrem Triebleben den sadistischen Grundzug beibehalten haben, für den sie im Frieden keine hinreichende Betätigung finden. Abnorme sexuelle Einstellung und demzufolge Grausamkeitsdelikte und -akte liefert uns auch der sogenannte Friedenszustand. Jedoch als Ansporn, Auslebensemöglichkeit und sozusagen als Prämie für die bösen Instinkte wirkt der Krieg als legalisierter Massenmord. Ohne die sexuellen Hintergründe sind die vielen sinnlosen Grausamkeitsakte der Weltkriege nicht fassbar. Ein zweites Motiv, ebenfalls aus dem Bereich der sexuellen Kräfte, ist die Rückwirkung, die der Krieg auf das Sexualleben so vieler ausübte. Auch hier spiegelt sich die Unzufriedenheit mit den Zuständen des Friedens, wie wir es bereits allgemeiner geschildert haben. Wie viele leben in Bindungen, die ihnen sexuell eine nur mangelhafte Befriedigung gewähren und eine Zurückdrängung der Bedürfnisse erheischen. Man denke an die fast vorherrschende Erscheinungsform der heutigen Ehe, die selten eine erotische



Harmonie für die Partner bedeutet. Welche Befreiung, welche Erlösung, diesen Fesseln – wenn auch nur vorübergehend – zu entfliehen und in der Vorstellung jenen erotischen Erlebnissen entgegenzusehen, die der Krieg verspricht! Alle, die das sexuelle Elend – in welcher Form immer – kannten, haben den Krieg als eine Verheissung auch in diesem Sinne begrüsst. Und aus solchen unzähligen Unzufriedenheiten des Friedens ging eine seelische Haltung hervor, die für den Krieg förderlich war.

Erotik, Grausamkeit, Zerstörungswut hängen in der Tiefe irgendwie miteinander zusammen. Es bestehen nämlich gewisse Wechselbeziehungen zwischen den negativen Vernichtungskräften und der positiven Gewalt des Eros. Denn jede Unterdrückung und Vergewaltigung des Eros

kann unter Umständen eine Zuwendung zu den destruktiven sadistischen Kräften bedingen. Die sexuelle Not des Friedens, die heuchlerische Moral der herrschenden Gesellschaftsklasse biegt die natürlichen Triebkräfte um und entlädt abwegige Reaktionen. Die Entfesselung der vergewaltigten Triebe durch den Krieg, ihr im Frieden nie erlebter Aufschwung erzeugt den grossen Rausch, der über Vernunft und Besinnung hinweg die Menschen mit sich reisst. Trotz all dieser ernüchternden Erkenntnisse vertrauen wir dem Emporstreben der erhaltenden, aufbauenden Kräfte. Und so schliessen wir mit Freud¹⁸: «Und nun ist zu erwarten, dass die andere der beiden himmlischen Mächte, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampfe mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten.»



Der Frühling ist gekommen . . .
... diesmal als Soldat
«Zeichnung von A. Willette.

Die Dame in der Loge

III

Wo war sie, als die Gewalten der Hölle die Welt in einen Tummelplatz finsterner Leidenschaften verwandelten, als die «Zuchtrute Gottes», wie die Theologen den Krieg mit Vorliebe nannten, auf das zuckende Fleisch der Menschheit niedersauste? Wo war sie in jenen Jahren, die man die grosse Zeit taufte, sie, das verkörperte Ziel männlicher Begierden, sie, die wie seit altersher auch zu dieser Zeit hoch über dem Gewühl des Daseinskampfes im Strahlenglanz der Erotik thronte? Wie zu allen Zeiten war sie auch in den Jahren der grossen Menschheitskatastrophe der unmittelbaren Wirkung der Ereignisse entrückt. Ihr Gatte war reklamierter Grossindustrieller,



Geht der Kampf um sie? – Ihr Sadismus und ihre Kraftanbetung – Uniformfetischismus – Die Dame als Mittel der Kriegspropaganda, als Kriegshetzerin und Pflegerin – Die Kriegsmode und ihr erotischer Hintergrund

Kriegslieferant, hoher Offizier auf lebensversichertem Posten oder Staatsmann; stand er aber zufällig im Feuer der Front, so beeinflusste das den Lebenswandel der schönen und begehrten Dame kaum. Sie hatte es nicht nötig, gleich ihren vom Schicksal weniger begünstigten Geschlechtsgenossinnen ihr Brot im Schweisse ihres hübschen Angesichts zu verdienen und dadurch oft ungewollt den Boden für die im Schosse der Zeiten heranreifenden Frauenemanzipation zu bereiten: sie herrschte seit jeher durch ihr Geschlecht, durch ihre Weiblichkeit, die sie gegen lebenslängliche Versorgung durch den Mann eintauschte, ohne es sich nehmen zu lassen, den Vertrag, wenn es gefahrlos anging, lächelnd zu brechen. Die Geschichte der Dame im Kriege, die Geschichte dieser schönen und müssigen Menschenblüte grossstädtischer Zivilisation, ist freilich nur ein kurzes Kapitel der Sittengeschichte des Krieges, und selbst das Verhältnis der Frauenwelt zum Kriege wird nur zum geringsten Teil durch die Relation der Dame zum grossen Völkerringen bestimmt; der weit aus überwiegende Teil der Frauen stand dem

«Klar zum Gefecht!»
Zeichnung von G. Pavis. Aus «Fantasio», 1917

gewaltigen historischen Geschehnis ganz anders gegenüber als das bevorzugte Luxusweibchen der herrschenden Klasse. Und dennoch wäre eine Sittengeschichte des Krieges ohne die Untersuchung ihres damaligen moralischen Verhaltens unvollständig.

Ihre Unabhängigkeit von den Sorgen und Nöten des praktischen Lebens, die sie mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit von einem einzigen Manne bezahlte, versetzte sie in die Lage, dem Massenmorden auf der Bühne des grossen Welttheaters gleichsam aus der Loge zuzuschauen. Jahrhundertlang hatten es ihr Dichter vorgesungen, hatten ihr Männer die Überzeugung beigebracht, dass der Zweck alles Geschehens nur der sei, dem Manne die Wollust zu bringen, die sie allein zu gewähren oder zu verweigern vermochte. Sie war sich ihrer Macht bewusst und im Kriege wurde nichts getan, um sie eines Besseren zu belehren. Natürlich hätte sie den Krieg nicht verhindern, das eherne Muss der Geschichte nicht bezwingen können: aber es fragt sich, ob sie, selbst wenn eine höhere Gewalt die Geltung der Entwicklungsgesetze versuchsweise aufgehoben hätte, dazu bereit gewesen wäre. Kurz gesagt: der Krieg gefiel ihr.

Der Krieg brachte dem Manne die in der friedfertigen Nüchternheit der bürgerlichen Welt längst abhanden gekommene Möglichkeit, die sekundär-männlichen Geschlechtseigenschaften der rohen Kraft, der Mordlust und aller auf Vernichtung gerichteten Triebe zu betätigen, blutbefleckt wie Mars ins Bett der Venus zu steigen. Und nur zu oft vergass die Dame über dieses ekstatische Gefühl ihrer weiblichen Macht allen Kummer, alle Qualen und Unmenschlichkeiten des Krieges, von denen sie nicht ohne ein Mitschwingen erotischer Saiten vernahm und las.

In einem kurzen Satz versucht Shaw die Gründe zusammenzufassen, aus denen die Frauen ihre Männer oft willig zu den Waffen greifen liessen. «Die Frauen liessen sie ziehen, teils weil sie sich nicht helfen konnten, teils weil sie gerade so kampflustig waren wie die Männer, teils weil sie die Zeitungen lasen (die ihnen nicht die Wahrheit sagen durften) und teils weil die Mehrzahl von ihnen so arm war, dass sie nach den Unterstützungen griff und dabei mit dem Mann an der Front besser fuhr, als wäre dieser daheim geblieben L»

Wir haben schon gesagt, dass der Gatte der Dame nur selten in die Gefahrenzone kam. Diese wurde übrigens in der verlogenen Weltpresse nie wahrheitsgemäss dargestellt. Alle Zeitungen des Kontinents, auch die der neutralen Länder nicht ausgenommen, da diese ja mehr oder minder im Lager eines der Kriegsteilnehmer standen, präsentierten täglich die haarsträubendsten Greuel, die sich auf den Kriegsschauplätzen ereignet haben sollten, von denen sich aber fast immer herausstellte, dass sie erlogen waren. Man ist versucht, zu behaupten: es kam den Zeitungen und (da jedes Volk die Presse hat, die es verdient und die es haben will) auch ihren Lesern nicht auf die Wahrheit der Nachrichten an, sondern darauf, dass sie jeden Tag ihre starke Kost an Notzucht, Massenmord, Gewalttaten und ähnlichem noch brühwarm aufgetischt bekamen.

Dass die Dame hier an der Spitze der Tafel sass, kann weiter nicht verwundern. Schon Coleridge sagt:

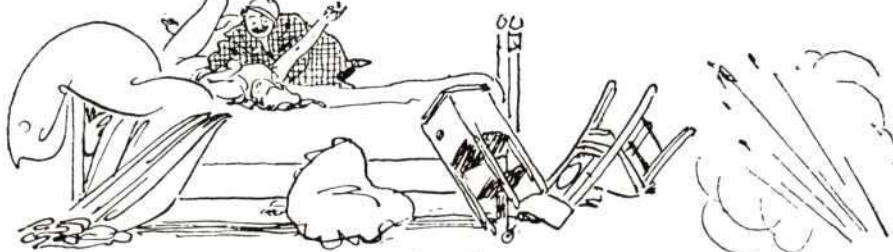
Boys and girls

And women that would groan to see a child Pull
off an insect's leg, all read of war The best
amusement for our morning meal. Oder man lese bei Eberhard ² die Zuschrift nach, die dem

Den Feind im Nahkampf bezwungen
Frontbericht von 11 Uhr



Unsere Truppen machten auf einem zerrütteten Terrain gute Fortschritte



Nach kräftigen Gegenangriffen und abwechselndem Vorrücken und Rückzug wurden die vorgesetzten Ziele erreicht und der Feind mitgeslagen und erschöpft.



Die Nacht an den übrigen Teilen der Front ist ruhig

Zeichnung von Carlegle. Aus «La Vie Parisienne», 1917
(Mit verdeutschtem Text)

«Berliner Lokalanzeiger» im Jahre 1912, als die Gefahr des Ersten Weltkrieges schon nahegerückt war, aber noch beseitigt werden konnte, von einer gebildeten Dame zuing. «Es ist», heisst es in der offenbar sehr freimütigen Zuschrift, «sehr betäubend, dass der Krieg unterbleiben soll, es wäre doch so interessant zu lesen gewesen.»

Eine geistvolle Zeichnung Th. Th. Heines aus diesen Kriegsjahren zeigt uns eine Frau, die mitleidvoll in den vor ihr sitzenden Verwundeten dringt, er möge ihr sein schrecklichstes Kriegs-

samen besorgen und imaginiert sich dann an dessen Stelle – wie er sich als Schwachen an die des Leidenden versetzt fühlt – was einen viel geringeren Aufwand erfordert als eigene Grausamkeit und den gleichen Effekt liefert. Das Mitleiden bewahrt aber auch vor dem eigenen Leiden, das in der Wahrnehmung von Widerständen wurzelt, die nicht überwunden werden können; im Mitleiden wird der Aufwand, der zur Überwindung des Widerstandes mit dem Leidenden gemacht wird, überflüssig und er-



«Erzählen Sie mir doch bitte: Was war das Schlimmste, was Sie draussen erlebt haben?»
 Zeichnung von Th. Heine. Aus «Kleine Bilder aus grosser Zeit»

erlebnis erzählen. Der Stoff des Bildes ist lebenswahr und typisch. Die Dame, die Zuschauerin des Krieges, hat in dieser blutigen Zeit öfter als man glauben könnte, Gelüste und Triebe befriedigt, die ausgesprochen als sadistisch zu bezeichnen sind. Über diesen Sadismus im Miterleben schreibt der Psychoanalytiker Dr. Otto Rank: «Da dem Schwachen die Möglichkeit der direkten Betätigung dieser Triebe (der Grausamkeit) genommen ist, lässt er sie vom Grau-

zeugt durch Vergleichung mit dem Leidenden, der ihn nicht überwinden kann, Lust. Das Mitleiden gewährt also eine doppelte Ersparnis: an Betätigung der eigenen Grausamkeit, die unmöglich ist, und an dem Aufwande, der im Bestreben zustande kommt, doch noch grausam zu sein, sich an die Stelle des Grausamen zu imaginieren; der Mitleidende geniesst also Grausamkeitslust gleichsam ganz umsonst, als Zuschauer, ein psychologischer Tatbestand, der beim

tragischen Mitleiden im Drama nahezu restlos realisiert ist. Kann auch dieses letzte Aufgebot an Grausamkeit nicht mehr gemacht werden, so leidet der Mitleidende dann wirklich mit, genießt aber noch in diesem Scheinleiden die Lust der Befriedigung seines Grausamkeitstriebes³.» Ähnlich sagt Dr. Magnus Hirschfeld: «Zunächst könnte man denken, es sind doch Sadisten, die an grausamen Vorgängen und am Leiden der anderen ihre aktive Freude haben. Weit gefehlt, in Wirklichkeit überwiegt meist das Mitleid die Schadenfreude, aber das Mitleid wird nicht als Leid, sondern als Freude empfunden. Damit ist der Charakter passiver Leidlust gegeben . . . Ich habe mehr als einen ausgesprochenen Weibling kennengelernt, der förmlich in der Beschreibung von Grausamkeiten schwelgte. Jede Nachricht von einem Mord, vor allem aber die Mitteilungen über ein Massensterben, einen Pogrom, eine Schlacht, erregte ihn erotisch. Der Satz: ‚Vor unseren Gräben lagen Tausende toter Feinde‘ löste in ihm sexuelle Lustempfindungen aus⁴.»

Die Verfolgung der Genese dieser zu allen Zeiten wohlbekannten Lust der Frau am passiven Nach- und Miterleben besonders starker Grausamkeitsakte würde zu weit führen. Es sei daher nur kurz darauf verwiesen, dass der grosse Sexualforscher Havelock Ellis⁵ diese Neigung zur Grausamkeit bei der Frau auf die faszinierende Wirkung zurückführt, die männliche Kraft auf das Weib von altersher ausübt. Auch August Forel⁶ sagt: «Besonders bei Wilden zieht das Weib den kräftigsten, gewandtesten, feurigsten, herausforderndsten Mann vor. Die ‚Helden‘ spuken stets im Frauenhirn, das dem Sieger gerne folgt. Das Ideal gewisser wilder Weiber in Borneo ist ein Mann, der viele Feinde getötet hat und deren Kopf besitzt. Diese Züge entsprechen sehr der

natürlichen Zuchtwahl, indem dadurch starke Nachkommen und bessere Beschützer gewonnen werden.»

Auch die Art und Weise, wie die von der Kriegspaganda betörte Frau den geliebten Mann ins Feld ziehen liess, lässt das Mitspielen sadistischer Motive mit wenigstens grosser Wahrscheinlichkeit vermuten. In der ausgezeichneten



«Schwören wir, meine Damen, dass wir keinen Mann heiraten werden, der lebend aus dem Krieg zurückkommt!»
Aus «La Baïonnette», 1916

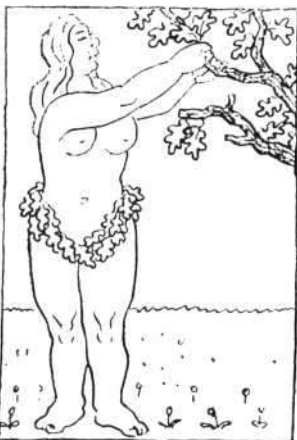
Kriegsnovellensammlung von Andreas Latzko «Menschen im Kriege»⁷ erzählt ein verwundeter Offizier seinem Arzt: «. . . Die Meine war auch fesch; versteht sich. Keine Träne! Ich habe immer gewartet, immer gewartet, wann sie zu schreien anfangen wird, wann sie mich endlich bitten wird, auszusteigen, nicht mitzufahren, feig zu sein, für sie! Aber sie haben nicht den Mut gehabt – keine hat den Mut gehabt; nur

fesch haben sie sein wollen. Meine auch! Mit dem Taschentuch gewinkt, wie die anderen. Seine zuckenden Arme strebten, sich windend, in die Höhe, als wollte er den Himmel zum Zeugen anrufen. – Was das Grässlichste war, willst du wissen? . . . Die Enttäuschung war das Grässlichste, der Abmarsch. Der Krieg nicht! Der Krieg ist, wie er sein muss. Hat's dich überrascht, dass er grausam ist? Nur der Abmarsch war eine Überraschung. Dass die Frauen grausam sind, das war die Überraschung. Dass sie lächeln können und Rosen werfen; dass sie ihre Männer hergeben, ihre Kinder hergeben, ihre Buben, die sie tausendmal ins Bett gelegt, tausendmal zugedeckt, gestreichelt, aus sich selbst aufgebaut haben, das war die Überraschung! Dass sie uns hergegeben haben – dass sie uns geschickt haben, geschickt! Weil jede sich geniert hätt', ohne einen Helden dazustehen; das war die grosse Enttäuschung, mein Lieber. Oder glaubst du, wir wären gegangen, wenn sie uns nicht geschickt hätten? Glaubst du? So frag' doch den dümmsten Bauernburschen draussen, warum er seine Medaille haben möchte, ehe er auf Urlaub geht. Weil ihm sein Mädels dann lieber hat, weil ihm die Frauenzimmer dann nachlaufen, weil er mit seiner Medaille den anderen die Weiber vor der Nase wegangeln kann; darum, nur darum. Die Frauen haben uns geschickt! Kein General hätt' was machen können, wenn die Frauen uns nicht hätten in die Züge ppropfen lassen, wenn sie geschrien hätten, dass sie uns nicht mehr anschauen, wenn wir zu Mördern werden. Nicht einer wär' hinaus, wenn sie geschworen hätten, dass keine von ihnen ins Bett steigt mit einem Mann, der Schädel gespalten, Menschen erschossen, Menschen erstochen hat. Nicht einer, sag' ich euch! Ich hab's ja nicht glauben wollen, dass sie's so tragen können! Sie heucheln nur, hab' ich gedacht; sie halten sich

noch zurück; aber wenn erst der Pfiff kommt, dann werden sie aufschreien, werden uns herausreissen aus dem Zug, werden uns retten. Einmal hätten sie uns schützen können, und sie haben nur fesch sein wollen! Auf der ganzen Welt nur fesch ...»

Allerdings war die Frau schon vor dem Kriege für die Uniform und das Militär begeistert. Auch diese Vorliebe der Frau für das Soldatenwesen mag eine Rolle in ihrem Verhalten gespielt haben. Doch ist dabei zu bedenken, dass diese Vorliebe ebenfalls sehr tief in den pathologischen Seelenregungen der Frau verwurzelt sein dürfte. Suchen wir nämlich nach einer psychologischen Erklärung dieser Neigung, so haben wir nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder begnügen wir uns mit dem oberflächlichen, aber in seiner Naivität geradezu rührenden Erklärungsversuch des alten Brantôme⁸, dessen Worte im klangreichen Urtext hier wiedergegeben sein sollen: «. . . Davantage c'est une certaine Inclination naturelle qui pousse les Dames, pour aimer la Générosité, qui est certainement cent fois plus aimable que la Couardise: aussi toute Vertu se fait plus aimer que le Vice. Il y a aucunes Dames qui aiment des Gens ainsi pourvus de Valeur, d'autant qu'il leur semble que tout ainsi qu'ils sont braves et adroits aux Armes et au Mestier de Mars, ils le doivent estre de mesme à celui de Venus.» («Eine gewisse natürliche Neigung bewegt die Damen, die Kühnheit zu verehren, die gewiss hundertmal liebenswerter ist als die Feigheit; auch ist jede Tugend beliebter als das Laster. Es gibt gewisse Damen, die solchermassen mutige Leute besonders darum lieben, dass es ihnen scheint, wer tapfer und geschickt im Kampf der Waffen ist, müsse es auch in dem der Liebe sein.») Oder aber wir müssen der modernen Psychologie beipflichten, dass es

Die enttäuschte
Pariserin
Zeichnung von
Th. Heine.
Aus «Simplicis-
simus», 1916





Mein Schatz ist ein Matrose . . .
 «Ihr von der Marine seid so nett –
 man kann euch auf den Hals küssen ...»
 Zeichnung von H. Gervèse. Aus «Le Rire»

strenge Disziplin beim Militär sei, die einen besonderen erotischen Reiz auf die Frau ausübe. Dass aber dieser Reiz ebenfalls sehr mit sadistischen Regungen durchsetzt ist lässt sich nicht bezweifeln. Jedenfalls war die Uniform für die Frau stets erotisch betont. Und aus diesem Grunde kann es nicht wundernehmen, wenn ein beträchtlicher Teil hochstaplerischer Delikte dadurch begangen wird, dass jemand sich unbefugterweise eine Uniform anlegt. Auch ist es bezeichnend, dass dieses Delikt in den Kriegsjahren einen beängstigenden Aufschwung genommen hat. Fast immer handelte es sich dabei um das Bestreben, auf die Frauen Eindruck zu machen⁹. Die Liebe der Köchin zum Infanteristen ist der eiserne Bestand der Anekdotensammlung aller Völker. Dass auch die Frau der gebildeten Stände dem Uniformzauber erlegen wäre, lässt sich immerhin

nur cum grano salis annehmen, und so bleibt als einzige Erklärung für die «aufopfernde» Kriegsbegeisterung der Frau neben geringerer Widerstandskraft gegenüber der Massensuggestion nur das unter Umständen ganz starke Mitwirken sadistischer Motive.

Auch hier aber stellt Sadismus nur eine Seite algolagnischer Triebrichtung dar, deren Kehrseite, die masochistisch gefärbte, gleichzeitig mit jener bestehen kann. In der Tat deutet die faszinierende Wirkung der Uniform, von der wir eben gesprochen haben, eher auf masochistische Einstellung hin, was hier letzten Endes dasselbe bedeutet. Ausschlaggebend ist hier nur, dass dieser «nach innen gekehrte Sadismus» den Anstoss zur Introversion vom Soldaten und vom Symbol männlicher Kraft, dem «Kommisskleid», erhält. Spielen auf diese Weise Sadismus und Masochismus in der Kriegsbegeisterung, Kraftanbetung und Uniformverhimmelung der Frau auch normalerweise eine Rolle, so ist eine pathologische Entartung dieser Vorliebe gegebenenfalls auch durchaus möglich, und eben der Erste Weltkrieg hat dafür den Nachweis erbracht. Dr. Magnus Hirschfeld erwähnt hierhergehörige Fälle als Beleg für die Entstehung des Fetischismus, «der auf der unterbewussten assoziativen Verarbeitung einer Sinneswahrnehmung gemäss der individuellen Sexualkonstitution beruht¹⁰.» «Die durch die gesamte körperliche Struktur gehende Zielstrebigkeit steuert . . . unbeirrbar mit instinktiver Sicherheit auf das anlagemässig gegebene Sexualziel los, ohne ihre innere Entwicklungslinie durch äussere Einwirkungen verbiegen zu lassen¹¹.» Er sagt dann weiter: «Wir beobachten auch, dass der Neuerscheinung und grösseren Verbreitung eines Gegenstandes, wie sie die Mode oder ein Zeitereignis, bei-

spielsweise der Krieg, mit sich bringen, alsbald das Auftauchen vieler Fetischisten entspricht, die nun auf diese ganz neuen Dinge, irgendein Stück oder Abzeichen der Felduniform, ungemein ‚scharf‘ sind. So suchte mich vor Kurzem eine Dame auf, für die von dem Verwundetenabzeichen eine hochgradige sexuelle Reizwirkung ausströmte.»

Folgende pathologische Fälle aus der unvergleichlich reichhaltigen Kasuistik Hirschfelds, sämtlich dem dritten Band seiner «Sexualpathologie» (Kapitel 1) entnommen, sollen das Gesagte verdeutlichen:

«Mir ist der Fall einer Dame in Erinnerung, die durch den roten Besatz der Uniform stark mitgenommen wurde; selbst die rote Biese am Beinkleid ihres Mannes versetzte sie in Ekstase. In

der weiblichen Sexualität steht überhaupt die Soldatenuniform, das zweierlei Tuch, als Fetisch obenan. Dieser Uniformfetischismus kann einen solchen Grad erreichen, dass die Zuneigung mancher Frauen sich in heftige Abneigung verändert, wenn der Mann, in den sie sich verliebten, als er Soldat war, eines Tages in Zivil erscheint. Ich habe in dieser Beziehung verschiedene, sehr merkwürdige Fälle zu beobachten Gelegenheit gehabt. Alle Arten von Uniformen kommen hier in Betracht, am häufigsten vielleicht die der Kavallerie und der Marine. Der Matrosenanzug fasziniert namentlich homosexuelle, aber auch viele normale Personen. So hatte ich einen verheirateten Mann zu begutachten, der dadurch Anstoss erregt hatte, dass er verschiedentlich Mädchen mit Matrosenanzügen sich sexuell zu nähern versucht hatte. Die Ehefrau dieses Patienten musste stets, ebenso wie seine 12jährige Tochter und sein 11jähriger Sohn, Matrosenanzüge tragen.

Eine ältere Dame . . . wurde durch Tritte fester Soldatenstiefel auf steinigem Boden in geschlechtliche Erregung versetzt. In der Stille ihres Zimmers lauschte sie auf dieses Stampfen und geriet in immer grössere Spannung, je näher es ihrer Wohnung kam. Beim taktmässigen Vorbeimarschieren einer Truppe fing sie nicht selten zu masturbieren an.

Eine reifere adelige Dame . . . hatte sich nach Kriegsausbruch eine feldgraue Uniform anfertigen lassen . . . Erst als ich ihr darlegte, dass sie sich durch diese Täuschung, die sie für harmlos hielt, leicht eine Klage wegen groben Unfugs zu ziehen könnte, liess sie davon ab, sich öffentlich als Offizier zu zeigen.



Wie die Tracht des Highlanders die Pariser Mode beeinflusst – und umgekehrt.

Zeichnung von G. Léonnec. Aus «La Vie Parisienne»



Der Drückeberger
Zeichnung von F. Reynolds. Aus «Punch», 1915

Während des Krieges ging ich einmal durch Den Haag, dessen Strassen Tausende englischer Soldaten in kleidsamer Uniform belebten, die durch ihren eigenartig schnellen und leichten Schritt überall ins Auge fielen. Als ich mit meinem Begleiter, einem alten holländischen Gelehrten, über diese Erscheinung sprach, meinte er:

«Durch diesen Gang sind schon mehrere Hundert holländischer Mädchen zu Müttern geworden.»

Es gibt Fälle, in denen homosexuelle Zuneigung in ähnlicher Weise fetischistisch gefärbt ist: «In allen... Fällen (homosexueller Fixierung an bestimmte körperliche und seelische Einzelheiten) spielt offenbar der Fetischismus eine beträchtliche Rolle . . . Dass es sich hier tatsächlich um Fetischismus handelt, geht daraus hervor, dass, wenn der Fetisch fehlt, an die Stelle der sexuellen Attraktion oft völlige Indifferenz, wenn nicht gar Aversion tritt; so erzählen Soldatenfreunde, wie völlig ‚abgekühlt‘ sie seien, wenn ihre früher geliebten Freunde sie als ‚Reservisten‘ aufsuchen¹².»

Wir haben die Dame als Zuschauerin der blutigen Selbstzerfleischung der Menschheit in der Loge zurückgelassen. Sie hat aber diesen Sitz oft genug im Kriege verlassen; nicht etwa um das kriegerische Kraftaufgebot ihres Landes als Mu-

nitionsarbeiterin zu stärken, denn dazu ist es wohl nur in seltensten Ausnahmefällen gekommen. Sondern sie wurde in der Mehrzahl der Fälle mit oder wider Willen in den Dienst der Kriegspropaganda gestellt, die ihre erotische Anziehungskraft – das, was man heute mit einem Modewort «sex appeal» nennt – zur Steigerung des Opfer- und Todesmutes des Mannes benutzte, womit allerdings kein Novum in der Geschichte der Kriege geschaffen wurde. Auch dem Mann ist die Vorliebe der Frau für Mut und Kraft triebmässig bekannt. Mit Recht sagt John Stuart Mill¹⁸: «Kühnheit und überhaupt alle militärischen Tugenden hatten zu allen Zeiten viel dem heissen Wunsche der Männer zu verdanken, von Frauen bewundert zu werden . . .»

Und von diesem Wunsche der Männer: von den Frauen bewundert zu werden und ihre Gunst zu erringen, macht die Kriegspropaganda aller Länder (offenkundig mit Zustimmung der Frau) ausgiebigen Gebrauch. Wenn schon Körner dem Drückeberger seiner Zeit gedroht hat, «ein deutsches Mädchen küsst dich nicht», so spricht ein in unzähligen Exemplaren auch als Maueranschlag überaus verbreitetes englisches Werbegedicht eine noch deutlichere Sprache. Auch hier wendet sich der Dichter Harold Begbie an den Drückeberger, den es allerdings im eigentlichen Sinne in England damals nicht gab, da der Eintritt in die Armee freiwillig erfolgte: «What will you lack, sonny, what will you lack.

When the girls line up the street
Shouting their love to the lads come back
From the foe they rushed to beat?

Will you send a strangled cheer to the sky
And grin till your cheeks are red?

But what will you lack, when your mate goes by

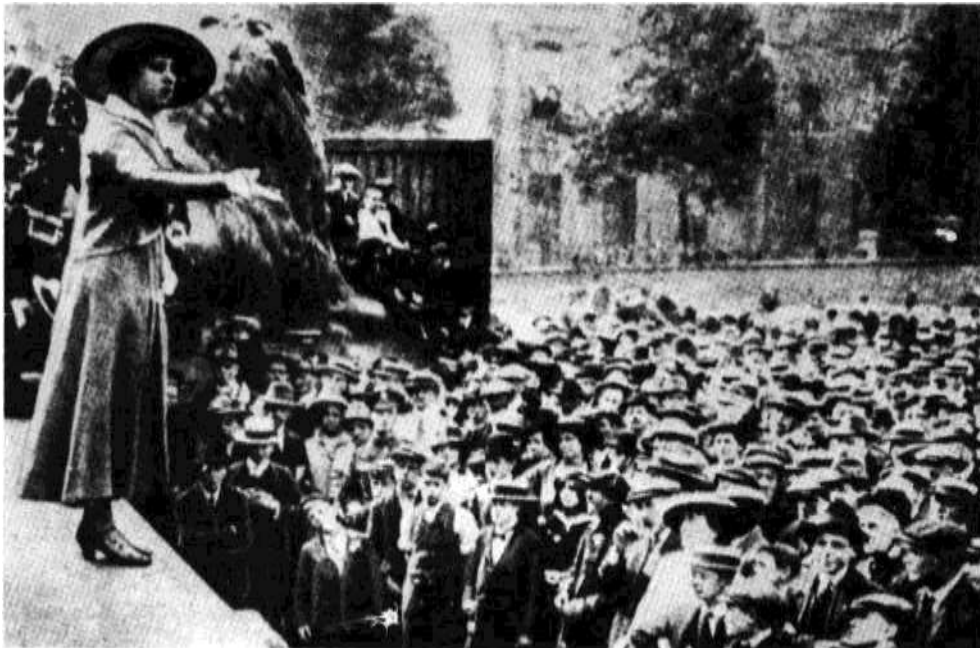


Englische Patriotinnen führen Freiwillige zur
 Werbestelle
*England kannte 1914 noch keine Wehrpflicht.
 Originalaufnahme*



Daheim
 «Dass Du wieder hinaus musst, Fritz, ist doch wirklich
 ein Kreuz!» «Hoffentlich ein eisernes!»
 Zeichnung von B. Wennerberg. Aus «Simplicissimus»

Unten: Die englische Schauspielerin Lorraine
 wirbt für die Armee
Originalaufnahme





Einer, der sich nicht um die Frauen kümmert . . .
 . . . und einer, der sich über eine Attrappe freut
 Aus „Fantasio“



Der Traum des Kriegs-Teenagers:
 Die Uniform
 Karikatur von Fabiano. Aus „La Balonnette“, 1915



Das Ende der roten Hose
Ein welthistorischer Moment? Die Soldaten des französischen Nachschubs sollen nun, nach Zeitungsmeldungen, in «feldblau» gekleidet sein.
«Zieh' sie nit aus, sonst wird das nix – Denn die «Gloire» sitzt – in der Büx!» Aus «Kladderadatsch», 1914

Die Briefträgerin
Zeichnung von G. Léonnet. Aus «La Vie Parisienne», 1917



Oben: Der Heimatkriegerorden
*Paris und die vier Grazien. Zeichnung von Gerda
Wegener. Aus «F antasio», 1915*



Der erste Amerikaner in Paris
Zeichnung von G. Léonnec. Aus «La Vie Parisienne», 1917

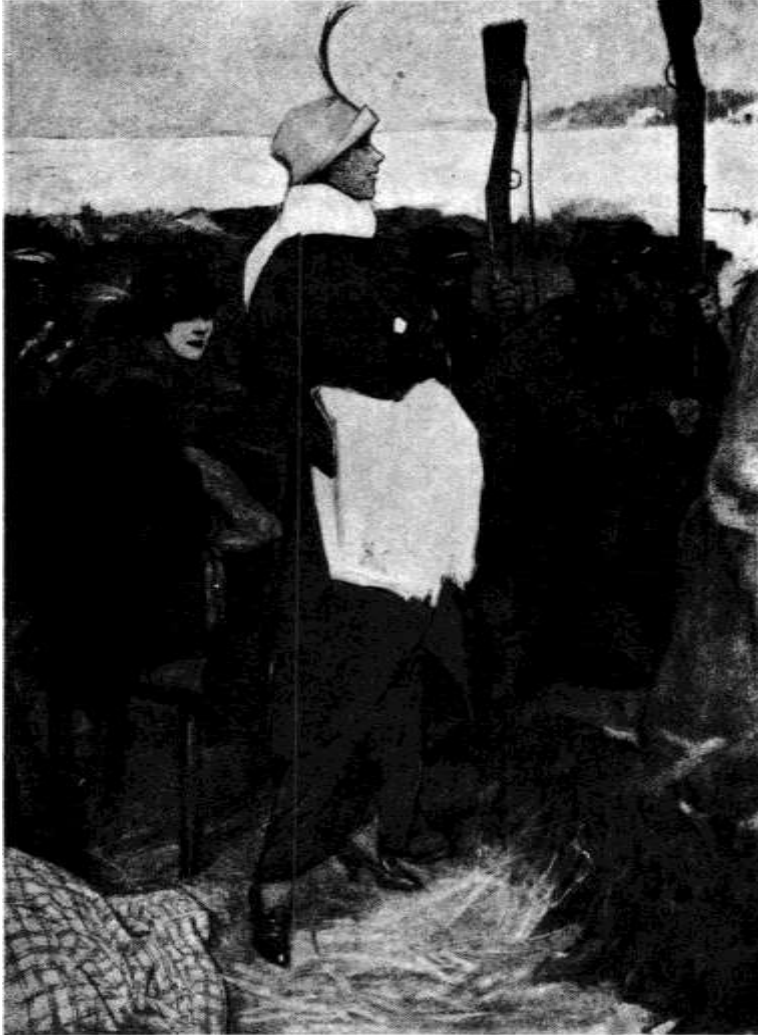
«Ihr Vaterlandsfeinde, wie könnt ihr jetzt eine Bluse
,Französische Front' nennen?» «Aber doch nur, weil sie
durchbrochen ist . . .»

Zeichnung von P. Halke. Aus «Ulk», 1916



Vorschlag zur Militarisierung der Damenmode
«Élégante Welt», 1915





Die Sensationen der Saison
«Im Prozess Caillaux habe ich zugehört, im Schützengra-
ben bin ich jetzt gewesen – es wäre doch zu nett, wenn
man auch noch die Einnahme von Paris mitmachen
könnte . . . !»
Zeichnung von B. Wennerberg. Aus «Simplicissimus»

«Es ist wahr, ich habe dieses Jahr drei Männer ruiniert,
aber zwei davon waren Heereslieferanten ...»
K.A. Wilke, «Muskete», 1915





Der vielumworbene Sikh
 Karikatur auf die indischen Truppen in
 England von H. Strohofer. Aus «Muskete»,
 Wien 1915

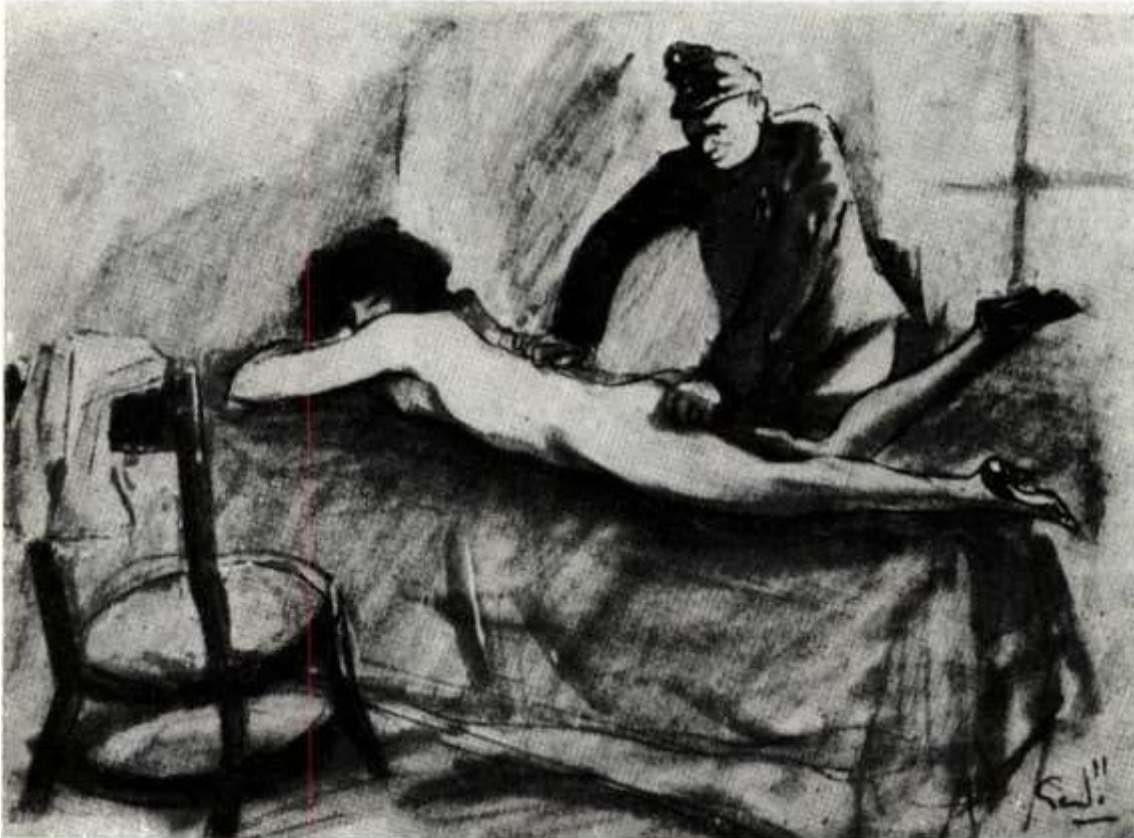


Marguerite vor dem Entblättern

Schwarz und Weiss
 Zeichnung von Montassier.
 Aus «Le Sourire de France», 1917



Ein Weiser
 Begeisterte Pariserinnen haben die ausziehenden Turkos
 abgeküsst.
 «Mort de ma vie, Ibrahim, kommst du endlich? Es hat schon
 zweimal zum Abmarsch geblasen!» «Marchez donc, mon
 caporal! Ibrahim gefallen sehr gut ici. Ibrahim bleiben 'ier ...»
 Zeichnung von E. Heilemann. Aus «Lustige Blätter»



Der Offiziersbursche als Mädchen für alles
Frau k. u. k. Oberstleutnant lässt sich massieren. Zeichnung von L. Gedó, 1915



Muskelmann-Verehrung vor
50 Jahren
Originalaufnahme



Heimkehr des Soldaten
«Zeichnung von Reb

With a girl who cuts you dead?
 (Wie wirst du's verwinden, mein Junge, wie,
 Wenn die Mädels die Strasse entlang
 Zur Heimkehr zujauchzen den Tapfern, die Aus-
 zogen im Siegesdrang?
 Entringt sich auch dir da ein würgender Schrei,
 Bis die Wut dir zu Kopfe steigt?
 Doch wie wird dir zumut', geht dein
 Freund vorbei
 Mit dem Schatz, der den Rücken dir zeigt?)

Auch der österreichische Hauptmann war kein schlechter Psychologe, der, wie ein Kriegsteilnehmer uns mitteilt, seine Leute mit diesen Worten zur Tapferkeit mahnte: «Schaut, dass ihr bald eine Medaille kriegt, denn wenn ihr auf Urlaub geht und die Mädels sehen, ihr habt was auf der Brust, da glauben sie auch, dass ihr was in den Hosen habt!»

Die Vorstellung, dass es um das Weib gehe, ist eine der verbreitetsten, von der amtlichen und privaten Kriegspropaganda künstlich aber auch von den Frauen bald stillschweigend, bald tätig genährten Illusionen des Krieges. Der grösste Teil der amerikanischen Kriegsplakate zeigt das Puppengesicht des «Squadroongirls». Noch we-



niger aber fehlt die Frau auf den Kriegsplakaten der Franzosen, die ja auch sonst Meister in dem waren, was Avenarius¹⁴ grob und treffend das «Verniedlichen des Krieges durch Damengeruch» nennt. Ohne Frauenfigur gibt es kaum ein französisches Plakat, auch Aufrufe zum Zeichnen von Kriegsanzüge nicht ausgenommen.

Nur höchst selten rafft sich die Frau auf, sich gegen diesen Missbrauch ihres Geschlechts im Interesse des Mordgewerbes zur Wehr zu setzen. Ein prachtvolles Beispiel dafür ist ein in handschriftlichen Exemplaren knapp vor dem Einzug der Deutschen in Brüssel angeschlagenes Plakat der belgischen Mütter: «Gestattet uns, ihr Herren, an euch einige Fragen zu stellen. Wir wenden uns an alle Männer ohne Unterschied der Rasse, Klasse oder Stellung. Habt ihr wirklich euer Möglichstes getan, um dieses Blutbad zu verhindern? Was hat die Frau, euere Lebensgefährtin, euch getan, dass ihr sie so martert?»

Wenn auch solche Stimmen nur spärlich und in diesem Falle in einer unmittelbar vor der Besetzung stehenden Stadt laut wurden, heben sie sich zu wohlthuend vom übrigen Konzert der Frauen aller kriegführenden Länder ab, um ohne Ungerechtigkeit verschwiegen zu werden.

Doch kehren wir zur Dame zurück. Sie begnügte sich nicht damit, nur ein passives Medium der Kriegswerbung abzugeben, dessen Geschlechtlichkeit gewissermassen neben den verschiedenen Kriegskreuzen und -medaillen als Lohn für Tapferkeit und Todesmut zu gelten hatte, sondern griff häufig auch selbst ins Getriebe ein. Beispiele dafür gibt es mehr als nötig. So wirbt

Hoheit geruhte . . .
 Nobelkundschaft im k.u.k. Kriegslazarett
 Zeichnung von A. Stadler



Von allen beneidet . . .
 Am Arm ihres Helden stolziert sie durch die Pariser
 Strassen
 Zeichnung von Fabiano. Aus «La Baïonnette», 1915

Gaby Deslys 1915 Rekruten für das englische Heer und verspricht einem jeden, der sich anwerben lässt, einen Kuss und ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift. Andere Damen vom Brett folgten ihrem Beispiel¹⁵.

Wir weisen hier auch auf die freiwilligen Pflegerinnen hin, unter denen sich nicht nur Frauen der bemittelten Bourgeoisie, sondern bekanntlich auch Aristokratinnen befanden. Sie waren mit gewissen Ausnahmen weniger verwendbar als die professionellen Pflegeschwestern und es lässt sich behaupten, wenn auch statistische Daten hier aus begreiflichen Gründen nicht vorliegen, dass die Krankenpflege für sie häufig nur ein libidinöses Spiel war. Das mag oft genug auch für die andere Klasse von Pflegerinnen gelten und wir werden darauf noch eingehen. Was Dr. Clairmont¹⁶ über die vornehmen Pflegerin-

nen des Balkankrieges gesagt hat, dürfte auch auf jene anzuwenden sein: «Neugierde und Lust, Blut zu sehen, führte sie in den Operationssaal. Bei Operationen, vor denen Männer zurückwichen, weil sie ihnen zu schauerlich waren, konnten diese Frauen nicht nahe genug sein, um in dem Augenblick, wo es galt, nach ausgeführter Operation beim Transport der Patienten oder bei der Vorbereitung für den nächsten Eingriff mitzuhelfen, verschwunden zu sein.»

Oft aber trat in diesem libidinösen Spiel das Spielerische viel deutlicher zutage. So in den Fällen, wo sich langweilende Töchter des Bürgertums kleine Hilfslazarette mit nur zwei oder drei Betten, mitunter aber auch mit einem einzigen einrichteten und leichtverwundete Offiziere anforderten. An den patriotischen Zweck dieser Einrichtung, die in Frankreich noch verbreiteter als anderwärts war, dürften auch die Militärbehörden nicht geglaubt haben, doch kam sie einem Bedürfnis entgegen und wurde darum ge-



Der hohe Damentiefel wird zum Fetisch
 Zeichnung von G. Zorad
 Aus dem ungarischen Witzblatt «Fidibusz», 1918



Aktuelle Sorgen
«Ist mein Rock zu kurz? Ist mein Jupon zu lang?»
 Englische Modekarikatur.
 Aus «London Mail», 1916

duldet und als edler Menschlichkeit entspringend gepriesen. Über den Verwundetenkultus, die Modekrankheit besonders des ersten Kriegesabschnittes und ihren Folgen, über die zu Tode gepflegten Patienten, wurde viel gespöttelt. Auch im Ersten Weltkrieg schien es so manchem Helden wie dem von Goethe besungenen, dass es kein grösseres Malheur geben könne, «als nicht blessiert zu sein». Hinter dieser Verwundetenromantik aber verbargen sich als blutige Wahrheit zerschmetterte Kiefer, abgerissene Glieder und das ganze Elend der Kreatur. Neben der Krankenpflege, die allenfalls eine neue, durch den Krieg aktuell gewordene Spielart war, blühten auch alle früher bekannten Arten gesellschaftlicher Unterhaltung. In allen Hauptstädten wurden für wohltätige Zwecke Kabarettabende veranstaltet und an den Samm-

lungen, zu denen immer leicht ein Anlass gefunden wurde, beteiligte sich die Dame mit merklichem Eifer. Hier ist besonders auf die Engländerin zu verweisen, die sich auch als aktive Werberin für das Heer auszeichnete. Sie trat hier als Fürsprecherin derselben Illusion auf, deren sich die Kriegspropaganda in ausgiebigem Masse bediente. Sie bestätigte gewissermassen als Kronzeugin, dass es für den Mann gar keinen besseren Weg gäbe, um sich ihre Zuneigung zu sichern, als den freiwilligen Eintritt in die Armee. Im Übrigen ist die Kriegshetzerin in allen am Kriege beteiligt gewesenen Staaten ein wohlbekannter und überaus verbreiteter Typus. Die englische Feministin, die sich vor dem Kriege, infolge ihres wachsenden Einflusses auf das öffentliche Leben, viel auf die Milderung der öffentlichen Sitten zugute tat, entpuppte sich als die geeichteste Kriegsentusiastin. In dem 1914 erschienenen Appell der Sylvia Pankhurst wimmelt es von gegen den Feind gerichteten Kraftausdrücken. Welche Formen und Dimensionen die Kriegshetze der Frauen in allen Ländern an-



Was der Schlitzrock verrät . . .
Wie man Stoff für die Soldaten einspart
 Aus dem italienischen Witzblatt «L'Asino», 1915



In der deutschen Etappe – ohne Pariser Mode
Die Französin: «Eigentlich gar nicht so übel, diese preussische Tracht!»
 Flugblatt der «Liller Kriegszeitung»

nahm, geht aus dem Material Eberhards¹⁷ hervor.

Ein wichtiges Thema, das im Kapitel «Die Dame im Kriege» nicht übergangen werden darf, ist die Mode und alles, was mit ihr zusammenhängt. Wie immer wollte die Dame auch in Kriegszeiten schön sein, wollte dem Abwechslungsbedürfnis des Mannes in der Aufmachung ihrer Reize entgegenkommen und wie immer war sie auch in den aufgewühlten Jahren des Weltenbrandes tonangebend auf dem Gebiete der Mode. Und die Tracht der Frauen der niederen Klassen, des städtischen Proletariats, war im Kriege wie stets zuvor ein nur mit geringeren Mitteln erzielter Abglanz und Abklatsch von dem, was «die Dame» trug und was als die gel-

«Die neuen Zeppelinmodelle sind eingetroffen . . .!»
 Französische Karikatur auf die deutsche Kriegsmode
 Aus «La Baïonnette»

tende Frauenmode angesehen wurde. In normalen Zeiten ist die Mode international. Nun hatte der Krieg alle internationalen Bindungen gelöst, die Welt in zwei einander bekämpfende Lager gespalten. An der Mode aber brach seine Macht. Was immer die Pariser Haute couture kreierte, war trotz Feindschaft und Hasspropaganda, trotz der Leichenhaufen, die sich zwischen Berlin und Paris an der Westfront türmten, Beispiel und Gebot für die Dame aller Länder und somit mehr oder minder auch für die Frauen der arbeitenden Klassen.

Es entbehrt nicht des Interesses, die Wandlungen der Mode in den Kriegsjahren zu verfolgen. In der ersten Zeit des Krieges steht die Damenmode im Zeichen des knöchelfreien Rocks. Wir dürfen seinen Ursprung in der durch die Einberufung der wehrfähigen Männer stattgefundenen Veränderung der Bedingungen der Zuchtwahl suchen. Die Dame musste instinktiv bestrebt sein, die bei der verminderten Zahl der Partner erschwerte Eroberung durch drastischere Anziehungsmittel zu erleichtern, stärkere Reize auf die weniger leicht entzündbare Sinnlichkeit der zurückgebliebenen kriegsuntauglichen Männer wirken zu lassen. Diesem Bestre-





Patriotische Mode – made in England
 Versuch einer Stoffeinsparung durch Schaffung von Einheitsmodellen.
 Aus «Punch», 1915

ben kam nun die Kriegsmode entgegen, indem sie die symbolische Entblössung, die vor allem in der Verkürzung des Rockes, aber auch in zahlreichen anderen Details zum Ausdruck kam, erlaubte und gebot. Derselbe unbewusste Drang, dem Mann möglichst viel von den Reizen der Frau darzubieten, hatte schon dem Schlitzrock

zu Triumphen verholfen. Und nicht zuletzt wäre zu erwähnen, dass auch die «Nacktkultur» als Begriff wie Ausdruck im Kriege aufkam. Dass dann, je mehr sich im Laufe des Krieges die Bedingungen der Liebeswahl für die Frau erschwerten, diese Tendenzen immer weitere Fortschritte machten, ist begreiflich. Von Jahr

zu Jahr wurde mehr vom Frauenbein den Männerblicken enthüllt. Dem Volksmunde bot diese langsam aber sicher fortschreitende Verkürzung des Rockes willkommenen Stoff zu Witzen. Es hiess: «Der Krieg dauert zwar lang, dafür aber werden die Kleider der gnädigen Frau immer kürzer.» Und wenn auch der kniefreie Rock als Kulminationspunkt der Nachkriegszeit vorbehalten blieb, kann man nicht bezweifeln, dass hier ein respektables Stück Weg zurückgelegt wurde, wenn man an den kurzen, dafür aber faltenreichen und weitgebauchten Rock und an die auferstandene Krinoline der letzten Kriegesperiode denkt.

Natürlich erforderten diese Schöpfungen der Kriegsmode eine ungeheure Stoffverschwendung, die die Entrüstung aller kriegsbegeisterten Patrioten hervorrief. Man dürfte nicht fehlgehen anzunehmen, dass auch diese Verschwendung der Damen zu einer Zeit, die für die breiten Volksmassen das grösste Elend und die bittersten Entbehrungen bedeutete, nicht ganz frei von sadistischen Motiven war. «Bei Entstehen der Kriegsmode mit den faltenreichen Röcken und den hohen Lederstiefeln lag die sexuelle Quelle zunächst im Dunkeln. Wir finden sie, wenn wir uns über die Zeitumstände genau informieren, in denen sie aufkam. Auf dem Wirtschaftsmarkt begann damals der Mangel an Tuchen und Leder sich fühlbar zu machen. Nun kennt die Sexualpsychologie aus der Geschichte sowohl wie aus dem täglichen Leben die Tatsache, dass für manche Naturen in der bewussten Betonung eines Luxuslebens gegenüber einer Notlage anderer

Menschen ein besonderer Kitzel liegt. Es ist dies eine milde Form von Sadismus. Das war auch zweifelsohne die tiefste Ursache der unsinnigen Faltenrockmode. Es wird uns von den Damen am Hofe Ludwigs XVI. erzählt, dass sie mit Vorliebe bei jeder nur möglichen Gelegenheit ihre unsinnig kostbaren Toiletten vor den Augen des am Lebensnotwendigsten darbenenden Volkes zeigten, um auf diese Weise für sich einen sexuellen Genuss einzuheimsen¹⁸.»

Jene, die die Auswüchse der Mode in den Inflationsjahren nach dem Ersten Weltkrieg beobachtet haben, lächeln heute mit Recht darüber, dass zur Zeit ihres Aufkommens auch die Kriegsmode für kühn, unzüchtig und obszön erklärt wurde. Die soziale Grenze dessen, was vom Körper unverhüllt zur Schau getragen werden

«So verliert man den Krieg daheim!»
*Propaganda gegen die Putzsucht und Kauflust der
 englischen Frauen. Aus «Punch», 1917*





Die Pariser und die Berliner Mode
Gesehen von dem französischen Karikaturisten Mars-Trick

darf, ist ebenso verschiebbar wie alle anderen Grenzen öffentlicher Sittlichkeit. Und für jene, die in der moralischen Auffassung einer früheren Zeit wurzeln, wird die Mode der späteren ebenso wie ihre Sittlichkeit immer reichlichen Stoff zur Entrüstung bieten. Dass im Wettern gegen die unsittliche Mode die Kirche voranging, entspricht einer allgemeinen historischen Erfahrung.

Auch in den Ententestaaten fehlte es nicht an Protesten. In seinem Buche schreibt Grabinski¹⁹, dass ein Mitarbeiter der in Florenz erscheinenden «Unita cattolica» in scharfer Weise gegen «die Unverschämtheit der Mode in gegenwärtigen Zeiten» Stellung nimmt und sagt: «Italienische Frauen und Fräulein, Mütter und Töchter aller Stände, von der Bäuerin bis zur vornehmsten Stadtdame, scheinen sich nicht im Geringsten um Erdbeben, Krieg und derlei Kleinigkeiten zu kümmern. Der entblösste Busen scheint das Haupterfordernis eines modernen Kriegskleides zu sein und die Ausstellung der körperlichen Nacktheit ist das charakteristische Zeichen einer Zeit, in der Italiens Söhne draussen auf dem Schlachtfelde verbluten. Es ist ein schamloses, ordinäres, den Grundsätzen der

christlichen Bescheidenheit und Demut widersprechendes, ja geradezu kulturfeindliches Beginnen, wenn Frauen das entblößen, was der gesunde Menschenverstand zu bedecken heisst.»

Auch folgende kräftige Stelle im Brief des Kanonikus der Kathedrale von Cuneo an die Soldaten seiner Gemeinde verdient festgehalten zu werden: «Die römischen Matronen pflegten in Kriegszeiten in Trauerkleidern zu gehen; die Frauen unserer Gemeinde kleiden sich jedoch wie Seiltänzerinnen: kurze Röcke, hohe Schuhe, durchsichtige Strümpfe, Hals und Brust entblösst, das Gesicht bemalt und geschminkt, dazu derart unbeschreibliche Frisuren, wie sie sich nur für die Einfälle dummer Gänse schicken.»

In ähnlichem Ton äussern sich über die Kriegsmode der Bischof von Linz in Österreich, die englischen Bischöfe und die kirchlichen Autoritäten aller anderen Länder, mit Ausnahme Frankreichs, wo den Launen der Damenmode auch kirchlicherseits mehr Verständnis entgegengebracht wird.

Auch die Behörden sahen sich häufig veranlasst, gegen «Auswüchse» einzuschreiten. So das Berliner Polizeipräsidium und die Münchner Polizeibehörde, die den deutschen Frauen und Jungfrauen dringend nahelegten, «das Tragen auffäl-

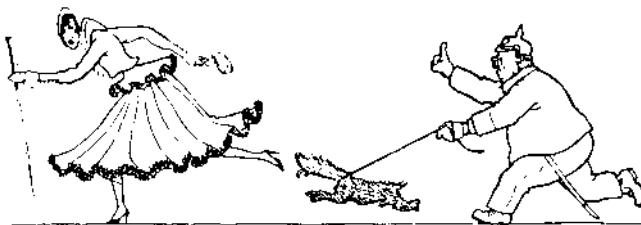


Im Moden-Atelier des Oberkommandos

(Nach Mitteilung des «Konfektionärs» machte die Militärverwaltung bekannt, dass sie für eine einfachere Damenmode sorgen werde.)
Der Generalstübler «für Schnittmusterbogen: Abt. Blusen.»
Aus «Kladderadatsch», 1916

liger Toiletten, insbesondere auffallender Hüte» zu vermeiden, da ein dezentes Verhalten nicht nur durch den Ernst der Lage geboten, sondern auch im Interesse der persönlichen Sicherheit der Dame gelegen sei, denn «bei der Aufregung, die leider einen Teil unserer Bevölkerung ergriffen hat, sind solche auffällig gekleidete Damen vor Insulten nicht sicher.» Oft hatte der patriotische Wunsch nach Befreiung vom Pariser Modediktat ganz durchsichtige Gründe. Dies war besonders dann der Fall, wenn deutsche Industrielle ähnliche Töne anschlugen. Proteste dieser Art klingen gewöhnlich im Verlangen aus, Deutschland möge die Führung in der Mode an sich reißen.

So teilt Friedrich Wendel²⁰ in seinem Buche über die Mode in der Karikatur einen Aufsatz des «Manufakturist» vom 6. August 1914 mit, dem wir Folgendes entnehmen: «In diesem August kommt kein französisches Modell über die Vogesen und dafür werden wir hoffentlich in den deutschen Städten französische Kriegsgefangene zu bewachen haben. Aber unsere Textilindustrie möge sich dann nach dem Kriege dazu aufraffen, nicht mehr den Impulsen der französischen Mode zu folgen, sie soll neue deutsche modische Werte schaffen, sie soll es den Franzosen überlassen, in den Spuren der deutschen Mode zu wandeln. Die deutschen Modellfirmen mögen sich in diesen Tagen zum Vorsatz nehmen, dass wir die französische Mode nicht brauchen, sondern selbst Erfindung und Geist genug haben, eine eigene Mode zu schaffen.» Tatsächlich ist es während des Krieges wiederholt in Deutschland versucht worden, sich von Paris zu emanzipieren, ein Unternehmen, dem ein klägliches Fiasko beschieden war. Auch ein Beweis dafür, dass die Mode nicht gemacht wird, sondern einem bestehenden, wesentlich erotischen Bedürfnis entspringt – und dass Paris dieses erotische Bedürfnis am ehesten und am vollkommensten errät, ist eine Folge jahrhundertelanger Innervation, an der keine patriotische Propaganda etwas ändern konnte. Für wie wichtig man diesen Modekampf erachtete, geht aus der Eile hervor, mit der man schon Ende August 1914 einen Reichsausschuss bilde-



Der Modepolizeihund von München

(In München wurde eine Dame wegen zu auffälliger Kleidung auf der Strasse verhaftet.) Aus «Kladderadatsch», 1916

te, der im Verein mit der Industrie, der Kaufmannschaft und den Künstlern die Befreiung von den Vorbildern der englischen und französischen Mode verwirklichen sollte. Allerdings hörte man dann von diesem Ausschuss wenig²¹. Doch schreibt schon Grabinski²²: «Was heute als deutsche Mode angepriesen wird, ist öfters alles andere denn deutsche Mode und ihre Trägerinnen ähneln nur zu sehr lebenden Gestalten der vermaledeiten Pariser Dirnenmode. Der Ruf nach deutscher Mode in der Frauenkleidung ist identisch und muss es sein mit dem nach einer schlichten, edlen, einfachen, sittlichen Frauenkleidung. Nur diese entspricht dem deutschen Charakter. In der Einfachheit und Schlichtheit liegt auch die höchste Eleganz ... In dieser herben Kriegszeit haben wir schon vieles fertiggebracht, was uns ehemals als unüberwindbar vorkam. Entschlossener Wille wird uns auch hier zum Ziele führen. In Bezug auf die Kleidung darf es nur heissen: Sie sei gesund und praktisch, schlicht, sittlich und ehrbar.»

In der französischen Kriegspropaganda nimmt die mit grosser Genugtuung festgestellte Plumpeheit und Derbheit des deutschen Gretchens einen bemerkenswerten Raum ein. Unzählige Seiten von Witzblättern sind mit Karikaturen gefüllt, in denen die Unfähigkeit der deutschen Frau, sich zu kleiden, mit grimmigem Hohn ironisiert wird. Wenn diese Karikaturen recht gehabt hätten, gäbe es in Deutschland nur Weiber mit furchterregenden Fettansätzen, gewaltigen Hängebrüsten, die die ohne eine Spur von «chic» aus grobem Tuch genähten Blusen zu sprengen drohen und mit unförmigen, plumpen Füssen, vor denen kein noch so liebeshungriger Mann ohne Geschmacksverirrung liegen möchte.

Auch auf andere Weise wurde versucht, dem Krieg einen Einfluss auf die Mode zu sichern. Man unternahm es, in der Frauenkleidung soldatischen Elementen zum Durchbruch zu verhelfen. Ein Unterfangen, bei dem man sich wenigstens auf die grosse und allem Anschein nach erotische Vorliebe der Frau für die Uniform verlassen wollte. In einem Modeblatt lesen wir darüber²³. «Zuerst tauchte der Gedanke, eine Anlehnung an die Uniform zu suchen, zaghaft auf. Aber die sich ständig steigernde Begeisterung für unser Militär, der Gedanke an die Tapferen, der ununterbrochen den Sinn der Frau beherrscht, scheint auch auf die Kleidung eine wachsende suggestiv Macht zu besitzen. Die Einrichtung der Uniformkleider fand schnell begeisterte Aufnahme und nur wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen gab es eine Anzahl wirklich neuartiger und von grossem Verständnis zeugender Entwürfe . . .»



«Warum spazierst du im Evaskostüm herum?»
«Mein Schneider ist eingerückt . . .»

Zeichnung von G. Ilantot. Aus «Le Rire rouge»

Die seit dem Ersten Weltkrieg fortschreitende und bis heute nicht abflauende Vermännlichung der Frau entsprang aber kaum einem Bedürfnis männlicher Erotik, denn die Verwendung der Frau in männlichen Berufen ist eher ein Antrieb zu einem Verwischen der Geschlechtsunterschiede. Feststeht, dass diese Vermännlichung bereits im Ersten Weltkrieg einsetzte und zum Tragen von hohen Schnürstiefeln und männlichen Pyjamas führte. In den letzten zwei Jahren des Krieges beginnt die maskuline Frau eine ständige Figur in der Karikatur zu werden. Auf der anderen Seite aber steht dieser Tendenz zur Vermännlichung jene einer stärkeren Betonung der Weiblichkeit bei Abendkleidern, Nachthemden, Badeanzügen etc. gegenüber. Schliesslich sollte der nach langer Geschlechtsnot heimkehrende Mann daran erinnert werden, dass es noch Frauen gab, und dem geschlechtsschwachen Ausgemusterten war ebenfalls oft nur

durch ein derartiges Herausstreichen femininer Eigenart beizukommen. Somit haben wir es, wie wir zusammenfassend feststellen können, in der Mode der Kriegsjahre und in ihrer Wirkung auf den Zeitcharakter der Frau mit zwei entgegengesetzten Strömungen zu tun.

Verweiblichung und Vermännlichung der Damenmode zu Kriegszeiten gehen also Hand in Hand, stellen eine zusammengehörige Ambivalenzgruppe dar. Das heisst: man fühlt sich bei der Betrachtung der Mode wie so mancher anderer Kriegerserscheinung an die Lehre Freuds von der Ambivalenz erinnert. In der Brust des gesunden Menschen wohnen zwei Seelen, von denen immer wieder die eine die andere besiegt, um dann ihrerseits zu unterliegen. In der Seele des kranken und nervösen Menschen aber wohnen stets gleichzeitig zwei Gefühle, die einander bekämpfen, jedoch niemals überwältigen können.



Saison 1915

« . . . das ist das Allerneueste! »

Zeichnung von Leroy Leroy. Aus «La Baïonnette»

Kriegerfrau auf dem Leidenswege

IV

Mannesarbeit und Vermännlichung – Kriegstraunungen – Die Unsittlichkeit der Kriegerfrau – Ehebruch, Selbstmord und andere Psychosen – Die Gefangenenliebe – Enthaltbarkeit und ihre Folgen

Neben den Männern, deren Leiber von Granaten und Schrapnellen zerfleischt wurden, neben den Kindern, die scharenweise an den Folgen der Hungerblockade, der Unterernährung und der allgemeinen Verwahrlosung zugrunde gingen, hat schon der Erste Weltkrieg auch von der weiblichen Bevölkerung grausame Opfer gefor-

dert. Die verhängnisvolle Wirkung der fünf Jahre andauernden Katastrophe zeigte sich so umfassend auf allen Lebensgebieten des Individuums und der Gemeinschaft, dass wir uns auf einige ganz klar hervortretende Massenerscheinungen beschränken müssen. Dass es sich



«Um einerseits die Mannschaft bei guter Laune zu erhalten, andererseits die Frauen etwas mehr in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wurde in französischen Kasernen die Besuchszeit über Nacht ausgedehnt.»

Aus ‚Faun‘, Wien, 1916

durchwegs um Folgen handelt, denen die Frau der gehobenen Gesellschaftsschichten gar nicht oder nur in sehr geringem Masse ausgesetzt war, soll hier nochmals betont werden. Frauen, denen der Krieg nicht nur in seinen Anfängen, sondern während seiner ganzen Dauer Sensationen und Nervenkitzel mannigfacher Art brachte, sind zwar auch nicht selten zu finden, doch gehören diese eben fast ausnahmslos den bevorrechteten Klassen an. Was die arbeitende Frau betrifft, so haben wir alle Gründe, in ihr eines der bedauerndsten, weil wehrlosesten Opfer des Krieges zu sehen.

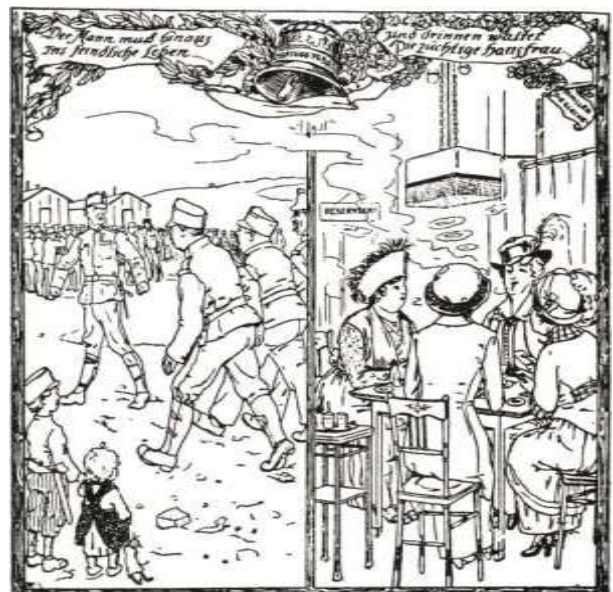
Dass sich auch Frauen der unteren Klassen in den ersten Wochen der Massensuggestion nicht zu entziehen vermochten, ist leider Tatsache. Umso entsetzlicher und ernüchternder war das Erwachen aus diesem Taumel, das Sichbesinnen der Frau auf die Erfordernisse der Wirklichkeit. Unter denen sich die Notwendigkeit, den eingetrichterten Mann im Wirtschaftsleben zu ersetzen und den Daseinskampf unvorbereitet, oft auch ungenügend ausgerüstet, in seinen schwersten Formen zu führen, als erste einstellte.

In der ersten Zeit nach Kriegsausbruch freilich trieb die patriotische Begeisterung auch bei Frauen oft die drolligsten Blüten. Es handelt sich um eine Gefühlsäusserung der weiblichen Psyche, die der Berliner Frauenarzt Dr. Max Hirsch richtig «als paradoxe Reaktion» bezeichnet. Des Weiteren sagt er weniger richtig über diese Erscheinung: «Sie ist umso sonderbarer, als sie dem ursprünglichen weiblichen Empfinden entgegenläuft. Es ist die freiwillige Bereitschaft zur Hingabe geliebter Menschen: des Gatten, des

Sohnes. Die Motive sind mannigfacher Art. Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Ehrgeiz. Meist aber ist es, wie ich wahrgenommen habe, gerade die Gatten- und Mutterliebe selbst, welche die Frau veranlasst, ihre Männer und Söhne ins Feld zu drängen. Die Liebe, welche verhüten will, dass der Makel versäumter Pflicht gegen das Vaterland das hehre Bild, welches sie von den geliebten Menschen in sich tragen, verdunkelt. Bisweilen mag auch ein Stück romantischer Heldenverehrung darin zu suchen sein. Wie dem auch sei – gerade diese Frauen leiden oft sehr unter dem Konflikt, den Liebe und Opfer ihnen auferlegen. Nervöse Erregungszustände, Depressionen bis zur Melancholie sind die Folgen, welche den höchsten Grad erreichen, wenn sie im Falle eines Verlustes durch Selbstvorwürfe genährt werden L»

Bekannt ist die Rolle, die die Frau in allen Ländern bei den Fremdenhetzen spielte, wie sie der Kriegserklärung besonders in den Hauptstädten

Die einen gehen, die anderen bleiben . . .
 Zeichnung von D. R. André.
 Aus «Glühlichter», Wien, 1915



folgten. Als Beispiel dafür geben wir hier zwei Zeitungsberichte aus den ersten Kriegswochen wieder:

«Vor dem Kriegsgericht in Breslau stand der englische Sprachlehrer Harald Whyte, denunziert von der eigenen Gattin, weil er einen Artikel über die deutsche Mobilmachung für englische Zeitungen geschrieben hatte. Vom Richter nach den Motiven ihrer Angeberei befragt, erklärte die Frau, eine Deutsche, sie habe es aus Liebe zum Vaterland getan. Man schien der Frau nicht besonders zu trauen, der Mann wurde freigesprochen, weil die versuchte Berichterstattung vor dem Kriegszustande mit Deutschland erfolgt war. Als Ausländer übergab man den Mann allerdings der Polizei in Schutzhaft. Die auf der Zeugenbank befindliche Frau wollte anscheinend dem Manne zu dem ‚glücklichen Ausgang‘ gratulieren, er aber ging mit einem verächtlichen Blick an ihr vorbei.»

In Wien wurden in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch Passanten, die fremdländisch aussahen, von Frauen angerempelt und brutalisiert. Die «Korrespondenz Wilhelm» gab am 2. September 1914 ein Kommuniké heraus, worin sie vor der Fortsetzung dieser Fremdenverhetzungen warnt, da es vielfach vorgekommen war, dass Chinesen für Japaner, Amerikaner für Engländer, Polen für Russen angesehen wurden.

Es ist eine müßige Frage, wie sich die Frauen in den männlichen Berufen bewährten, die sie meist wider Willen ausfüllen mussten. Die Bedingungen, unter denen sie die ihnen ungewohnte Arbeit zu bewältigen hatten, waren ausgesprochen anormal und je mehr sich die Ernährungsverhältnisse, insbesondere in den Mittelstaaten, aber auch in Frankreich und mehr oder minder sogar in den anderen, später siegreichen Staaten verschlechterten, umso ungerechter er-



«Das – das ist ein Feldpostbrief für meinen Mann . . .»

«Zeichnung von G. Zorad.

Aus «Fidibusz», Budapest, 1916

schien es, an ihre Leistungen den Massstab normaler Friedensverhältnisse zu legen.

Allgemeinen Feststellungen dieser Art kommt an und für sich ein geringes Mass von Beweiskraft zu. Und selbst wenn sie zutreffen würden, wären sie revisionsbedürftig angesichts der abnormen Bedingungen, unter denen dieses erste Experiment der Ersetzung männlicher Arbeitskraft durch weibliche in grösserem Massstabe erfolgte. Mindestens ebenso viele Stimmen sprechen zu Gunsten wie zu Ungunsten der Frau:

« . . . Wie viele Frauen aber sind leider körperlich und sachlich ganz ungeschult in die Arbeit eingetreten und da schlecht ausgeführte Arbeit immer mehr auffällt als gute, die als selbstverständlich hingenommen wird, so hat sie mehr geschadet als genützt. Wir wissen ja, wie leicht in einem solchen Fall geurteilt wird, die Frauen hätten versagt, ohne dass man dabei nach dem Grunde fragt oder danach, wie denn die Mobilisierung ausgesehen hätte, wenn die Männer nicht von Jugend an daraufhin erzogen worden

wären. Bei den grossen allgemeinen Vorbereitungen für den Kriegsfall hatte man die Frauen vollkommen vergessen, und dass es keine undankbarere Aufgabe gewesen wäre, bei ihrer Erziehung an die gewaltigen Krisen zu denken, wie sie der Krieg für das Volk darstellt, geht daraus hervor, wie verhältnismässig leicht sich die Frau dieser Zeit angepasst hat: am Pflug, im Haus, im öffentlichen Leben . . .

. . . Hoffen wir, dass die Allgemeinheit aus den Erfahrungen dieses Krieges gelernt haben wird und dass die Erziehung der Mädchen des kommenden Geschlechtes mehr ihre Stellung und ihre Aufgabe in der Gesamtheit in Betracht ziehen wird, die Friedenszeit uns in dieser Hinsicht besser gerüstet finden wird als der Krieg².»

Überhaupt ist bei Prüfung dieser Frage zu berücksichtigen, dass die meist auch schiechernährte Frau durch die übermässige Arbeit dauernde Gesundheitsschäden davontrug.

Vielfach haben die Frauen auch in ganz unweiblichen Berufen «ihren Mann gestellt». Ob dies zur Veredlung der weiblichen Sitte besonders beigetragen hätte, lassen wir dahingestellt. Der Abgeordnete Simyan sah sich veranlasst, in einer Sitzung der französischen Kammer Einspruch gegen – Heereslieferungen durch Halbweltdamen zu erheben. Er teilte mit, dass die französische Heeresleitung eine Reihe von Verträgen mit Frauen abgeschlossen habe, deren Hauptbeschäftigung vor dem Kriege der Besuch von Nachtlokalen gewesen wäre, wo sie nach Bekanntschaften geangelt hätten. «Jene Weiber», sagte der Abgeordnete, «haben sich unmittelbar nach Kriegsausbruch plötzlich wie durch Zufall in würdige Heereslieferanten verwandelt, die in der Lage waren, der Regierung die verschiedensten Dinge anzubieten, von Kanonen und Gewehren angefangen bis zu Eisenbahn-



«Dans la guerre comme à la guerre»
Auf Wiedersehensfreuden folgt . . .

waggons und Dosenmilch.» Und über deutsche Weiber weiss Vorberg Ähnliches mitzuteilen: «In München trieben Dirnen eine Zeitlang einen schwunghaften Handel mit Lebensmittelkarten, bis die Polizei dahinterkam³.»

Eine für uns besonders bemerkenswerte Folge des Eintritts der Frau ins Wirtschaftsleben zeigt sich in einer von Exner nachgewiesenen Vermännlichung des durchschnittlichen Frauentypus. Eine sittengeschichtlich nicht genug einzuschätzende Erscheinung, die übrigens auch in der im Kriege einsetzenden und in den ersten Nachkriegsjahren energisch fortgesetzten Vermännlichung der Frauenmode, in der Gewohnheit des Zigarettenrauchens und des Genusses

alkoholischer Getränke zum Ausdruck kam. Exner sagt darüber mit Hinsicht auf das von ihm behandelte Problem der weiblichen Kriminalität im Kriege:

«Mord; Körperverletzung, gefährliche Drohung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, öffentliche Gewalttätigkeit, schwerer Diebstahl, das sind durchwegs Verbrechen, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit bei der Frau eine wesentlich grössere Rolle gespielt haben, als wir das sonst beim schwächeren Geschlecht gewohnt waren. Auch in Bezug auf den Diebstahl zeigt sich Analoges: die Frauen stehlen in der Kriegszeit noch mehr als in normalen Zeiten die Männer. Diese Veränderung der weiblichen Kriminalität ist für den Kriminalisten höchst wichtig und auch für

den Psychologen mag es interessant sein festzustellen: als die Frau in ihrer sozialen Stellung vielfach den Mann zu ersetzen berufen war, hat sie auch in ihrem antisozialen Verhalten sich sichtlich seinem Platz genähert⁴.» Immerhin ist die produktive Wirtschaftstätigkeit der Frau nur eine der unzähligen Ursachen, die wir für eine allgemeine Umwälzung weiblicher Sittlichkeit verantwortlich machen können. Eine Unmenge anderer Umstände meist gleichfalls wirtschaftlicher Natur wirkte auf dasselbe Ergebnis hin. Einen günstigen moralischen Erfolg erwartete man von der schon in früheren Kriegen, besonders im deutsch-französischen Kriege 1870-71 auf gekommenen Mode der Kriegsehen. Ernste Gelehrte wie Dr. Burchard weisen mit Genugtuung darauf hin, dass «bei den Kriegsehen im Allgemeinen die Liebesüber die Vernunft überwiegen⁵». Und eine Frau, Henriette Fürth, meint in einem Aufsatz über «Sexuelle Kriegsfragen»: «In begrüssenswerter Würdigung dieses Sachbestandes (dass der geknebelte Naturtrieb zum schleichenden Gift im Volkskörper wird) oder vielleicht auch nur aus einem gesunden Instinkt hat man, sowie auch im Jahre 1870, gleich zu Beginn des Krieges die Heiratsvoraussetzungen und Formalitäten durch Einführung der Kriegstraung erleichtert. Man darf den so geschlossenen Ehen in rassebiologischer Hinsicht ein günstiges Prognostikon stellen. Nach verlässlichen Berichten hat man mit der Nachkommenschaft von 1870 geschlossenen Ehen gute Erfahrungen gemacht. Nach den Mitteilungen eines Arztes (Dr. Burchard) ergeben sich aus Kriegstraungen ‚ungemein glückliche harmonische Ehen und prächtige Menschen⁴. Es muss ja ohne Weiteres einleuchten, dass den in solchem Falle zu meist vorliegenden Liebesehen, die abseits von allen vorsichtigen und klügelnden Erwägung-



... nur zu bald Abschiedsschmerz

Zeichnungen von C. Herouard. Aus «Fantasio», 1916

gen sozialer oder wirtschaftspolitischer Natur geschlossen werden, eine zumindest rassebiologisch günstigere Voraussage zukommt, als den mit so viel Kautelen umgebenen Vernunftfehen, bei denen recht häufig Überlegungen ausschlaggebend sind, die mit enger Lebensauffassung und persönlichem Egoismus sehr viel, mit gesunden Lebensinstinkten und ebensolcher Lebensbetätigung recht wenig zu tun haben⁶.» Vielleicht hätte sich diese günstige Voraussage im Falle einer kurzen Kriegsdauer bewahrheitet; die tatsächlichen Folgen strafen jedenfalls diese ganze Auffassung Lügen. Die Kriegsehen wurden meist beiderseits ohne eine Spur von Verantwortungsgefühl eingegangen. In vielen Fällen kam es den Kriegsgesetzten nur auf die Legitimierung einer einzigen Brautnacht vor dem Einrücken des Mannes an. Es fehlte jede seelische und moralische Gemeinschaft und der grossen Zahl der Kriegstraungen stand gleich nach Kriegsende eine erschreckende Zunahme der Scheidungen gegen-

über. Im Jahre 1918 sprach ein einziges Berliner Amtsgericht innerhalb von vier Monaten in siebenhundert Fällen die Scheidung aus. Auch in London und Paris führte der Krieg eine ungeahnte Vermehrung der Scheidungsprozesse herbei, zu der neben den Kriegstraungen auch die durch wirtschaftliche und sexuelle Not zerstörten Ehen beitrugen.

Ein zusammenfassendes Werturteil über Kriegstraungen und Kriegsehen können wir mit den Worten des Prof. Dr. Otto Baumgarten geben:

«Eine zunächst begrüßte Kriegsfolge, die uns aus den . . . Missbildungen gesellschaftlicher Unkultur zur Natur und Naivität zurückzubringen schien, das frühe Heiraten der jungen Krieger, erwies sich bald als eine Ursache der Zersetzung des Ehebandes. Ohne langes Überdenken der Verpflichtungen, die daraus erwachsen, ohne die Möglichkeit, das eheliche Verhältnis fest und sicher zu verankern, im wechselseitigen geprüften Vertrauen die so vielfach den Ibsenschen Puppenehen gleichenden unreifen Affekte in der Arbeit aneinander zu reifer sittlicher Gemeinschaft zu entwickeln, wurden die massenhaften Kriegstraungen zum Anlass immer steigender Ehescheidungen. Und wo so viele vereinzelt, vereinsamte, nach erstem Aufblühen der Sexualität ins Leere fallende Triebmenschen aufeinander stossen, da sammelt sich der Grundstoff zu Eheirungen und Prostitution. Wer aber hätte den Kriegern, die ihr Leben in die Schanze schlugen, die kurze Freude des Lebensfrühlings missgönnen oder verwehren wollen⁷?»

Auf Urlaub

«Wie dick du an der Front geworden bist!»
 «Ja, und nur vier Tage «Zeit für eine Abmagerungskur!»
 Zeichnung von Rodiguet. Aus «La Baïonnette». 1915





Musterung für das russische Frauenbataillon Kerenskis
Tempera von Hagenberg (Russ. Postkarte, 1917)



«Erkennst du mich nicht? Ich bin dein Mann . . .»
Zeichnung von G. Pavis. Aus «La Vie Parisienne», 1916

In Frankreich begnügte man sich, anstatt die versittlichende Wirkung der Kriegsehen anzupreisen, mit einer humoristischen Ausschrotung der dort noch verbreiteteren Schnelltrauungen. Hier scheinen die Kriegstraungen der früher in wilder Ehe lebenden Paare überwogen zu haben. Der Spanier Blasco Ibanez erzählt darüber: «Bei Kriegsausbruch ging halb Paris daran, zu heiraten . . . Tausende Pärchen belagerten die Bezirksämter. Die meisten Männer mit dem Kommissmantel und der roten Mütze, die Frauen mit der Schürze um die Hüften, die Haare zerzaust und die Augen verweint, wie sie der Entschluss zur Eheschliessung an dem durch die Abschiedsszene aufgewühlten Familienherde überrascht hatte. Alle sagten dasselbe: ‚Wir wollen heiraten und morgen fahre ich.‘ So ohne alle Dokumente und ohne anderen Beweis als die Zeugenschaft der zwei Nachbarn, die seit Jahren ihrer wilden Ehe und ihren Familienzwistigkeiten zusahen . . . Die Magistratsbeamten nahmen auf Anordnung der Regierung die Trauungen massenhaft vor, in Gruppen zu zwanzig, unter denselben Formalitäten und der gleichen Ansprache an alle. Es gab Bezirksämter in Paris, in

denen an einem Vormittage dreihundert Trauungen vorgenommen wurden. Sehr oft liefen vor dem Arbeiter im Kommissgewand, der seine beliebte Nachbarin oder Gevatterin am Arme führte, ein Rudel Kinder her, die sich neugierig nach allen Seiten umschaute und sich wie bei einer Theatervorstellung freuten: ‚Papa und Mama lassen sich trauen⁸⁾!«

Natürlich erfolgte die Eheschliessung in allen Ländern sehr oft aus dem Grunde, um der Frau als Angehöriger eines im Felde stehenden Soldaten wirtschaftliche Vorteile zu sichern.

Die eheliche Untreue der Kriegerfrauen bildete jahrelang den Stein des moralischen Anstosses. Auch hier widerlegte das Leben alle Berechnungen und Voraussagen. In Deutschland bekam man im Anfang des Weltkrieges begeisterte Tiraden über den sittlichen Ernst der deutschen Frau zu hören, die als leibhaftiger Gegensatz der leichtfertigen Französin hingestellt wurde. Auch die Frage, ob die Frau ein grösseres oder geringeres Geschlechtsbedürfnis als der Mann besitze, wurde erneut aufs Tapet gebracht. «Die deutschen Frauen haben . . . jetzt im Weltkrieg unter den schwierigen Lebensverhältnissen andere Dinge im Kopf, als sich zum Gefäss der Lust zu machen. Die deutsche Frau hat nichts mit jenen entarteten Weibchen gemein, die schon im Frieden, namentlich in grossen Städten, den Männern nach jagten», behauptet Vorberg⁹⁾ und auch Dr. Fraenkel spricht sich über die deutsche Frau wie folgt aus:

«Ihre Sorgen und Arbeitspflichten sind derart vergrössert, dass nicht viel Lust und Zeit zu Extratouren bleibt. Die Verlockung in der Heimat ist gering, da die kräftigeren Männer fehlen oder überanstrengt sind. Der wichtigste Unterschied der Geschlechter liegt indessen in der geringeren

Empfehle mich den geehrten Damen, deren Mann im Kriege, verweist oder nicht mehr leistungsfähig ist. Bin so gebaut, um auch den grössten Ansprüchen genügen zu können.

Ganz neue patentierte Methode!
Höchste Reizentfaltung!
Bei unverheirateten Damen garantiert ohne Folgen.

Ehren-Mitglied des Vereins zur Erweiterung
weiblicher Geschlechtsteile

Eine Jux-Geschäftskarte aus der Kriegszeit
*Vielleicht zum Beweise der vielgerühmten Verfeinerung
des Liebeslebens im Kriege erzeugt*
Sammlung A. Wolff, Leipzig

Libido der Frau. Unter ihnen ist ein nicht ganz unerheblicher Bruchteil kalt oder minder erregbar; ich schätze ihn auf zehn Prozent. Bei der Frau schläft die geschlechtliche Begierde bei Erkrankung des Mannes, im Witwenstande oder bei der durch den Krieg bedingten langen Abwesenheit des Mannes ein, auch wenn sie früher normal war. Das haben mich Unterhaltungen mit vernünftigen Frauen mit aller Sicherheit gelehrt. Das jungfräuliche Weib, wenn es nicht durch falsche Erziehung, Freundinnen, Lektüre oder pathologisches Temperament geweckt ist, kennt die Libido überhaupt nicht oder ganz diffus im Unterbewusstsein, hat demnach gar keinen Nisus sexualis¹⁰.»

Ebenso glaubt eine Frau Grete Meisel-Hess, dass die Abwesenheit des Mannes für die sittlich hochstehende Frau nicht so leicht ein Anreiz zum

Ehebruch werden kann. «Auch sie ist verführbar, aber ihre Sinne erwachen nur dann, wenn die Seele spricht, und von dem Manne, der nicht ihr ganzes Innenleben gefangennimmt, trennt sie eine Welt. Darum wird eine solche Frau jahrelang, oder sei es auch für immer, im Zölibat leben¹¹.»

Mit alldem reimt sich schlecht zusammen, was während der Kriegsjahre über die Kriegerfrau und ihre Moral besonders in sexueller Hinsicht gesprochen und geschrieben wurde. Menschen, deren von kurzsichtigen Vorurteilen getrübbtes Denken die moralischen Folgen der wirtschaftlichen Umwälzung, der so sehr veränderten Lebensbedingungen nicht zu fassen vermochte, nahmen die Gelegenheit wahr, sich über den moralischen Verfall zu entrüsten.

Unter dem Titel «Blutige Tränen möchte man weinen» erschien in der katholischen Zeitschrift «Monika» (Nr. 24 vom 12. Juni 1915) ein langer Artikel, der das Elend grell beleuchtet. Der Direktor eines Kinos sieht sich nach Schluss des ersten Teiles einer Vorstellung im verdunkelten Zuschauerraum zu folgender Eröffnung an sein Publikum veranlasst: «Es ist mir mitgeteilt worden, dass draussen ein Landsturmmann auf Einlass wartet, um hier seine Frau mit ihrem Geliebten zu überraschen. Es liegt mir viel daran, jedes

Aufsehen und jeden Skandal zu vermeiden. Ich ersuche deshalb jene, die es betrifft, sich durch die kleine Pforte dort vorne rechter Hand zu entfernen; es muss sogleich geschehen, da der Mann schon an der Kasse ist, seine Karte zu lösen.» Darauf entstand eine drängende, hastige Bewegung im Saale und es entfernten sich im Schutze des Halbdunkels nicht weniger als drei- undzwanzig Paare ¹².

Es wäre ein leichtes, mit ähnlichen Anekdoten und mehr oder minder wahrheitsgemäss wiedergegebenen Histörchen über die nur allzu be-

« . . . Alte Erfahrung aus Friedenszeiten lehrt, dass in den Orten, wo Garnisonen liegen, die Unzucht, uneheliche Geburt usw. in gesteigertem Masse wahrzunehmen sind. Unabsonderlich hängen mit diesen Erscheinungen die Verbrechen der Kuppelei, der Leibesfrucht- abtreibung zusammen. Diese Lehren behielten auch während des Krieges ihre Gültigkeit, nur dass die obigen Erscheinungen durchwegs in gesteigertem Masse ans Tageslicht kamen, was nicht nur dem häufigen Ortswechsel grosser Menschenmassen, sondern auch dem Mangel an ge-



Was beide ersehnten . . .
Sein erster Abend daheim. Zeichnung von Hérold. Aus «La Vie Parisienne», 1917

greifliche Untreue der Kriegerfrauen in Deutschland wie auch in den Ententeländern dicke Bände zu füllen. Uns interessiert hier nur die Tatsache, dass ein Erstarken der bürgerlichen Sexualmoral im Kriege keineswegs stattfand, dass vielmehr das Gegenteil eintraf. Ein zusammenfassendes Urteil gewinnen wir aus den folgenden Ausführungen Dr. Auers, Senatsnotar des kgl. Oberlandesgerichtes in Budapest:

ordnetem Familienleben, dem Fernsein des Ehemannes und auch dem gesteigerten Geschlechtsreiz zuzuschreiben ist¹³ . . .»

Trotz aller Mahnungen trat eine Zunahme der unehelichen Geburten gegen Ende des Krieges, hauptsächlich aber nach Kriegsschluss auf; allerdings hatte diese Erscheinung auch die günstige, sittengeschichtlich äusserst bedeutsame Folge, dass die Ungleichheit ehelich und ausser- ehelich Geborener vor dem Gesetz, dieses durch

die bürgerliche Ehemoral bedingte empörende Unrecht, schon zur Kriegszeit gemildert wurde. In Übereinstimmung mit der Petition des Bundes für Mutterschutz der Ortsgruppe Berlin fasste der deutsche Reichstag bereits am 4. August 1914 den Beschluss, dass die staatliche Kriegsunterstützung auch auf die unehelichen Kinder zu entfallen habe. Und hierdurch wurde eine Bewegung eingeleitet, die, nach dem Kriege fortgesetzt, der bürgerlichen Moral mehr und mehr zu Leibe rückte.

Über die Ehebrüche im Krieg sowie über die Abtreibung finden wir bei Professor Exner folgende Ausführungen:

«Ein . . . Sittlichkeitsdelikt, das gerade in dieser Zeit gesellschaftlich eine sehr viel grössere Zerstörung verursacht hat, als einer ahnen möchte, der nur die Zahlen der Statistik kennt, ist der Ehebruch. In Österreich schweigt die Statistik. Die deutschen Zahlen zeigen eine erhebliche Abnahme der bestraften Ehebrüche. Das beweist aber nichts, denn die Abwesenheit des Ehegatten hat natürlich die Möglichkeit der Entdeckung sehr erschwert; dazu ist nach deutschem Recht Voraussetzung der Verurteilung, dass die Ehe wegen des Ehebruchs geschieden worden ist, und es ist nur begreiflich, dass der Mann im Felde nur selten Lust und Möglichkeit gehabt haben wird, einen Scheidungsprozess durchzuführen und einen Strafantrag zu stellen. Doch das alles ändert nichts an der unleugbaren und ungelegneten Tatsache, dass der Ehebruch in erschreckender Weise um sich gegriffen hat. Wulften spricht von einem Triumphzug des Ehebruchs. Dies kann auch nicht wundernehmen angesichts des Fernseins der Ehemänner und der zahlreichen, die Frau umgebenden Versuchungen: das Bettgeherwesen, die Nacharbeit in der Kriegsindustrie, das Zusammenleben

mit den Kriegsgefangenen auf Bauernhöfen usw. Ist es auch zahlenmässig nicht nachweisbar, wieviele in der Kriegszeit rasch geschlossene Ehen, aber auch wieviel scheinbar festgefügte Ehebindnisse durch Ehebruch zerstört worden sind, so wirft doch die erschreckende Häufigkeit der Ehelösungen auf diese ganzen Verhältnisse ein grelles Licht. In Wien beispielsweise hat sich die Zahl der Ehelösungen nach dem Kriege ungefähr verdreifacht.

Die sittlichen Zustände der Zeit finden ihren Reflex auch in einer anderen Zahlenreihe, die uns hier interessiert, den Zahlen der Kindstötung und Abtreibung. Dass diese beiden Verbrechen in der Kriegszeit häufiger geworden sind, ist kein Zweifel. Für die Kindstötung ist dies aus der österreichischen Statistik wiederum nicht ersichtlich, doch zeigen die deutschen Zahlen eine deutliche Steigerung gegenüber dem Durchschnitt der Vorkriegsjahre. Der stärkere Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung liegt aber wohl in dem Hinweis auf die Entwicklung des ähnlichen Beweggründen entspringenden Verbrechens der Abtreibung. In Deutschland freilich sind die Verurteilungen gerade hier in der Kriegszeit zurückgegangen, doch diese günstige Entwicklung ist nur ein Schein, denn während im Jahre 1917 um 17,6 Prozent weniger Verurteilungen stattgefunden haben als in der Vorkriegszeit, so zeigt dieses Jahr gleichzeitig einen Rückgang der Geburten um 52,5 Prozent. Diese Zahlen kehren das erfreuliche Bild seltenerer Strafen in das Gegenteil, denn das Normale wäre wohl eine der Verminderung der Schwängerungen annähernd gleiche Abnahme der Geburten und Abtreibungszahlen¹⁴.»

Wir wollen diese Zeilen noch durch die von Calverton mitgeteilten Angaben ergänzen: In Berlin hatten von hundert Frauen, die im Jahre 1916



Rasch ans Werk

«Nur drei Tage Urlaub, mein Schatz – und du möchtest doch gerne Zwillinge haben . . . !»
Zeichnung von Djilio. Aus «Le Rire rouge», 1915

innerhalb eines Monats wegen unvollständigen Abortus die Klinik aufsuchten, neunundachtzig nachweislich Abtreibemittel gebraucht. In Mainz stieg in den Jahren 1910 bis 1920 das Verhältnis der Abortus zu den Geburten in steter Weise von etwa 10 v. H. auf über 26 v. H.¹⁵.

Endlich stehen uns auch Zahlen über die Zunahme der Abtreibungen in Wien zur Verfügung. Es kamen hier im Jahre 1913 auf je tausend Geburten 1,4 Abtreibungen, eine Zahl, die im Jahre 1915 bereits auf 4, im Jahre 1916 gar auf 5,3 emporschnellte. Dabei ist zu bedenken, dass Abtreibungen gerade im Kriege drakonisch bestraft wurden.

Eine für fortschrittliche Bevölkerungspolitiker gewiss weniger unerfreuliche Folge des Krieges als die Frucht-Abtreibung ist die gerade in den Kriegsjahren beobachtete Verbreitung der Schutzmittel und damit der Geburteneinschränkung. Auch hier haben wir es mit einer wichtigen Umwälzung der Sexualmoral zu tun, deren Konsequenzen zu ziehen der Nachkriegszeit vorbehalten blieb. Dr. M. Vaerting sagt darüber:

«Der Krieg hat ganz ausserordentlich dazu beigetragen, die Kenntnis von der Technik des Präventivverkehrs zu verbreiten, bei Männern und Frauen. Infolge der durch den Krieg hervorgerufenen plötzlichen und langen Trennung der Geschlechter hat nämlich der aussereheliche Geschlechtsverkehr gewaltige Dimensionen angenommen. Man kann aber nun annehmen, dass alle Männer und Frauen, die solchen Verkehr gepflegt haben, fast ausnahmslos mit der Anwendung von antikonzeptionellen Mitteln und Methoden vertraut geworden sind. Zudem begünstigt die Heeresverwaltung die Erlernung der Technik des Präventivverkehrs noch in weitgehender Weise, da das Sanitätspersonal die Soldaten methodisch über solche Mittel aufklärt, die auch zur Verhütung der venerischen Infektion dienen¹⁶.»

Bezeichnender noch als diese Daten ist für die Art und Weise, wie man über die Kriegerfrau, die vielverleumdete «Kriegsstrohvitwe», dachte, ein zu Kriegszeiten in Ungarn entstandenes echtes Volkslied. Es wird einer Bauernfrau in den Mund gelegt, deren Mann im Felde steht und die demgemäss die Unterstützung vom Kriegsfürsorgeamt (in Wirklichkeit wurde diese auf dem flachen Land in Ungarn nur zu oft vom Notar eingesteckt) bezieht. Verdeutscht lautet die erste Strophe:

Spiel', Musik! Ich krieg vom «Amt» mein Geld,
Käm' mein Alter bloss nicht heim vom Feld!
Wie er noch hier war, der gute Mann, Hatt' ich
niemals Seidenhöschen an.

Schauermärchen über das Blutgericht, das heimkehrende oder beurlaubte Soldaten an ihren ungetreuen und auf frischer Tat ertappten Frauen vollzogen hätten, wurden vielfach kolportiert. Die fast sadistische Schadenfreude, die dabei oft



Liebe macht erfinderisch

«Was würdest du machen, wenn ich beide Beine verlöre?» «Ich würde dir einen schicken Wagen mit Gummirädern kaufen!»

Zeichnung von Laforge.

Aus «Le canard enchaîné», 1916



Geteiltes Leid
*Die Frau des Mannes, der einen Arm verlor, hat sich
 sämtliche Zähne ziehen lassen . . .*
*Deutschfeindliche Karikatur aus dem französischen
 Witzblatt «Fantasio», 1915*

deutlich zutage trat, die vollkommene Unfähigkeit, sich in die Lage dieser unglücklichsten Opfer des Ersten Weltkrieges zu versetzen, ihnen menschliche Rechte zuzubilligen, gehört mit zu den Verrohungssymptomen des Krieges. Wenn man auch nur flüchtig in den Kriegsjahrgängen der Tageszeitungen blättert, kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, dass hier eine methodische Verhetzung getrieben, die Rachegefühle der Soldaten gegen ihre ehebrecherischen Gattinnen besonders in den ersten zwei Kriegsjahren aufgestachelt wurden. Auf das abscheuliche Treiben untauglicher Daheimgebliebener und eifersüchtiger Nebenbuhlerinnen, die den Kriegsteilnehmern in Feldpostbriefen die Untreue ihrer Frauen oder Bräute hinterbrachten, sei in diesem Zusammenhange flüchtig hingewiesen. Die ganze Verlogenheit der Kriegsmoral, die gegen die ungetreue Gattin wütete, wird erst klar, wenn wir uns vor Augen halten, wie die in der Etappe stehenden oder auf die billigen Freuden der Feldpufis losgelassenen Männer ihrerseits die eheliche Treue auffassten. In der Tat

feierte die doppelte Moral des bürgerlichen Sittenkodex in beiden Weltkriegen wahre Orgien. Es ist hoch an der Zeit, den oft auch ohne Grund verleumdeten Kriegerfrauen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unsagbar litten sie in diesen Jahren an Körper wie an Seele. Körperlich, weil sie bei dürftiger Ernährung und erzwungener Enthaltsamkeit eine ihre Kräfte übersteigende Arbeit verrichten mussten, seelisch, weil sie machtlos der Verwahrlosung ihrer Kinder zuschauen und alle Ängste des Krieges, auch abgesehen von der Sorge um den im Felde stehenden Ernährer oder Angehörigen, durchzumachen hatten. Einen statistisch einwandfreien Ausdruck findet diese Tatsache in der grauenerregenden Ausbreitung psychischer Erkrankungen bei Frauen.

Die Frage, ob es ausgesprochene Kriegspsyosen, also lediglich durch den Krieg hervorgerufene Geistesstörungen eigener Art gab, wurde vielfach zur Erörterung gestellt und von einer Reihe Wissenschaftlern (Bonhoeffer, Oppenheimer, Meyer, Wollenberg usw.) verneint. Besonders im Anfang des Ersten Weltkrieges wurde sogar ein Rückgang der Psychosen behauptet und dies als «untrügliches Zeichen für die Nervenkraft der Bevölkerung» gerühmt¹⁷. Mit besonderem Nachdruck wies man darauf hin, dass die vor allem in der ersten Periode des Krieges aufgetretenen zahlreichen Geistesstörungen «nahezu ausnahmslos schon vordem psychisch Wurmstichige in der Zivilbevölkerung» befiehlen¹⁸.

Begreiflicherweise führte die Sehnsucht, sich aus den seelischen Erschütterungen der «grossen Zeit» in den Tod zu flüchten, massenhaft zu Selbstmorden und Selbstmordversuchen der Kriegerfrauen. Eine Statistik über die Anzahl solcher Fälle steht uns nicht zur Verfügung. Hatten doch alle Länder das grösste Interesse daran,

die Kriegsbegeisterung durch Vorkommnisse solcher Art nicht beeinträchtigen zu lassen. Als Beispiel dafür und zugleich für die seelische Verrohung infolge des Krieges kann ein Ukas der Zensurbehörde gelten, der Ende Mai 1915 an die deutschen Zeitungen ergangen ist. Er lautet:

«Es ist unerwünscht, Nachrichten über Selbstmorde junger Mädchen aus Liebesgram über gefallene Verlobte zu veröffentlichen. Die Rückwirkung auf die Stimmung im Lande und die Ansteckungsgefahr solcher Unbesonnenheiten verbieten in gleicher Weise die Veröffentlichung.»

Natürlich nützte die Vogel-Strauss-Politik auch hier nur wenig. In allen kriegführenden Ländern griff eine wahre Selbstmordepidemie um sich. Man vermied es höchstens dem Publikum das wahre Motiv mitzuteilen, das aber nur zu gut zwischen den Zeilen zu lesen verstand.

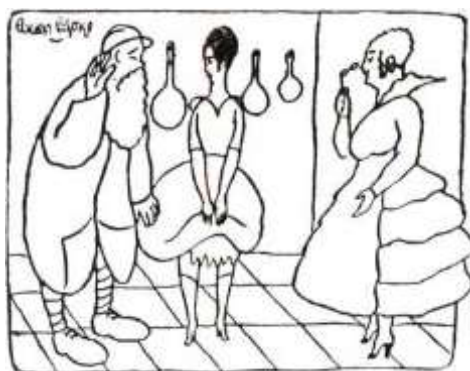
Unaufzählbar sind die Folgen der zwangsläufigen Enthaltsamkeit, die die bürgerliche Ehemoral ausnahmslos allen Kriegerfrauen auferlegen wollte. Frauen, die diesem Gebote gehorchten, mussten es oft genug mit schweren Gesundheitsschäden bezahlen. Es treten uns hier ungefähr die gleichen Abstinenzfolgen entgegen wie

bei den im Felde stehenden Männern. Hier wie dort wirkte sich die Abstinenz auf zweierlei Weise aus, in einer schweren Gefährdung der Gesundheit oder in einer späteren Zügellosigkeit des sexuellen Auslebens.

Der Berliner Frauenarzt Hirsch bestätigt, dass der Krieg für die weibliche Psyche ein Trauma von ausserordentlicher Heftigkeit darstelle und die seelische Reaktion je nach der Widerstandskraft des Individuums und seiner Beisteuer zu den Opfern des Krieges eine verschieden starke sei.

«Dem aufmerksamen Beobachter bietet sich Gelegenheit genug, die eigenartigen, oft ins Krankhafte übergehenden Änderungen der weiblichen Psyche unter den Hammerschlägen des Krieges zu studieren. . . . Als Schädlichkeit für das Nervensystem ist . . . mehrfach die völlige Umwälzung, die der Krieg auf sexuellem Gebiet hervorrief, wirksam gewesen. Die plötzlich erzwungene geschlechtliche Enthaltsamkeit treibt viele Frauen, deren Sexualtrieb im Eheleben normale Bahnen ging, zur Selbstbefriedigung mit ihren nervösen Folgezuständen, bisweilen auch zu Perversionen, unter denen der Amor lesbiscus wohl die Hauptrolle spielt.

Mancher Ehebruch, manches Leidenschaftsdelikt aus sexueller Erregung, manches Liebesdrama dürfte unter diesem Gesichtspunkt eine mildere Beurteilung erfahren²⁰.» Eine gesonderte Besprechung erfordert in diesem Zusammenhange die gänzlich unerwartete Häufigkeit des Ausbleibens der Regeln. Während man, wie wir gesehen haben, sich hartnäckig dagegen wehrte, die Kriegspsychose als eigenes Krankheitsbild anzuerkennen, sah man sich in diesem Punkt genötigt, den von Dietrich geprägten Ausdruck «Kriegsamenorrhöe» in den allgemeinen Gebrauch zu übernehmen. Die Krankheit er-



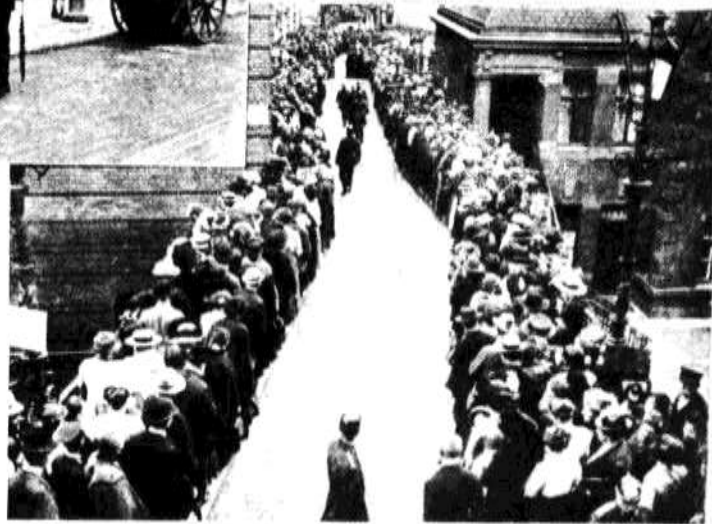
«Melanie, also das ist Ihr Mann, der von der Front kam?
Aber gestern war er doch noch glattrasiert. . . !»

Zeichnung von Laforge.
Aus «Le canard enchainé», 1916



«Kopflohe Massnahmen des Publikums:
 Masseneinkauf von Mehl – Ansturm von
 unnötigerweise beunruhigten Sparern auf die
 Städtische Sparkasse, Berlin»

*Mit diesen Texten 1914 in der «Leipziger
 Illustrierten» erschienen*



Verniedlichung des Hungers
 Originalpostkarte, 1916,
 u.a. in der französischen Presse zu
 Propagandazwecken nachgedruckt



Unten: Eine der ersten Schlangen:
 Vor der Bäckerei
 Originalaufnahme





«Erinnerung an seinen Fronturlaub»
 Zeichnung von Gerbault. Aus «Fantasio», 1916

Rechte Seite, oben: Der Urlauber:
 Endlich! – – – Schon?
 Zeichnung von Fabiano.
 Aus «Fantasio», 1915

Rechts unten links:
 Der Urlauberzug
 Von L. Icart, «Fantasio», 1917

Rechts unten rechts:
 Nach 18 Monaten. Eine Version
 des Märchens vom Geschlechtshunger
 der Urlauber
 Von Léonnec, «Fantasio»

«Armes Kind! Haben Sie wenigstens den Vater verständigt?» – «Ja, ich habe an alle beide geschrieben!»
 Zeichnung von A. Guillaume. Aus «Le Rire rouge», 1917



«Armes Kind! Haben Sie wenigstens den Vater verständigt?»





Als die Frauen die Männer ersetzen mussten, als sie in jedem Amt und jedem Gewerbe während des Weltkrieges «ihren Mann stellten»

Gezeichnete Erinnerungen von H. Zille



Der Krieger tröstet:

«Na lass man, wenn ick wiederkomme, denn ziehste de Hosen aus – denn kochste wieder for uns alle und ick arbeite for euch alle!»

Studie von H. Zille



Französische Karikatur auf weibliche Polizeibeamte,
1917



Strassenbahnschaffnerin in Paris
Originalaufnahme



Unten und rechte Seite:
Harmlose Juxpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg. –
Es gab aber auch weit freiere Texte



Die Witwen
Zeichnung von L. Raemaekers

Linke Seite: Der ungarische Dorfnotar und die Krieger-
 frau: «Sträuben Sie sich nicht, sonst kriegen Sie keine
 Unterstützung mehr.»

«Zeichnung von L. Gedó

Rechts: Die französische Frau im Kriege
 Plakat einer Photo-Ausstellung der fran-
 zösischen Armee. Entwurf von Capon



Links: Schwangerschaft
 Radierung von Otto Dix, 1922





Die Frau des Eingetricken und der Schwager: «Stefan, massier' mir die Beine, sie tun mir weh!»
 Zeichnung von L. Gedó

«Lies mir den Heeresbericht vor, Liebling . .
 «23 Uhr: Wir haben zwei Hügel im Sturm genommen
 und sind dann eingedrungen in die. . . Rest von der
 Zensur gestrichen»

Französische Kitschpostkarte, 1917





*„Der gnädige Herr konnte nicht auf Madame warten. Er hatte nur eine Stunde Ausgang –
so ist es geschehen . . . »*

Zeichnung von Laforge. Aus «Le canard enchainé», 1916

griff sowohl Land- wie Stadtbewohnerinnen, hauptsächlich solche, deren Mann oder Geliebter im Felde stand und die überaus schwere körperliche oder geistige Arbeit zu verrichten hatten. Schon bald nach Kriegsausbruch trat die Kriegsamenorrhöe in Deutschland wie auch in anderen Ländern auf. Mit der Hälfte des Jahres 1915 aber setzte eine grössere Häufigkeit ein, die sich in den folgenden Jahren immer mehr steigerte. Prof. Dr. Müller führt die Kriegsamenorrhöe auf drei auslösende Ursachen, sogenannte «aetiologische Momente» zurück.

Es sind dies der schlechte Ernährungszustand, die Änderung der Lebensweise der meisten Frauen, in deren «sozialer Stellung und Beschäftigung durch den Krieg eine fast revolutionäre Umänderung eingetreten sei», sowie der Ein-

fluss des Krieges auf die Psyche, wobei Prof. Dr. Müller darauf aufmerksam macht, dass «die Geistesatmosphäre, welche der Krieg schafft, eine nicht unbedeutende Rolle spielt».

Kommen Nachrichten über eine schwere Verwundung oder Krankheit oder Verschleppung in zermürbende Gefangenschaft oder treffen sogar, was bei einem so langen Kriege, wo Millionen von Kämpfern einander mit den neuen, so gefährlichen Waffen gegenüberstehen, zu erwarten ist, Todesnachrichten bei den Gattinnen, Müttern, Geschwistern oder Bräuten ein und wiederholen sich dieselben öfters, so ist es wohl ganz natürlich, dass sich schwere depressive Störungen einstellen, die ja auch schon mitten im Frieden unter ähnlichen Umständen die Ces-

satio mensium (Ausfall der Regeln) herbeiführen können. Es bedarf da nicht der von Eckstein zu sehr betonten Liebesehnsucht, die gewiss auch in manchen Fällen vorhanden und wirksam sein kann, um den erwähnten Effekt mit herbeizuführen. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass auch von anderer Seite . . . die erzwungene geschlechtliche Abstinenz als Mitursache der Kriegsanhämie aufgeführt wird ...²¹

Die Kehrseite dieser Enthaltensamkeit ist das oft ins Krankhafte gesteigerte Liebesbedürfnis der Kriegerfrau. Dass sich dieses Liebesbedürfnis über patriotische und nationale Schranken hinwegsetzte, kann uns freilich nicht verwundern, wurde aber im Kriege oft und mit wütender Entrüstung verurteilt. Heute freilich scheint uns nichts natürlicher, als dass die an Geschlechtsnot leidende Frau, wenn sie auf ein normales Geschlechtsleben nicht verzichten wollte, den Partner dazu dort suchte, wo er zu finden war. Da die eigenen Männer fort waren, mussten die statt ihrer in reichlicher Zahl vorhandenen Kriegsgefangenen erhalten. Dies war vor allem in den Zentralstaaten und nach der Revolution in Russland der Fall, wo die Kriegsgefangenen eine verhältnismässige Freiheit genossen und namentlich auf dem Lande oft Seite an Seite mit den Frauen arbeiteten. So wurde die «Gefangeneliebe» zu einer typischen, mit keinen nationalen Phrasen zu bekämpfenden Erscheinung



Derby braucht Soldaten

«Mister Thomson soll einrücken? Ausgeschlossen - wurde bereits von mir assentiert!»
Kriegsflugblatt der «Liller Kriegszeitung»

des Krieges. Dr. Wilhelm Stekel widmet ihr einen lesenswerten Artikel, dessen Schlussfolgerungen wir allerdings dahingestellt lassen wollen:

«Ich möchte von der merkwürdigen Erscheinung reden, dass die Frauen aller Länder zum Schmerz aller gutgesinnten Patrioten eine auffallende Liebe zu den Gefangenen zeigen. Deutschland ist gewiss über den Verdacht erhaben, dass seine Frauen nicht die gleiche Begeisterung haben sollten wie die Männer. Trotzdem klagten schon im Beginn des Krieges alle Zeitungen über die auffallend übertriebene Sorgfalt und Milde, mit der die Gefangenen von den deutschen Frauen behandelt wurden . . .

Diese Gefangeneliebe muss irgendwie mit der seelischen Konstitution der Frau zusammenhängen. Frauen sind vor allem Kinder und stehen kindlichen Gefühlen viel näher als die Erwachsenen. Sie lockt immer der Reiz des Fremden.

Viel tiefer in dieses Problem wird uns eine andere Betrachtung führen. Ich meine den Einfluss jener merkwürdigen Erscheinung, welche wir den ‚Kampf der Geschlechter‘ nennen. Zwischen Mann und Weib tobt ein ewiger Krieg, in dem es nur Waffenstillstand, aber keinen dauernden Frieden gibt. Dieser Kampf der Geschlechter ruht während des Weltkrieges nur scheinbar, weil ein gemeinsamer Feind beide Geschlechter zu gemeinsamer Abwehr vereinen sollte. In Wirklichkeit benützen die Frauen den Krieg, um die Position der Männer zu erobern und vielleicht dauernd zu besetzen . . . Zahlreiche Frauen arbeiten bei der Munitionserzeugung, in anderen Berufen, die ihnen bislang verschlossen waren. Sie werden nach dem Kriege ihre Forderungen mit erneuter Kraft durchzusetzen trachten, ja sie erhoben sich bereits in England während des Krieges, indem sie auf ihre



Notbehelf

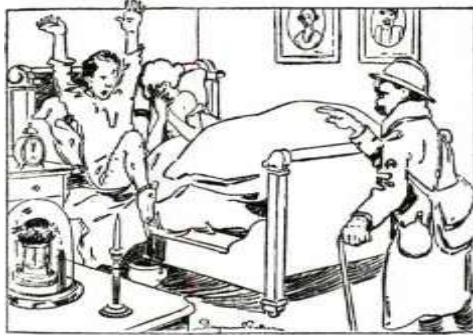
Um die Liebesneigung gewisser Weiber für fremdländische männliche Individuen zu befriedigen, wurde ihnen ein Schimpanse zur Verfügung gestellt, dem man eine französische Uniform angezogen hatte.

Zeichnung von Werner Hahmann. Aus «Kladderadatsch», Berlin, 1914

Unentbehrlichkeit hinwies. Dieser Kampf der Geschlechter macht aus dem Manne den natürlichen Feind des Weibes. Der Feind des Mannes wird auf diesem Umwege zum Bundesgenossen des Weibes. Aus diesen Quellen strömt die Gefangenensliebe. Die Frauen lieben die Feinde, weil (nicht trotzdem!) die Männer sie hassen. Sie folgen einem dunklen Drang, sich an den Männern zu rächen und ihnen eine besonders qualvolle Schmach anzutun. Die Männer der eigenen Nation werden entwertet. Sie sind gar keine Männer und die Männer fremden Stammes werden nur als Mittel gebraucht, um diese Verachtung für den nahestehenden Mann schärfer auszudrücken. Die Formel lautet also: Ich liebe dich, weil dich unsere Männer hassen²²!» So macht Stekel für die weitverbreitete Erscheinung der Gefangenensliebe den vielfach behaupteten Hass der Geschlechter verantwortlich. Andere legen das Gewicht mehr auf den auch von ihm erwähnten Zauber des Fremdartigen, dem

sich ein grosser Teil der Frauen nicht zu entziehen vermag. So sucht Vorberg die Gefangenensliebe auf folgende Weise zu erklären:

«In die Gruppe der hemmungslosen abnormen Frauen gehören auch jene Weiber, die mit Kriegsgefangenen Liebesverhältnisse anknüpfen. Wer früher gesehen hat, wie das schöne Geschlecht Aschantileute, Beduinen, Singalesen und andere Ausländer umgirte, wundert sich nicht, dass auch die fremden Krieger auf gewisse Weiber eine Anziehungskraft ausüben. Das Männchen mit dem eigenartigen Aussehen, mit dem fremdländischen Geruch, verfehlt eben nie seine Wirkung auf gewisse Weibchen. Der Ausländer ist für solche Weibchen, denen meist eine ernste, das Leben ausfüllende Tätigkeit fehlt, die ersehnte Abwechslung im Einerlei des Alltags. Der Ausländer ist der grosse Unbekannte, der Aussergewöhnliches, Überraschendes, die Nerven Aufpeitschendes erhoffen lässt²³.» Sicherlich waren diese und ähnliche



*Der Gatte: «Nur ruhig Blut, Freundchen! Krieg ist Krieg – jetzt räumst mal du die Stellung . . . !»
Zeichnung von R. Pallier. Aus «Le Rire rouge», 1917*

Dispositionen der Frauen mit im Spiele, doch glauben wir in der Mehrzahl der Fälle mit der einfacheren Erklärung, die im Männermangel und der diesem gegenüberstehenden sexuellen Not der Frau liegt, auskommen zu können. Sicherlich eine Erklärung, die, so natürlich sie auch sein mag, im Kriege aus Gründen der Propaganda nicht die genügende Beachtung finden durfte. So war und blieb die Gefangenensliebe ein schwer zu lösendes Problem, das der Justiz manches Kopfzerbrechen bereitete. Obwohl es mitunter auch in Frankreich und England, wo die Annäherung an die Kriegsgefangenen fast unmöglich war, zu Verhältnissen zwischen Frauen und Kriegsgefangenen kam – in Frankreich sind Frauen sogar zum Tode verurteilt worden, weil sie ihren kriegsgefangenen Geliebten zur Flucht verholfen hatten –, kann diese Erscheinung nur für Deutschland, Österreich und Russland als typisch gelten. Insbesondere in Deutschland sind Fälle dieser Art zu einem ständigen Füllsel der Gerichtssaalrubriken geworden. Gesellschaft und Behörden arbeiteten Hand in Hand, um die Gefangenensliebe zu bekämpfen. Es ist nachträglich festzustellen, dass diesem patriotischen Eifer jeder Erfolg versagt

blieb, ein Umstand, der allein als Beweis dafür gelten kann, dass es sich nicht um eine pathologische Ausnahmeerscheinung, sondern um ein allgemeines Kriegssymptom handelt. Einige Beispiele mögen dies erhärten:

Das stellvertretende Generalkommando XIX (Leipzig) gab bekannt, dass im ersten Vierteljahr 1917 nicht weniger als fünfundzwanzig Bestrafungen von Frauen und Mädchen wegen Ungehorsams gegen die Anordnung des kommandierenden Generals über den Verkehr der Bevölkerung mit Kriegsgefangenen erfolgt sind. Der grösste Teil der betreffenden Frauenspersonen wurde wegen unerlaubten Verkehrs mit Gefängnis und Haft bestraft.

In Innsbruck war in den letzten Jahren des Krieges eine gesellschaftliche Vereinigung tätig, die sich «Ohrfeigen-Liga» nannte und sich die Aufgabe stellte, «ehrvergessene» Mädchen und Frauen, die mit Gefangenen Verhältnisse angeknüpft hatten, auf offener Strasse durch Züchtigung zu beschämen.

Es folgen einige Zeitungsausschnitte aus dem einen Jahre 1916, der reichhaltigen Sammlung Grabinskis entnommen²⁴:

In Frankenthal wurde ein 15- und ein 17-jähriges Mädchen von Mörsch, die sich im Januar und Februar mit zwei bei einer Landwirtsfrau beschäftigten Franzosen abgegeben hatten, vom Standgericht zu je einhundert Mark Geldstrafe verurteilt.

Das Schöffengericht in Neuburg v. W. hat ein Mädchen aus Bodenwöhr zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, da es seit mehreren Monaten ein Liebesverhältnis mit einem dort arbeitenden Kriegsgefangenen unterhielt.

Lyck. Wegen unsittlichem Verkehr mit einem Kriegsgefangenen waren zwei junge Mädchen aus B. vor dem Schöffengericht angeklagt. Beide bestritten, in geschlechtlichem Verkehr

mit dem Russen gestanden zu haben, gaben aber andere Zeichen des Entgegenkommens zu. Jede erhielt eine Woche Gefängnis.

Oldenburg, 24. Juli. Die zu Rettin im Kreise Oldenburg geborene ledige Dienstmagd Marie R., hierselbst wohnhaft, war angeklagt, sich mit einem russischen Kriegsgefangenen gegen die Verordnung des Generalkommandos in Altona vom 25. Mai 1915 vergangen zu haben; sie wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Wildemann, 20. Juli. Ein Mädchen von hier, dessen Namen die Mitteilung leider unbegründet verschweigt, hat sich in einem Gefangenenlager mit einem englischen Kriegsgefangenen eingelassen; es ist durch Urteil des Schöffengerichts Zellerfeld zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden.

Lübeck. Zwei Ehefrauen hatten im benachbarten Kl.-Parin gefangene Russen zu sich genommen und sie bis in die Nacht hinein bei sich behalten. Das Schwartauer Schöffengericht hatte die Frauen zu je einem Monat Gefängnis verurteilt. In der Berufungsverhandlung vor der hiesigen Strafkammer, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit geführt wurde, wurde die Strafe auf je drei Monate Gefängnis erhöht.

Heide, 13. Juni. Der Landrat gibt das schamlose Verhalten der 19jährigen Dienstmagd Anna W. aus Meldorf, zur Zeit in Tennisbüttel, die geschlechtlichen Verkehr mit Kriegsgefangenen unterhalten hat, amtlich bekannt.

Als 1918 die Frage der Amnestie von Kriegerfrauen in Deutschland in Erwägung gezogen wurde, vertraten gewisse Kreise die Ansicht, dass sich diese Amnestie auf die Strafe wegen verbotenen Verkehrs mit Kriegsgefangenen nicht erstrecken sollte.

Die soziale Seite dieses leidigen Problems verdient jedenfalls eine flüchtige Betrachtung. Fast immer handelt es sich bei den Verurteilungen um Angeklagte, die dem ländlichen oder städtischen Proletariat entstammen. Fast immer hatten sich wegen Gefangenenliebe Bäuerinnen und Arbeiterinnen zu verantworten. Frauen der besseren Gesellschaftsschichten konnten ihrem Geschlechtshunger auf leichtere und ungefährlichere Weise abhelfen. Und auch der Vorwurf ist nicht unberechtigt, dass das patriotische Liebesverbot im Ersten Weltkrieg vor den Schwellen der gutbürgerlichen Häuser haltmachte. Als der ungarische Dramatiker Desider Szomory mitten im Kriege die dramatisierte Liebesaffäre einer ungarischen Gutsherrin und eines auf ihrem Gute arbeitenden russischen Kriegsgefangenen auf die Bühne brachte, nahm daran unseres Wissens niemand Anstoss.

Neben der Gefangenenliebe standen der an sexueller Not leidenden Frau noch zahlreiche andere Wege der Befriedigung offen. In seinem bekannten Kriegsroman «Jahrgang 1902» schildert Gläser die aus der Wirklichkeit der Kriegsjahre geschöpfte Verführung von Jugendlichen durch Kriegerfrauen. Auch solche Verführungen



«Sie wundern sich, dass das Kind schwarz ist?
Hätten Sie Ihre Frau nicht so lange allein gelassen!»

Zeichnung von M. Rodiguët. Aus «Le Rire rouge»

beschäftigten nicht selten die Gerichte. Ein Fall dieser Art, unter dem Titel «Notzucht von Frauen an Männern», von Dr. Hans Menzel mitgeteilt, sei im Folgenden wiedergegeben:

«In der Sprechstunde des gemeinnützigen Volksbüros in Breslau trat vor einiger Zeit eine Frau mit der Frage an mich heran, ob sie berechtigt sei, ihren sechzehnjährigen Sohn, der als Jungknecht auf einem grossen schlesischen Bauerngut arbeitete, sofort aus dem Dienste zu nehmen. Der Junge wolle dort nicht mehr dienen, da er von zwei Mägden dauernd belästigt werde. Auf meine Frage erzählte mir der körperlich und geistig normal entwickelte junge Mensch, dass ausser ihm auf dem Gute noch ein vom Militär zeitweilig entlassener, etwa 30jähriger Knecht und zwei Mägde im Alter von 20 und 25 Jahren dienten. Die letztere habe ein Verhältnis mit dem Knecht, die Jüngere sei hinter ihm her. Da er ihren Lockungen gegen; überstandhaft geblieben sei, hatten seine Dienstgefährten ihn zuerst gemeinsam in unflätiger Weise verhöhnt. Eines Tages hatten die beiden Mägde auf dem Felde ihre Röcke hochgehoben und ihm ihre Geschlechtsteile gezeigt. Das Hemd der Älteren sei blutig gewesen. Dann hatten die beiden sehr starken Mädchen ihn hingeworfen, sich auf ihn gesetzt und ihm die Hosen heruntergezogen. Die Junge hatte an seinem Geschlechtsteil gespielt und dabei geäussert, man müsse doch sehen, ob er «hengstreif» sei, da es jetzt an Hengsten fehle. Die Ältere habe hinzugefügt, wenn er sich sträube oder etwas verrate, dann schlage ihn ihr Liebster tot. Er habe sich trotzdem gewehrt. Doch sei es der Jüngeren gelungen, seinen erigierten Geschlechtsteil in ihre Scheide zu stecken und den Geschlechtsakt zu vollziehen. Der Junge machte einen glaubwürdigen Eindruck. Mutter und Sohn, die einer der

in Schlesien nicht ganz seltenen religiösen Sekten angehören, wollten strafrechtliche Verfolgung nur, wenn der Bauer auf der weiteren Zusammenarbeit des Jungen mit seinen drei Dienstgefährten bestünde²⁵.»

Wir können annehmen, dass die Sexualnot der Kriegerfrauen sehr häufig auch zu pseudohomosexuellen Handlungen führte. Mit diesem Ausdruck bezeichnen wir nach Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld die Vornahme homosexueller Handlungen ohne die angeborene psychische Einstellung hierfür. Beim konstitutionellen Charakter der Homosexualität unterliegt es keinem Zweifel, dass echte Homosexualität infolge von Abstinenz nicht auftreten konnte. Wenn wir auch die fälschlich behauptete Gefahr einer Änderung der Triebrichtung durch Enthaltensamkeit keineswegs zugeben können, sind gleichgeschlechtliche Praktiken ein neuerlicher Beweis für deren verheerende Wirkung, da dadurch Menschen zu Handlungen getrieben werden, die in diesem Falle wirklich widernatürlich sind, weil sie gar nicht in der Natur der Handelnden liegen. Hie und da freilich mögen diese Frauen ursprünglich homosexuell gewesen sein und sich in der Ehe Zwang angetan haben.

Wir begnügen uns mit der Wiedergabe einer an uns gerichteten Zuschrift aus einem Dorfe in Holstein:

«Ein Nachbar bekam kurz vor dem Kriege ein Dienstmädchen, das Männern gegenüber sehr widerborstig war; es setzte sich aber oft in meiner und seines Dienstherrn Gegenwart auf den Schooss seiner Frau und küsste sie, was diese sich ruhig gefallen liess. Schon am dritten Tage der Mobilmachung musste der Mann einrücken. Die Frau war darob richtig vergnügt; es schien mir, als sei sie froh, ihn loszuwerden. Inzwischen gab es hier allerhand Gespräche im Dorf, der eine

SEINE KRIEGSTROPHÄEN



1.

«Charmant, dass Sie gekommen sind, Madame, um meine bescheidene Trophäensammlung kennenzulernen . . .»



4.

«Es sind tatsächlich ein paar hübsche Stücke darunter . . .»



«Diese Helme habe ich den Boches eigenhändig vom Kopf gerissen . . .»



5.

«Wie stark Sie sind, mein Held!»



3.

«Hier eine Granate, die mich beinahe des Vergnügens beraubt hätte, Sie heute bei mir zu sehen . . .»



6.

. und jetzt ist Ihre Sammlung um eine Trophäe reicher!»

Aus: «La Vie Parisienne», 1915

hatte dies, der andere das gesehen. Ich selber war einmal Augenzeuge, dass die beiden sich draussen im Garten gegenseitig unter den Rock langten, und das taten sie ungeniert, während ich dabei stand. Wenn nun aber der Mann mal ein paar Wochen auf Urlaub kam, so wollte die Frau nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Sie verweigerte ihm strikt den Beischlaf mit der Begründung, er habe Läuse, er müsse in seiner Schlafstube allein schlafen und sie schlief mit dem Mädchen in ihrer Schlafstube in einem Bett. Als dann der Krieg aus war, machte die Frau bald Schluss mit der Ehe, indem sie ihrem Mann kurz und bündig erklärte, sie brauche keinen Mann mehr, sie könne ohne ihn fertig werden und er solle hingehen, wo er hergekommen sei.»

Die Enge des Raumes gestattet uns nicht, hier näher auf alle anderen Folgeerscheinungen der Geschlechtsnot der Frau einzugehen. Die ungeahnte Verbreitung der Prostitution namentlich in den Hauptstädten, die wir im Folgenden noch kurz berücksichtigen werden, ist zu nicht gerin-

gem Teil auch durch diese Geschlechtsnot zu erklären, wenn es auch zugegeben werden muss, dass der wirtschaftliche Faktor hier wie überall ausschlaggebend war. Sicherlich ist zumindest ein grosser Prozentsatz weiblicher Verfehlungen im Kriege, besonders in den Mittelstaaten, schlechthin dem wirtschaftlichen Elend zuzuschreiben. So kann die verhängnisvolle Wirkung des Krieges auch hier nicht verschleiert werden, ist doch die wirtschaftliche Not ihrerseits eine natürliche Folge des mit Hungerblockade und ins Phantastische gesteigerter Kriegsstoffproduktion arbeitenden Krieges. Am betrüblichsten und empörendsten aber wirkt das vollkommene Unverständnis, mit dem die Kriegsmoralität in allen Ländern – vielleicht nur Frankreich, und auch dieses nur zum Teil, ausgenommen – diesen «Fehlritten» der Kriegerfrau, der Märtyrerin des Männerkrieges, gegenübersteht. Anstatt sie als logische Folgeerscheinung des Krieges aufzufassen und zu entschuldigen, legt man an sie den Massstab einer auf normale Verhältnisse zugeschnittenen engherzigen Moral.



Eine Kriegstraueung

Zeichnung von Th. Th. Heine. Aus «Kleine Bilder aus grosser Zeit»

Erotik in der Krankenpflege

Sexuelle Neugier, Schaulust, Koprolagnie und Saldismus der Pflegerin – Der Lazarettendienst als Mittel – Der schlechte Ruf der Pflegerin – Frauenbesuche im Schützengraben

Im Grauen des Krieges bildet das Erscheinen der «Schwester» einen lichten Punkt. Aufopfernd, geduldig, mit nie versagender Freundlichkeit naht sie dem Kranken und dem Verwundeten – und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, wenn der endlich Genesene von neuem an die Front gehen muss.



«Nein, danke schön! Wenn man sich seine Verwundeten nicht einmal aussuchen darf, mache ich nicht mit!»
Zeichnung von R. Hermann. Aus «Glühlichter», 1914

Die Tätigkeit der Krankenschwester sollte vor allem im Lichte des Christentums gesehen werden, besonders im Sinne des Wortes: «Was ihr dem ärmsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!»

Gewiss hat nicht selten ein erotisches Gefühl sich in die Beziehung der Krankenschwester zu einem der Kranken eingemischt, doch kann es gerade nicht unsere Aufgabe sein, darüber den Stab zu brechen, da wir ja im Erotischen und Sexuellen etwas durchaus Natürliches und Menschliches erblicken und sogar gegenüber Auswüchsen Verständnis haben, nicht aber wie Heuchler und Spiesser uns über die Sündhaftigkeit aufregen – die Sündhaftigkeit der andern selbstverständlich! Wie oft hat sich nicht aus der Beziehung der Schwester zum Verwundeten eine Liebesbeziehung ergeben, wie sie idealer und edler nicht gedacht werden kann!

Ein schönes Beispiel dieser Art ist die Beziehung der christlichen Pflegerin Rosi Grieb zu dem jüdischen Fähnrich Uriel Birnbaum, der ein Bein verloren hatte und schwer verwundet ihrer Pflege anvertraut war.

Es sei uns gestattet zu bemerken, dass die Schwester Rosi Grieb zum guten Ende die Frau Birnbaums wurde, ihren Mann nach Holland in

die Emigration begleitete, und als die Deutschen sich nicht schämten, selbst einem Schwer verwundeten des Ersten Weltkriegs nach dem Leben zu trachten, ihren Mann versteckt und ihn ein zweites Mal gerettet hat.

In völlig schiefes Licht rückt ein Weininger die weibliche Krankenpflege im Krieg, wenn er schreibt: «Es ist kurzsichtig, wenn man die Krankenpflege der Frau für einen Beweis ihres Mitleids hält, indem vielmehr gerade das Gegenteil aus ihr folgt².» Unschön wie dieser Satz ist die ganze falsche und irrige Auffassung Weiningers.

Da es aber zu den Aufgaben einer Sittengeschichte gehört, so sollen die ebenfalls nicht sel-

tenen Fälle, in denen eher libidinöse Unterströmungen als Mitleid bei der Frau in Erscheinung traten, nicht übergangen werden. Die Satiriker und Karikaturisten haben hier ein weites Feld gefunden; sie wurden nicht müde, dem Soldaten eine verliebte Krankenschwester zur Seite zu stellen oder die Disziplin, welche die Krankenpflege auch verlangt, als Kälte, Teilnahmslosigkeit oder gar als Sadismus auszulegen.

Eberhard zitiert in seinem Buche folgende Äußerung der Oberin eines Krankenhauses aus der «Deutschen evangelischen Frauenzeitung»³:

«Wer nicht Krankenpflegerin gewesen ist, weiss gar nicht, wie vielen moralischen Gefahren eine solche ausgesetzt ist. Die Krankenpflege an sich übt keinen sittlichen Einfluss aus. Weil fromme, edle Frauen sie in hingebender Nächstenliebe ausübten, hat sich der Denkfehler eingeschlichen, als ob sie selbst veredle. Das ist aber nicht der Fall, sondern sogar oft das Gegenteil. Die Gefahr zum Beispiel der inneren Abstumpfung ist sehr gross und bedauerlicherweise gibt es in allen Organisationen solche Schwestern, die abgestumpft und hart sind, und niemand hat gerade dafür ein feineres Empfinden als der Kranke selbst, der infolge körperlicher Schmerzen und Schwäche auch physisch viel feinfühligere ist als jeder Gesunde. In der geistigen und körperlichen Wehrlosigkeit liegt zudem auch die Versuchung, die der Schwester unwillkürlich zufallende unbedingte Machtstellung zu missbrauchen und eine unerträgliche Tyrannei auf die Kranken auszuüben. Die gefährlichste Klippe aber für alle ist die Männerpflege und der ständige Verkehr mit den jungen Ärzten. Alle die vorher genannten Gefahren steigern sich nun besonders im Kriege.»



«Was machen wir mit der neuen Schwester, Herr Stabsarzt?» «Stecken wir sie in die Wäscheverwaltung – es ist immer besser, ein junges Mädchen hat mit Hemden ohne Männer als mit Männern ohne Hemden zu tun . . .»

Aus «Le Rire rouge», 1916



Auch Flirts werden gepflegt
Verborgenes Leben und Treiben im Kriegsspital
Zeichnung von E. Miarko. Aus «Fantasio», 1915

Für den Missbrauch der Machtstellung gegenüber den Kranken lieferte nun der Weltkrieg zweifellos unzählige Beweise. In dem anonym erschienenen, sehr freimütigen Kriegsroman «Hagen im Weltkrieg» belauscht der Leser folgendes Gespräch zwischen zwei Frontsoldaten⁴: «Bei euch in den Lazaretten geht's aber doch anders zu. Da haben's die Soldaten doch gut.» – «Nun ja, man kann die Verwundeten nicht gleich wieder auf den Exerzierplatz und ins Trommelfeuer vorschicken, das ist schon wahr, und etwas muss man doch wohl auch merken von den Rote-Kreuz-Engeln, von denen Lilien-cron sagt: „Küsse den Saum ihrer Gewänder, denn sie sind deine Engel / – Lächerlich, weiss Gott, das Schlachtschaf, das blöde, soll dann die noch dafür küssen, dass sie es in seinen Wunden nicht krepieren lassen! Gewiss, das Rote Kreuz leistet viel Gutes, und etwas Grosses ist es, wenn Fräuleins, deren Leben sonst in Romanlesen, Kaffeekränzchen und Flirt besteht, nun Tag für Tag eine Arbeit tun, die ermüdend und anstrengend wirkt, nachdem sie den Reiz der Neuheit verloren hat, wenn auch ein Schützengrabenleben mit Sturmangriffen und Tod nicht im Entferntesten mit einem auch noch so aufopferungsvollen Dienst einer Rote-Kreuz-Schwester

zu vergleichen ist. Aber wie gesagt, es gibt auch wirklich gute darunter. Ich kenne eine Generalstochter, Gräfin und Malerin, die pflegt Monat für Monat auf einer Seuchenstation Offiziere wie Gemeine mit derselben hingebenden Liebe. Das sind aber eben Ausnahmen. Ebenso wie der Sklave jederzeit der Möglichkeit ausgesetzt ist, es gut oder schlecht zu haben, so auch der Landser, je nachdem, in wessen Offiziers-, Feldwebels-, Arztes- oder Rote-Kreuz-Schwester-Hände er nun gerade fällt. Ich selbst habe welche kennengelernt, die eine derart ungebührliche Macht über die Soldaten hatten, sie anschnauzten, wenn sie nicht vor ihnen aufstanden, dass es jeder Beschreibung spottete. Können sich diese Damen als die Liebsten der Ärzte doch eben alles herausnehmen, fahren mit ihnen Equipage, haben glänzendes Essen, reisen erster Klasse auf Urlaub und benutzen das männliche Sanitätspersonal als dumme Jungen, lassen sich von ihnen die Stuben auskehren und die Fenster putzen.» – «Aber Gustav, mein Bruder, hat mir geschrieben, dass er sehr gut gepflegt worden ist, dort haben sich nun wieder die Landser frech und undankbar gegen die Schwestern benommen.» – «Ja, das habe ich auch erlebt. Wie gesagt, darauf kommt's ja aber auch gar nicht an. Nur gegen das ganze System rede ich, dass eben der Soldat, dessen höchste Pflicht und Ehre ja im Gehorchenmüssen besteht, so ganz und gar allen Möglichkeiten ausgeliefert ist. So drücken sich zum Beispiel im Untersuchungszimmer Rote-Kreuz-Schwestern herum, dass es eine wahre Schande ist. Ich selbst habe in der Nervenanstalt eines Garnisonslazarettes, wo sich die Soldaten reihenweise anstellen mussten, um nackt vor den Arzt zu treten, es mit angesehen, wie da drei junge Gänse in Schwesternhauben in dem Untersuchungszimmer sich fortwährend zu schaf-



Die Dame absolviert die Lazarette
«Also los, erzählen Sie mir – aber bitte ausführlich . . .»
 Aus «Punch», 1915

fen machten, hineinhuschen und befriedigt schmunzelnd mit so 'nem gewissen vielsagenden Lächeln auf ihren frechen Gesichtern wieder heraustraten, diese gemütsrohen Dinger! Unerhört, dass vor unreifen Mädchen, Pastorentöchtern und derartigen Dämchen, die ja zu Hause und in der Schule gelehrt bekommen haben, dass Nacktheit Sünde ist, die Soldaten zum Beispiel gefragt werden, ob sie geschlechtskrank sind und wo sie sich's geholt haben, wenn nicht gar die Schwester selbst den Befund darüber aufnimmt, wie es auch oft vorkommt.

Noch dazu bei unserer prüden Kultur, wo die Pfaffen vor Entsetzen zehn Rosenkränze beten, wenn sie als Kunstdenkmäler nackte Menschen sehen! Oder gar, wie ich's einmal miterlebt habe, wo eine Zivildame bei einem Arzt als Schreiberin fungierte und die Nervenkranken ihr Hemd hochheben mussten und so in ihren keuschesten Empfindungen prostituiert und aufs Gemeinste gemisshandelt wurden. Es müsste mal umgekehrt der Fall sein, dann wären wohl gleich sämtliche Zeitungen voll Jammerns über eine derartige Entsittlichung. Auch war ich mit zugegen, wie Schwestern bei Geschlechtskranken den visitierenden Arzt begleiteten und an ihnen Handlungen vornahmen, die die Menge herumstehender Sanitäter ebensogut hätte verrichten können.»

Auch andere Gefahren, die die von Eberhard angeführte Oberin (Margot von Bonin) unerwähnt lässt, waren mit dem weiblichen Sanitätsdienst verbunden, Gefahren, die vom Standpunkt der bürgerlichen Moral aus ganz exorbitant erscheinen müssen. Sofern sich diese nur in einer grösseren erotischen Freiheit der Pflegerinnen

Einst und jetzt
oder «Die kleinen Freuden des grossen Krieges»
In häuslicher Pflege machte das Kranksein weniger Spass

auswirkten, glauben wir darin nichts als eine Folge der materiellen Selbständigkeit sehen zu müssen. Darum übergehen wir auch das Kapitel der Liebeleien zwischen Pflegeschwestern und Soldaten, mit denen die Chronique scandaleuse der Kriegsjahre überfüllt war. Sie sind kaum etwas anderes als eine natürliche Konsequenz der weiblichen Berufstätigkeit, eine Erscheinung, die im Leben auch der in anderen Berufen tätigen Frauen ihre Parallele findet. Überall geht materielle Unabhängigkeit mit einer freieren Auffassung der Geschlechtsmoral einher, so dass der der Médisance so reichen Stoff liefernde Lebenswandel der Pflegerin uns kein besonderes Symptom zu sein scheint. Höchstens kann die Vorliebe, mit der diese Skandalhistörchen weitererzählt, aufgebauscht und oft erdichtet wurden, als symptomatisch für das oft ins Krankhafte gesteigerte erotische Interesse der Zeit gelten. In Ungarn war ein im Krieg entstandenes Volkslied über den mehr als zweifelhaften Ruf der Pflegerinnen verbreitet. Es lautet in deutscher Übersetzung etwa:

Meint ihr wohl, in.....gäb es keine Hur'?'
Denkt mir doch an all die Pflegerinnen nur!
Blaue Augen, rabenschwarze Augenbrau'n,
Wie zur Hurerei geschaffen sind sie traun.



(Die fehlenden Versfüsse der ersten Zeile wurden jeweils durch den Namen der Stadt oder Ortschaft ausgefüllt.)

Objektiv muss man feststellen, dass sich in diese üble Nachrede alle Kategorien der Pflegerinnen vom Küchenhilfpersonal und den Hilfspflegerinnen bis zu den Rote-Kreuz-Schwestern, Diakonissen und sogar den barmherzigen Schwestern teilten. Es bedürfte einer Statistik, die allerdings nicht angelegt wurde, um die Berechtigung dieses schlechten Rufes überprüfen zu können. Doch darf hierbei nicht übersehen werden, dass sich unter den Schwestern in nicht geringer Zahl auch frühere Dirnen befanden. So mussten in den nordfranzösischen Städten, besonders in Calais, unter den Tausenden von belgischen Frauen, die nach der Eroberung von Antwerpen durch die Deutschen über die französische Grenze strömten, förmliche Razzien abgehalten werden. Wie Sven Elvestad seinerzeit berichtete⁴, «dienten diese Razzien nicht dazu, um etwa Spioninnen herauszufinden, sondern hauptsächlich, um gewissen Mädchen das Handwerk zu legen, die in Brüssel und Antwerpen den Asphalt hatten räumen müssen, um, mit der schlichten schwarz-weißen Pflegerinnen-tracht angetan, in den überfüllten Kleinstädten Nordfrankreichs ihr Manöver fortzusetzen.»



Notorisch war die grosse Anzahl als Pflegerinnen verkleideter Prostituierter in der Etappe hinter der russischen Front und sogar im Operationsgebiet. Übrigens wurde, wie Iwan Bloch kurz nach Kriegsausbruch bei einer ärztlichen Diskussion mitteilte, auch in Berlin eine ganze Anzahl von Prostituierten unter der Maske von Krankenschwestern von der Polizei aufgegriffen. Der hervorragende Sexualforscher bemerkte zur Abschwächung seiner Enthüllungen: «Es muss betont werden, dass auch schon in Friedenszeiten diese Tracht mit Vorliebe von mancher Prostituierten angelegt wurde⁵.»

In der deutschen Strafrechtszeitung (1915, Heft 5/6) finden wir Äusserungen des Landesgerichtspräsidenten von Stendal, Geh. Oberjustizrates Chuchul, über den Schutz der Schwesterntracht, die so vielfach missbraucht wird. Es werde vielfach darüber geklagt, dass unter dem Schein von «Schwestern» Unbefugte auftreten, die zum Teil «recht wenig schwesterliche Ziele verfolgen». Bis in kleine Provinzorte dränge Erwerbslüsternheit unter dem Deckmantel der Schwesterntracht und gar viele Bestrafungen wegen «Betruges in Schwesterntracht» verzeichne besonders aus letzter Zeit die Statistik der Polizei- und Gerichtsbehörden. Es wird unter anderem auf einen Fall verwiesen, wo ein Verlag seine Druckerzeugnisse, zum Teil frivoler Natur, durch 60 Mädchen in feldgrauer Schwesterntracht hausierend vertreiben liess. Überhaupt empfiehlt es sich, bei der Betrachtung der erotischen Triebfedern in der Krankenpflege der Übersicht halber zu unterscheiden

... als die Verhättschelung, die Verwundeten im Lazarett zuteil wird

Zeichnung nach A. Guillaume. Aus «Fantasio», 1916



Dis kleine Reservelazarett
 Satirische Zeichnung auf die Pflegerinnen-Manie der
 Damen der guten französischen Gesellschaft
 Zeichnung von J. Ray. Aus «Fantasio»

zwischen Fällen, in denen der Sanitätsdienst Mittel zum Zweck und solchen, in denen er Selbstzweck war. Im ersteren Falle, wo die Pflegerin ihre Beschäftigung nur als einen Umweg zu einem bestimmten Ziele auffasste, war dieses Ziel, wie wir verallgemeinernd sagen können, ein durchaus erotisches. So manches Mädchen, das vor dem Kriege des gutbürgerlichen Glückes einer Ehe nicht teilhaftig werden konnte, hoffte, sich als Pflegerin leichter an den Mann zu bringen. Und bekanntlich gelang dies auch einer grösseren Anzahl solcher Freierinnen. So bekam man in den Kriegsjahren manche empfindsame Geschichte über die aufopfernde Fürsorglichkeit zu lesen, die die Pflegerin ihren Verwundeten angedeihen liess, über die Liebe, die sich im weiteren Verlauf der Genesung zwi-

schen der opferfreudigen Dame und dem dankerfüllten jungen Soldaten entspann, um schnurstracks in den Hafen der Ehe zu führen. In Wirklichkeit trugen sich diese Geschichten natürlich einigermassen anders zu und bedeutend grösser als die Zahl der glücklich ans Ziel gelangten, dürfte die jener Frauen sein, die, um ihre letzte Hoffnung betrogen, an dem als Brücke zum Eheglücke angesehenen Pflegerinnenberufe scheiterten.

Mittel zu einem erotischen Zweck war der Pflegerinnenberuf auch für jene Frauen, die auf diese Weise die Bedingungen der Liebeswahl für sich günstiger zu gestalten hofften. Es handelte sich dabei zumeist um halb oder ganz verblühte Jungfern, die in dem von Männern aller Art überfüllten Lazarett sozusagen die Henne im Korb abgeben konnten. Dort wo die Verwundetenpflege Zweck war, mag die Selbstlosigkeit und Opferfreude hochherziger Frauen anerkennenswerte Früchte getragen haben. Gewiss fehlt es auch auf diesem Gebiete nicht an Heldentaten, die dann, bekanntgeworden, nicht unwesentlich zur Legendenbildung um die Pflegerin beitrugen. Bei aller Achtung vor solchen Leistungen wollen wir uns darauf beschränken, die sexualpsychologische Seite des Problems weiterhin zu prüfen.

In dem Werke Dr. Wilhelm Stekels «Psychosexueller Infantilismus»⁶ finden wir folgende Ausführungen:

«Einen sehr interessanten narzisstischen Typ bilden die Menschen, die es nicht vertragen können, wenn Leute in ihrer Umgebung glücklich sind. Sie wollen ihnen etwas bedeuten, sie wollen helfen, sie wollen aufrichten, sie wollen trösten, sie wollen Liebe verschwenden. Sie lieben nur sich, aber sie sind verliebt in die Pose ‚des Liebesspendenden‘. Während des Krieges konnte



«Der Salon» (1922)
Ölgemälde von Otto Dix (Privatbesitz, Berlin)



Das Sportgirl als Krankenschwester
Zeichnung von Fabiano. Aus «Fantasio», 1915



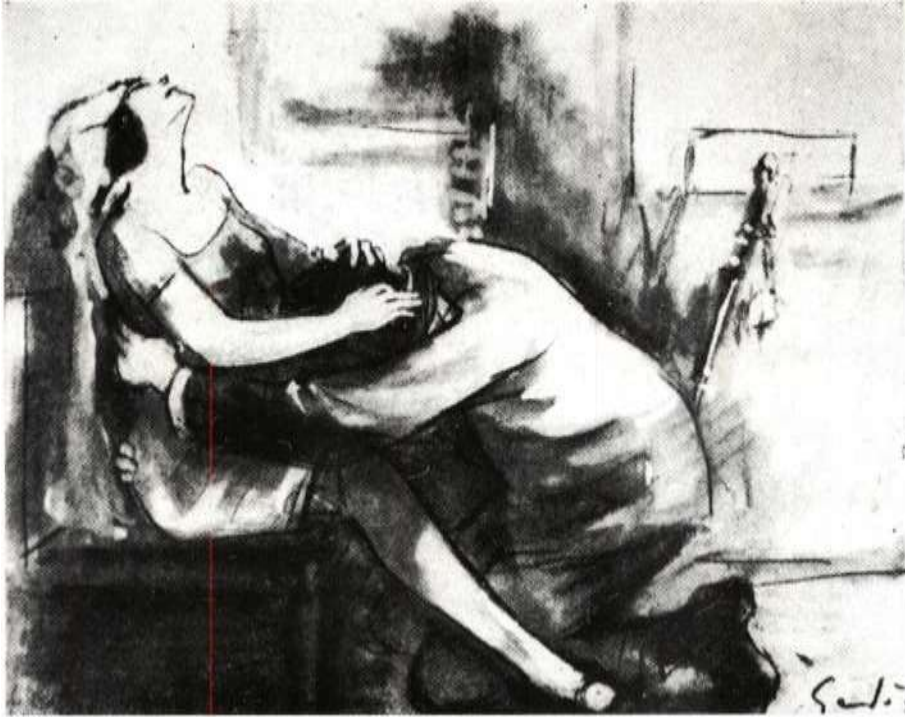
MODE 1914



MODE 1915

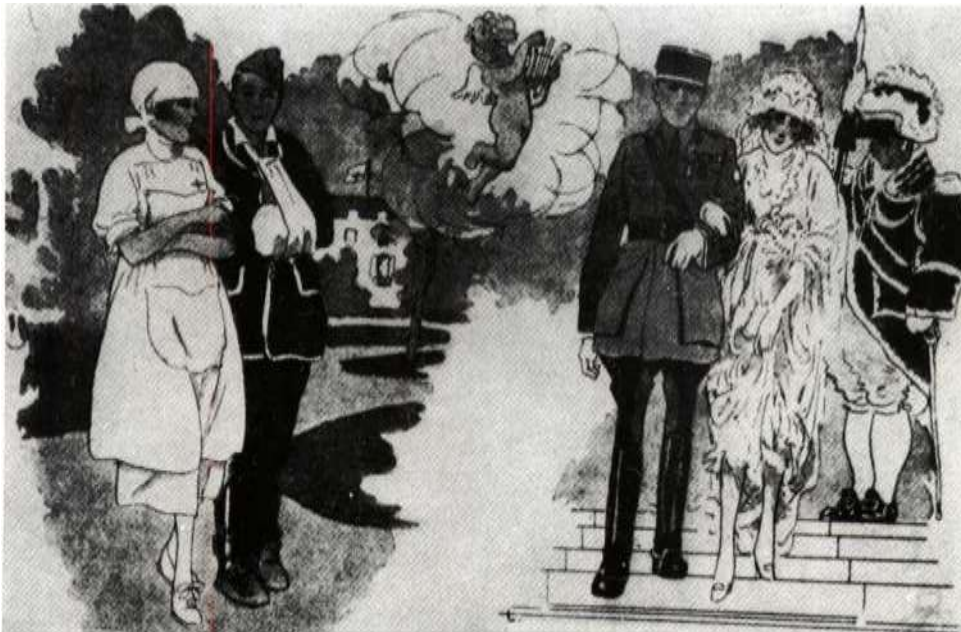


Der Regimentsarzt und die Krankenschwester
Eine die Lazarettmoral geisselnde Zeichnung von Fritz Schönpflug



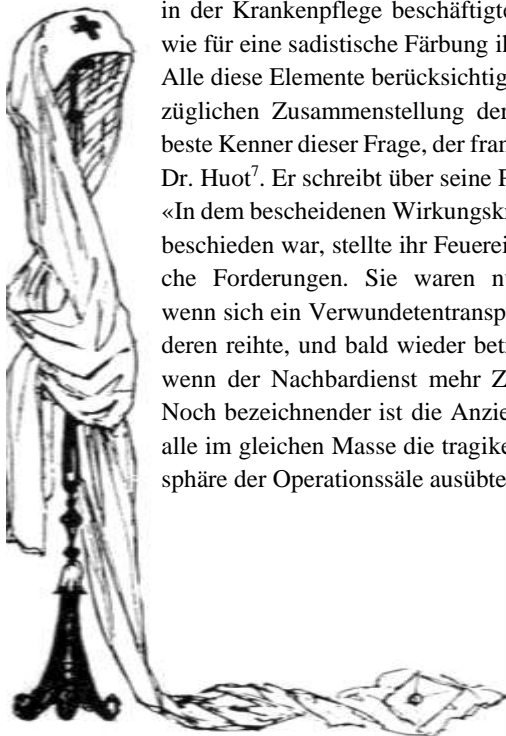
Ihr Patient – überwältigt vor Dankbarkeit
Zeichnung von Gedó

Vom Lazarett zum Traualtar
Süssliche Zeichnung von Fournier, typisch für die Zeit. Aus «La Baïonnette», 1918



ich unter den Krankenschwestern zahlreiche Musterbeispiele von diesem Typus beobachten. Stekel schliesst nachstehenden Fall an: Eine sehr intelligente Schwester gab mir folgende Schilderung ihres Zustandes: «Ich bin heute 48 Jahre alt und kann Ihnen ruhig gestehen: es gibt kein anderes Glück, als den Blick der Dankbarkeit in den Augen eines von mir gepflegten Mannes zu sehen. Dieses Glück ist wie ein Rausch. Es ist der einzige Orgasmus, den ich im Leben fühlen konnte. Nach Liebe habe ich nie verlangt. Ich begehrte immer nur ‚aner kennende Dankbarkeit‘. ... Ich habe zahlreiche Verhältnisse gehabt. Ich habe mich immer aus Mitleid hingegeben und immer mit dem Gefühl, den Mann glücklich machen zu können. Ich gestehe, dass ich auf mein Talent als Schwester eitel bin. Ich will von den Kranken geliebt und bewundert werden. Ich will durch den Krankensaal gehen – wie eine milde, gütige, liebesspendende, beglückende Fee.»

Im Übrigen finden sich in der einschlägigen Literatur hauptsächlich Belege für die schon erwähnte krankhafte Schaulust (Voyeurtum) der in der Krankenpflege beschäftigten Frauen sowie für eine sadistische Färbung ihrer Tätigkeit. Alle diese Elemente berücksichtigt in einer vorzüglichen Zusammenstellung der anscheinend beste Kenner dieser Frage, der französische Arzt Dr. Huot⁷. Er schreibt über seine Pflegerinnen: «In dem bescheidenen Wirkungskreis, der ihnen beschieden war, stellte ihr Feuereifer unersättliche Forderungen. Sie waren nur befriedigt, wenn sich ein Verwundetentransport an den anderen reihte, und bald wieder betrübt, zeternten, wenn der Nachbardienst mehr Zufuhr bekam. Noch bezeichnender ist die Anziehung, die auf alle im gleichen Masse die tragikerfüllte Atmosphäre der Operationssäle ausübte. Ihr höchster



Wunsch war es, Operationen beizuwohnen, sie waren dabei unempfindlich gegen die schwersten Eingriffe, gleichgültig gegenüber dem Stöhnen der Leidenden, dem Röcheln der Agonie, verloren in keinem Augenblick ihre Kaltblütigkeit oder Geschicklichkeit.

Mit gleicher Leidenschaft machten sich junge Frauen und Mädchen daran, die furchtbarsten Wunden zu verbinden, die Verwundeten zu pflegen, ohne vor irgendeiner Berührung oder einer noch so abstossenden und erregenden Einzelheit zurückzuschrecken.

Diese von der Gesamtheit der Krankenschwestern bekundete Hingebung an die Verwundeten und Schwerverwundeten scheint sich ungemein schwer mit der Legende von der Schwächlichkeit und Überempfindlichkeit der Frauen vereinbaren zu lassen. Ich glaube mich zu erinnern, dass eine sehr bedeutende Persönlichkeit in diesem Zusammenhänge das Wort Sadismus gebraucht hat. Meine Bescheidenheit verbietet es mir, mich gegen ein Urteil von so geschätzter Seite aufzulehnen. Trotzdem wäre ich für meinen Teil eher versucht, hierin eine Äusserung jener Tendenz der französischen Frau zu erblicken, die sich mit aller Willenskraft und Energie gegen den verächtlichen Ruf des ‚schwachen‘ Geschlechts richtet, den sie als kränkend empfindet. ... Aber zusammenfassend muss doch ein anderer Punkt hervorgehoben werden: jenes geheimnisvolle Gefühl, jene ein wenig perverse Störung, die bei ihrem Auftreten gewisse Frauen mit der prickelnden Besessenheit einer fleischlichen Begierde aufwühlt, sie aufstachelt, wider Willen Nervenerschütterungen zu suchen, die sie noch nie empfunden und im Geruch des Blutes, im Anblick und der Berührung zuckenden Männerfleisches zu finden vermögen.»

Es ist hier die Stelle, über die schon oft berührten Zusammenhänge zwischen weiblichem Sadismus und Krieg noch einiges zu sagen, weshalb wir abermals dem französischen Arzt und Frauenkenner Louis Huot das Wort erteilen:

«Auch von anderer Seite wird die These gestützt, dass jene durch den Krieg hervorgerufene Überaktivität, jene ununterbrochene Anspannung der Nerven bei manchen offensichtlich prädisponierten Frauen eine höhere Reizbarkeit der Fortpflanzungszentren, die stets so prompt auf die geringsten Ursachen organischer Störungen reagieren, hervorgerufen hat. Unleugbar erscheint mir diese Tatsache in Betreff der weiblichen Zivilbevölkerung an der Front, deren Betrachtung von diesem Standpunkt aus überaus interessant ist. Unabhängig von der durch die drohende Gefahr und den Geschützdonner bewirkten grösseren Erregbarkeit scheint es, als hätte der beissende Rauch der Geschosse, die auf Städte und Ortschaften der Feuerlinie niedergingen, sie mit irgendeinem Fluidum, irgendeinem ätzenden Gift getränkt, das die Frauen beerauscht und in ungeheuere Erregung versetzt. In einem unserer schönsten Orte leistete die weibliche Bevölkerung leidenschaftlichen Widerstand gegen die Versetzung einer Division, überhäufte die Militärbehörden mit Vorwürfen und geriet fast in Aufruhr, um die Soldaten in ihren Mauern zu behalten.

Und endlich jene junge Reimserin, die, eines Nachts mitten in heftigster Liebesekstase von einem furchtbaren Bombardement überrascht, nicht auf die Fortsetzung des Liebesaktes verzichten will und ihren Partner wütend umklammert, so dass er kaum atmen kann und alle seine Kräfte zusammennehmen muss, um sich von der Umarmung zu befreien und in den Keller zu fliehen.»



«Sie wagen es, meinen Verwundeten zu berühren?
Dieser Marokkaner gehört mir!»
Aus «La Baïonnette», 1914

Die Erfahrung, dass Kriegshandlungen, Greuel und Bluttaten auf die Frau erotisierend wirken, wurde lange vor dem Ersten Weltkrieg gemacht und in diesem nur erneut bestätigt. Aber wenn wir auch den Erzählungen deutscher Gefangener, sie seien beim Transport in Paris und anderen französischen Städten von den Frauen beschimpft und misshandelt worden, nicht ungeprüft Glauben schenken wollen, so gibt es immerhin zu denken, dass derlei sadistische Exzesse (Entblößen des Hinterteils, Bespucken der Gefangenen, Misshandlungen mit Stöcken und Schirmen usw.) fast nur den Französisinnen nachgesagt werden⁸.

Zu beantworten ist noch die Frage, wie sich die Männer, vor allem also die Pfleglinge, diesen Regungen und Gelüsten der Krankenschwestern gegenüber verhielten.

Für die meisten Männer war es natürlicherweise ein Genuss, sich von zarten Händen pflegen zu lassen, und die meisten waren auch einem Liebesverhältnis, wo es sich bot, nicht abgeneigt. Im übrigen beurteilt die Zeit und die öffentliche Meinung der Kriegsjahre die Pflegerinnen bezeichnenderweise fast nur unter dem Gesichtspunkt der Erotik, zugleich aber durchwegs ambivalent. Auf der einen Seite wird die verklarte Gestalt der Pflegerin in den Mittelpunkt eines idealisierenden, jedoch durchaus libidinösen Kultus gestellt, auf der anderen findet man ein besonderes Vergnügen daran, diese Idealgestalt zu besudeln, ihr in noch viel weitgehendem Masse als es im obigen durch uns geschehen ist, erotische Beweggründe unterzuschieben. Überhaupt bekommt man den Eindruck, dass die Pflegerin entweder ein Engel oder eine Dirne sein müsse. Dass die üble Nachrede sich im Allgemeinen stärker als die Idealisierungstendenz erwies, dürfte nicht zuletzt auf die Ärzte zurückzuführen sein, die im grossen Ganzen eine sehr abfällige Meinung von ihrem weiblichen Hilfspersonal hatten. Wenn in dem weiter oben wiedergegebenen Dialog der zwei österreichischen Ärzte von Karl Kraus die Pflegerinnen kurzweg «Weiber» genannt werden, so entspricht dies durchaus der allgemeinen Praxis im Weltkrieg. Aber auch der gemeine Soldat brachte der Schwester keine grössere Achtung entgegen, eine Stellungnahme, an der alle Propaganda des Hinterlandes zugunsten der Pflegedame nichts zu ändern vermochte. Soll man hier auch an ein Mitspielen des Sexualneides denken? Jedenfalls war das Verhalten einer grossen Anzahl der Schwestern nicht darnach angetan, sich der Sympathien des gemeinen Soldaten zu versichern. Die Offiziersverhimmelung der Schwestern, das in sehr vielen Fällen durchaus unbe-

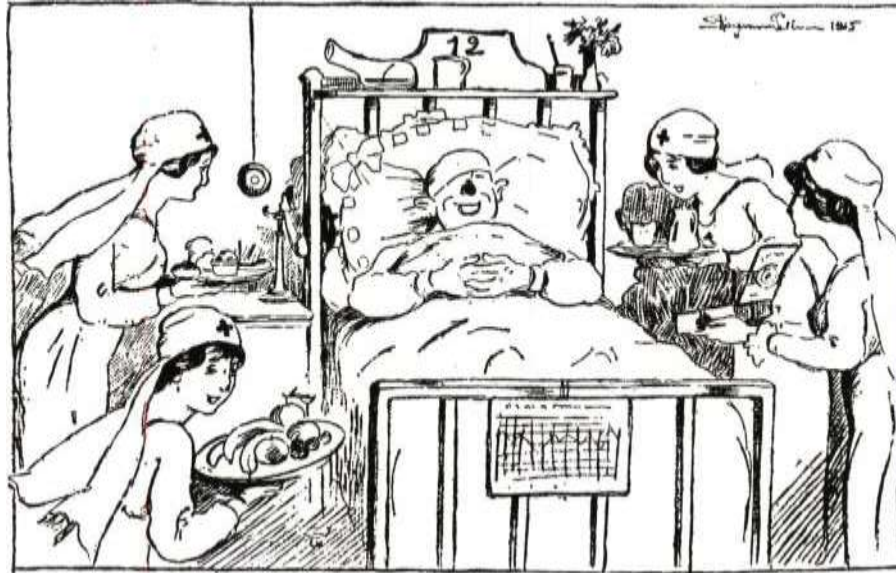
gründete Standesbewusstsein, mit dem sie sich über den gemeinen Pflegling erhaben und den Offizieren gleichgestellt dünkten, wie auch ihre Liebschaften in der Etappe, die nur zu oft der militärischen Charge anstatt dem Menschen oder dem Manne galten, waren sprichwörtlich und allen Soldaten, die die Etappe jemals passiert hatten, bekannt.

Die sadistische Freude mancher Pflegerinnen an drastischen Sinnenreizen, deren der Lazarettendienst mehr als genug zu bieten hatte, macht den Wunsch vieler Krankenschwestern, möglichst nahe an das Feuer heranzukommen, begreiflich. So schreibt Prof. Dr. Hohenegg aus Wien⁹: «Ein grosser Teil der freiwilligen Pflegerinnen ver-



Die Damen:
«Wir möchten heute wieder einen Verwundeten spazierenführen – aber könnte es bitte einer sein, dem man auch ansieht, dass er verwundet ist?» Aus «Punch», 1911)

langte im weiteren Verlauf des Krieges an die Front. . .» Und auch Dr. Huot weiss über seine Pflegerinnen, die schon im Feuer gestanden hatten, dasselbe zu erzählen¹⁰: «Bei vielen», sagt er, «die durch die ständigen Bombardements in einen oberflächlichen Erregungszustand versetzt wurden, verstärkte sich der Wunsch, nahe bei der Front, in den Sanitätsformationen der vordersten Linie Dienst zu tun . . . Ach, wie sie ihr



Wie man über Leiden witzelt
 «Und da gibt es Leute, die den Krieg schrecklich finden. . .»
 Zeichnung von R. Pallier. Aus «La Baïonnette», 1915

Geschlecht verfluchten, das ihnen verbot, Gefahr und Ruhm an der Seite der Männer zu teilen, unter dem gleichen Titel wie die Männer in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes zu weilen.»

Ein Fall, wo sich eine englische Pflegerin längere Zeit in der Feuerlinie aufhielt, ist uns aus französischer Quelle bekannt¹¹.

«Sie ist», erzählt uns ein Offizier des französischen Generalstabs, der das Vergnügen hatte, mit ihr an der Tafel des belgischen Gesandten M. de Broqueville zu speisen, «die reizende Tochter des Lords F . . . und seit fünf Monaten Verwundetenpflegerin in den vorderen Linien. In männlicher Kleidung, Khakikostüm, gelben Stiefeln, Wollkäppi, hält sie sich ganz nahe den Schützengräben auf, um die Kranken wegzuschaffen und zu pflegen. Ebenso hübsch wie mutig, kennt und schätzt man sie an der ganzen Nordfront, wo sie auch alle Schlachten mit-

machte, so vor allem die an der Yser und bei Dixmuiden. Ihre Lieblinge sind unsere Marine-schützen. Es ist anhörens-wert, wie sie mit ihrem englischen Akzent Argotworte plappert: ‚J’aime beaucoup ces petits fusiliers: ils savent si bien ‚zigouiller‘ les Boches!‘»

Beachtung verdient auch folgender Fall: Als am Naroczsee unter den von den Deutschen gemachten Gefangenen eine uniformierte Pflegerin von etwa 19 Jahren, vom Scheitel bis zur Sohle in Mannestracht, entdeckt wurde und man sie fragte, warum sie mitkämpfe und nicht als Krankenschwester diene, gab die junge Dame an, in Russland seien die Krankenschwestern sehr verrufen und darum hätte sie es vorgezogen, eine Uniform anzulegen¹². Eine andere russische Schwester namens Iwanowa soll in einem Gefecht an der nordwestlichen Front, als alle Offiziere des Bataillons gefallen waren, im ent-

scheidenden Augenblicke die zurückweichenden Soldaten gesammelt, sie angefeuert und im Sturm einen feindlichen Laufgraben genommen haben. Sie starb von einer Kugel durchbohrt, erhielt nachträglich das Georgs-Kreuz und wurde von der französischen Presse als Heldin gefeiert, während die Deutschen ihre Tat als «Verbrechen gegen das Völkerrecht» bezeichneten¹³.

Sonst finden wir Frauen in der Feuerlinie und gelegentlich sogar im Schützengraben hauptsächlich an der Westfront. Blättermeldungen zufolge hörten die deutschen Soldaten hier anfangs 1915 wiederholt Tanzmusik aus den französischen Unterständen oder aus den Ortschaften hinter der Feuerlinie. Auch andere Umstände sprechen dafür, dass gelegentlich Besuche von Frauen an der Front vorkamen. So, wenn der Stellungskrieg vorübergehend in einen Bewegungskrieg übergegangen war und sich Schauspielerinnen aus Paris oder anderen französischen Städten in der Nähe der Front aufhielten. Auf dem österreichischen Kriegstheater scheint dies noch öfters der Fall gewesen zu sein. Im Roman «Soldaten Marien» schildert der Verfasser mit grellen Farben die erotisierende Wirkung, die die Gegenwart einer Sängerin im russischen Schützengraben auf die gegenüber eingegrabenen deutschen Soldaten ausübte:

«Alle warteten sie auf das Wunder.

Es kam spät in der Nacht.

Da hob diese Stimme wieder zu singen an. Diese fremde Frauenstimme drüben im russischen Graben hub wieder zu singen an. Leise und getragen setzte sie ein und wieder und wieder.

Allen Soldaten schlug das Herz im Halse. Konnte so viel Süsse in einer Frauenstimme sein?

Barfelde lehnte nicht mehr am Baum. Er stand und krallte die Hände zusammen.

Wie schön musste dieses Weib sein!

Er sah sie. Die traurigen Augen und den süßen roten Mund¹⁴.»

Auch Frontbesuche aus Familiengründen sind, allerdings selten, vorgekommen. So schreibt uns ein österreichischer Offizier, dass sich im Jahre 1915 in einer Etappenortschaft unmittelbar hinter der Front eine auffallend hübsche, elegant gekleidete Dame meldete und um die Erlaubnis bat, ihren im Feuer stehenden Gatten, einen aktiven österreichischen Oberleutnant, besuchen zu dürfen. Als die Dame, eine typische österreichische Offiziersgattin, nach den Gründen ihres überraschenden Anliegens gefragt wurde, erzählte sie dem Kommandanten freimütig, dass ihr zu Hause ein kleiner Unfall passiert sei; sie



«Wir möchten dem kleinen Leutnant zu seiner Genesung gratulieren . . .!»

Wieder einmal gefällt sich die Kriegskarikatur in der Verniedlichung der Dinge

«Zeichnung von A. Aubry. Aus «Fantasion», 1916

hätte aus überschäumendem Temperament einen Fehltritt begangen, der nicht ohne Folgen geblieben wäre und den sie nun durch ein Zusammenreffen mit ihrem Gatten zu legitimieren wünsche. Sie erhielt die erbetene Erlaubnis.

Über den Frontbesuch einer Französin aus der Bretagne gaben seinerzeit französische Blätter folgenden Bericht eines Soldaten aus dem Felde wieder:

«... Man kann sich nicht vorstellen, wie viel Energie in so einer kleinen Weibsperson stecken kann. Sie ist aus der hintersten Bretagne gekommen, um ein Kind in die Arme ihres Mannes zu legen, das sie ihm nach seiner Abreise geboren hatte. Sie hatte sich geschworen, dass er es sehen müsse. Der Gedanke, dass er sterben könnte, ohne sein Kind zu sehen, erklärte sie später, hätte ihr das Hirn zermartert. Eines schönen Tages machte sie sich auf den Weg. Sie überwand alle Hindernisse, beschwichtigte alle Wachen, kam bis in den Schützengraben. Eines

Abends hatten wir eben unser Geschirr gewaschen und breiteten das Stroh für unser Nachtlager in unserem Schuppen aus, als einer der Kameraden plötzlich einen Schrei ausstieß: ‚Ma Louise!‘ Sie war es. Wortlos legte sie ihm das ganz in Weiss gepackte Kindlein in die Arme, er wagte kaum, es zu küssen. Oh, wir haben erregende Szenen im Kriege mit angesehen. Aber diese! – Manche weinten. Er, der Papa, war blass und stumm, als ob ihm eine leise Kugel das Herz durchbohrt hätte.»

Auch weibliche Hilfskräfte kamen wider Willen in die Gefahrenzone. So wurden die Hilfsdienstfrauen an der österreichischen Südwestfront im Jahre 1918 bis in die Schützengräben vorgetrieben und erlitten beträchtliche Verluste¹⁵.

Der freiwilligen Teilnahme von Frauen am Kriege, der weiblichen Soldaten des Ersten Weltkrieges, soll in einem anderen Kapitel gedacht werden.



Engel oder Dirne?
Wandkritzelei in einem Wiener Reservespital

Schützengrabenerotik und Frontmoral

VI

Diskussion über die Unschädlichkeit der Abstinenz – Stahlbad der Nerven? – Liebesgaben, Feldpostbriefe und die Sitte der Mairrainen – Die Wege der Ersatzbefriedigung – Tätowierung – Die Analerotik der Soldaten – Enthaltensamkeitsfolgen

Dass der Krieg anfangs vielen als Weg zur erotischen Befreiung, zum ungehemmten Ausleben der Sinnlichkeit erscheinen konnte, weist auf einen der zahlreichen Irrtümer hin, die auf völliger Unkenntnis der modernen Kriegführung beruhten. Hätte man sich vergegenwärtigen können, was der Stellungskrieg bedeute, so wäre der Menschheit wenigstens diese Illusion erspart ge-

blieben und damit die Enttäuschung, die sich in ihrer Folge notgedrungen einstellen musste. Stattdessen stossen wir hier wie überall auf jene erschreckende Ahnungslosigkeit, mit der die Menschheit auf eine ihrer grössten Katastrophen lossteuerte. Es musste der Krieg in seiner ganzen furchtbaren Wirklichkeit kommen, um den



Côte d'azur und Kote 304

«Tja – die gehen ins Seebad und wir ins Stahlbad . . .» Zeichnung von R. Jouan. Aus «Le Rire rouge», 1918

hochgespannten Erwartungen die tragikomisch geringe Entladungsmöglichkeit entgegenzuhalten.

Mit der erotischen Freiheit erging es den meisten Kriegsteilnehmern, die nicht das Glück hatten, die Jahre des Weltenbrandes in der Etappe zu verleben, genau so wie den italienischen Futuristen mit der vielgepriesenen Aktionsfreiheit, in deren Namen ihr Prophet Marinetti das Eingreifen Italiens in den Krieg gefordert hatte. Es stellte sich heraus, dass in diesem Kriege von Ungebundenheit des Auslebens keine Rede sein konnte, dass moderner Krieg vielmehr unmenschliche Disziplin, entwürdigende Manneszucht, Knebelung aller freien Äusserungen bedeutete. Wie überall, so auch im Geschlechtsleben. Im Schützengraben hörte der gemeine Soldat auf, Mensch zu sein. Was aber noch entsetzlicher ist und uns an dieser Stelle beschäftigen soll, war, dass er, durch die veränderten Lebensverhältnisse gezwungen, im selben Masse auch aufhören musste, Mann zu sein. Im Schützengraben war für ein Sexualeben, zumindest für ein normales, kein Platz. Hier wurde man zum Tier, ohne das Recht des Tieres auf die freie Betätigung der mächtigsten Instinkte zu geniessen. Es ist ebenso bezeichnend wie traurig, dass sich die Wissenschaft auch hier willig in den Dienst der Kriegsinteressen stellte. Namentlich deutsche Mediziner waren mit sehr verdächtigem Eifer bestrebt, Loblieder der Abstinenz anzustimmen, während man auf französischer Seite eine systematische Behandlung dieser Frage vermied und in England an der Überlieferung festhielt, Probleme des Sexualebens vor der Öffentlichkeit möglichst wenig zu erörtern. In der deutschen medizinischen Wissenschaft hatte es freilich auch schon früher Gelehrte gegeben, die sich zur Ansicht der Unschädlichkeit, ja sogar

Nützlichkeit der sexuellen Enthaltbarkeit bekannten. So wurde der deutschen Öffentlichkeit bei Kriegsbeginn die Meinung beigebracht, dass die Abstinenz durchwegs heilsame Wirkungen zeitigen würde, indem sie den Kriegsteilnehmern die Aufspeicherung ihrer besten Kräfte gestattete. Wäre der Krieg, wie man anfänglich annahm, nach einigen Monaten oder höchstens einem Jahr zu Ende gegangen, so hätten diese Fürsprecher einer sexuellen Schonzeit vielleicht recht behalten. Da es aber so ganz anders kam, müssen wir die Enthaltbarkeit der Frontsoldaten ebenso wie die Kriegsprostitution, das Etappenleben und die Überhandnahme der Geschlechtskrankheiten zu den schlimmsten und betrüblichsten Folgen des Krieges rechnen.

Dass den mehr patriotischen als wissenschaftlich überzeugten Enthaltbarkeitsaposteln die Literatur lebhaft Assistenz leistete, kann nicht weiter verwundern. Man weiss, wie sehr die Literatur und Journalistik gerade in der ersten Zeit im Banne der Kriegsideologie oder richtiger in Wechselwirkung mit dieser standen, indem sie sich von ihr beeinflussen und den erhaltenen Einfluss verstärkt zurückströmen liessen. Verfocht die medizinische Wissenschaft nun den Lehrsatz der gesundmachenden Abstinenz, so nahmen Literatur und Presse einen Standpunkt ein, aus dem ungefähr dasselbe folgte: sie erwarteten vom Kriege eine machtvolle Sublimierung des Geschlechtstriebes. Dies ging so weit, dass der im Kriege verstorbene verdienstvolle Sexualforscher Eulenburg den bereits zitierten Ausspruch vom «Stahlbad der Nerven» tat. Unter dem Titel «Krieg und Erotik» bekommen wir von literarischer Seite beispielsweise folgende Blüte serviert:

«Fasst man die männliche Erotik als etwas auf, wozu weniger das Objekt Weib als das Subjekt

DER GALANTE MALER ALS PATRIOT



Zeichnung von Carlègle. Aus «La Vie Parisienne» (Mit verdeutschtem Text)

Geist gehört, so scheint der Krieg mit seiner ganz unerotischen Atmosphäre, mit der harten, süßen Notwendigkeit des Ohne-Weib-Seins ganz wunderbar geschaffen, die traumhaft-milde, sehnsüchtige Stimmung wahrhafter Erotik zu begünstigen ...» Überhaupt war die patriotische Literatur der ersten Kriegsmonate in widerwärtiger Weise bestrebt, die vor dem Kriege begangene Sünde, die Erotik in den Mittelpunkt aller Dichtung zu stellen, gutzumachen. Dass man hierbei des Guten oft zu viel tat, ist nur natürlich: hatte die Literatur der Vorkriegszeit Eros auf den Pegasus gesetzt, so tat man jetzt alles, um ihn nicht nur herunterzuzerren, sondern mit dem Kriegsgross auch tüchtig zu zerstampfen. So schrieb der bekannte Wiener Schriftsteller Hans Müller kurz nach Kriegsausbruch ein Feuilleton, das wir als Musterbeispiel dieses heuchlerischen Abfalls von der Religion der sinnlichen Liebe auffassen können. Er schildert das Leben eines Soldaten in Ich-Form und erzählt:

«Nun liege ich nachts auf Stein da und entbehre nichts und fürchte mich zu fragen: welches ungeheuerere körperliche und seelische Geheimnis vollzieht sich in mir? ... Wenn Liane sich jetzt über mich beugen würde, sie, die schönste Frau,

Mimi Pinson (die populäre Gestalt der kleinen Pariser Arbeiterin) als «marraine»:

«Ich bin eine alte Baronin und bitte Sie, fünf Francs von mir anzunehmen.»

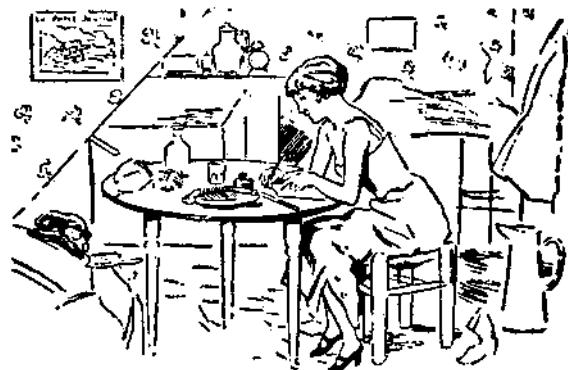
Zeichnung von Synave, Paris, 1916

nach der ich gezittert habe mit allen Fibern meines Körpers, wenn sie jetzt ihr goldenes Haar über mich fallen liesse – ich schübe es von meinen Augen weg, nur um das Hellewerden der Wolken nicht zu versäumen, die zum Auftrieb nach Ostrowa Palcze mahnen.¹»

Zu diesem Ergüsse patriotischer Frauenverachtung bemerkte der tapfere Pazifist und Nobelpreisträger Dr. Alfred H. Fried prompt, dass der Verfasser, wie er (Fried) in Erfahrung bringen konnte, untauglich war und «die Regeneration seines Daseins in seinem Klubfauteuil erdichtet hat»².

Die Sublimierung der Geschlechtsliebe erwies sich bald als «ein Traum und nicht einmal ein schöner». Die Soldaten, die bei Regen und Frost, vom Tode umlauert, als lebende Leichen in den Unterständen kauerten, sprachen über Frauen, nach der Zeugenschaft aller Kriegsteilnehmer, keineswegs als Idealisten, sondern im unflätigsten Tone. Es musste, wie wir schon hier vorausschicken können, eine Art Ersatzbefriedigung darstellen, das Liebesobjekt, wenn es mit Taten nicht ging, wenigstens mit Worten zu brutalisieren.

Die wenigen Möglichkeiten, die der Krieg bot, um die erotischen Beziehungen der Front mit dem Hinterland zu erhalten, wurden (wie nicht anders zu erwarten), ausgiebig ausgenutzt. Den



wochenlang in den Unterständen hausenden Soldaten musste ein Brief oder ein noch so geringfügiges Geschenk aus geliebten Händen auch erotisch viel bedeuten. Darüber war man sich von vornherein im Klaren und so war man darauf bedacht, diesen erotischen Kontakt zwischen den daheim gebliebenen Frauen und den im Feuer stehenden Männern zu organisieren. Besonders anfangs, als die Kriegsbegeisterung am hellsten flammte, strickten die Frauen Strümpfe und Wollzeug, schickten sie Liebesgabenpakete an die Front. Welcher Modemissbrauch auch damit getrieben wurde, ist allen, die die «grosse Zeit» erlebt haben, erinnerlich. «Diamantenbehangene Damen setzten sich in Ringcafés und zupfen Scharpie, fahren strickend in der Strassenbahn», schreibt Fried über Wien³. Die Liebesgaben sind in allen Ländern zur Kriegsmode geworden. Da sie häufig für unbekannte Empfänger bestimmt waren, schufen sie eben jenen erotischen Kontakt zwischen Front und Hinterland, den die ebenfalls sehr verbreitete Liebeskorrespondenz erheblich verstärkte. Aus der «Liller Kriegszeitung» sei hier ein populärer «Stossseufzer aus dem Schützengraben» und die Antwort darauf wiedergegeben:

«Liebesharidschuh trag' ich an den Händen,
 Liebesbinden wärmen meine Lenden.
 Liebesschals schling' nachts ich um den Kragen,
 Liebeskognak wärmt den kühlen Magen,
 Liebestabak füllt die Liebespfeife,
 Morgens wasch' ich mich mit Liebesseife,
 Liebesschokolade ist erlabend,
 Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
 Schreib' ich mit dem Liebesbleistift tiefe
 Liebesgabendankesagebriefe.
 Wärmt der Liebeskopfschlauch nachts den
 Schädel,

Seufz' ich: «Soviel Liebe – und kein Mädél!»
 (Ein Mann.)

Liebeshandschuh stricken fleiss'ge Hände,
 Liebesbinden finden gar kein Ende,
 Liebesdauerwürste schicken ohne Zahl
 Wir den Braven für ein Schützengrabenmahl,
 Liebeszigaretten und -zigarren
 Für die Tapferen, die im Felde harren
 Tag für Tag auf Liebesfeldpostbriefe,
 Und es ist, als ob im Herzen schliefe
 Still der Wunsch – er regt sich dann und wann
 Seufzend: «Soviel Liebe – und kein Mann!»
 (Ein Mädél.)»



„Sie müssen sich etwas gedulden – Madame hat ausser
 Ihnen noch 72 andere Kriegsmündel . . .“
 Auf den Mairaine-Unfug gemünzte Karikatur von
 Fajorge.
 Aus «Fantasio»

Auch die Sitte der Kriegspatin war in allen Staaten eingebürgert, doch trieb sie ihre herrlichsten und zugleich drolligsten Blüten in Frankreich, dem Lande der schon erwähnten «Verniedlichung des Krieges». Hier war die Institution der «Mairaine» administrativ ausgebaut. Die Pariserin, die sich an diesem nur zu oft erotischen Gesellschaftsspiele beteiligen wollte, wandte sich an die Militärbehörden, die ihr einen ihrer Aufmerksamkeit würdigen «Filleul» empfahlen. Die

Franzosen waren auf ihre mitunter zweifellos hübsche Erfindung sehr stolz. Maurice Donnay⁴, der auch ein Buch über die Rolle der Französin im Kriege schrieb, bezeichnet die Mairainage als «eine der Einrichtungen, in der man alle Nuancen des französischen Herzens und Esprits erkennt». «Sie entstand in den ersten Kriegsmonaten, im Herbst 1914 um die Zeit der Marne-schlacht. Damals im Oktober gruben sich die feindlichen Armeen ein, man bereitete sich auf die schlechte Jahreszeit, auf die kurzen Tage und langen Nächte vor. Jede Französin, die ihren Mann, Sohn oder Freund im Felde hatte, schickte ihm warme Kleider, kaufte Wolle und strickte. Setzte sich an den Tisch und schrieb Briefe. Da gedachten gutherzige Menschen der Soldaten ohne Verwandte oder deren Familien in den besetzten Gebieten zurückgeblieben waren. Man forderte die französische Frau auf, Mutterstelle an diesen Bedauernswerten zu vertreten. Die Frauen kamen der Aufforderung nach, Grossmütter, Mütter und Schulmädchen nahmen sich «Filleuls.» Donnay teilt auch das authentische Muster für Briefe mit, durch die die Adoption eingeleitet wurde: «Mon eher ami, on me dit, que vous êtes seul, que personne ne s'oc-

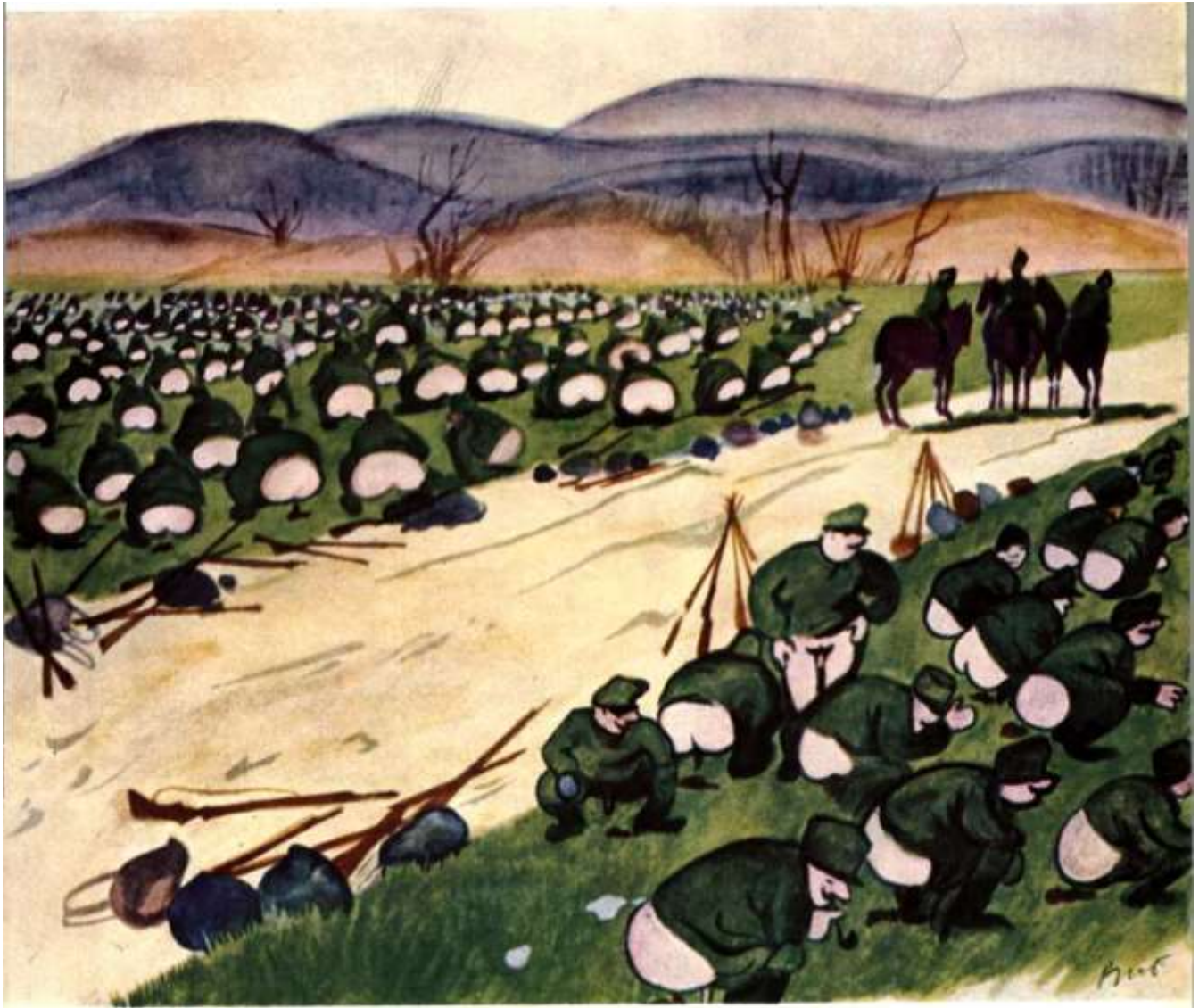
cupe de vous. Eh bien, sachez qu'à partir de ce moment vous avez quelqu'une qui s'intéresse à vous. Pour commencer, je vous envoie un petit paquet...»

Dass dieser harmlose Ton im Verlaufe der weiteren Beziehungen beim erotischen Temperament der Französin nicht beibehalten wurde und zwischen Mairaine und Filleul Briefe hin und her schwirrten, deren Text schon in keinem Briefsteller als Muster veröffentlicht werden konnte, liegt auf der Hand. Bezeichnenderweise liess sich der französische Geist, als die Sitte der Mairainage verfiel, durch das patriotische Interesse nicht hindern, den Mairainenunfug mit beissender Ironie zu geisseln. Die Witzblätter, die sich bis dahin begnügt hatten, eine Massenverehelichung der Mairainen mit ihren heimgekehrten Filleuls zu prophezeien oder das Entsetzen der Pariserin auszumalen, die ihr beurlaubtes, aber noch unbekanntes Mündel als einen besonders exotischen Kongoneger oder Indochinesen kennenlernte, liessen nun ihren ganzen Witz auf die bald verblühte Einrichtung niedersprühen. Über die allmählich abklingende Vogue der Mairainen sagt Dr. Huot⁵: «Die Sitte der Mairainen, die anfangs so selbstlos war, hat auf die Dauer einen sentimentalischen Anstrich gewonnen, zumindest bei jungen Frauen und Mädchen. Der ungebildete, verwahrloste Poilu beginnt als Filleul entschieden aus der Mode zu kommen und ist fast ausschliesslich alten Damen und kleinen Kindern vorbehalten.» In beiden Weltkriegen war das in Deutschland auch nicht anders. Wer dem unbekanntem Soldaten schrieb, war entweder ein naives Kind – oder ein Mädchen, das handfeste Geschlechtsbeziehungen im nächsten Urlaub suchte – wurden doch die entsprechenden Annoncen grossenteils von daheim kaser-nierten Soldaten beantwortet . . .



au Pavillon Bleu, St-Cloud

Inserat eines Pariser Vergnügunglokales, das sich an ein Publikum der «Mairaines» – Kriegspatinnen – und ihrer Patenkinder wendet.



«Auf Befehl!»
Aquarell von Michael Biro, Galizien, 1915



Besuch bei der Marraine

«Endlich sind Sie da! Womit könnte ich Ihnen eine kleine Freude machen, mein Lieber?»

«Oh – vielleicht mit Ihrem Stubenmädchen, wenn ich bitten dürfte . . .»

Zeichnung von Jean Plumet. Aus «Le Rire rouge», 1915

Über die durchaus erotische Wirkung, die oft Briefe aus der Heimat auslösten, gibt uns ein Artikel über die Sexualnot im Schützengraben Aufschluss, dem wir Folgendes entnehmen:

Der sexuellen Zwangslage ist vieles zuzuschreiben, was sich auf ganz anderen Gebieten ereignet hat. Sie steigerte das ganz allgemeine Gefühl des Unbefriedigtseins häufig bis zu unmittelbaren Wutempfindungen und verursachte, wie das Löwenfeld (Sexualleben und Nervenleiden) ausdrücklich als eine bekannte Beobachtung hervorgehoben hat, geistige Dämmerzustände und Gemütsdepressionen, die oft fälschlicherweise ausschliesslich den Wirkungen der Kämpfe zugesprochen wurden. Ein Patient in der Nervenabteilung eines Lazarets erzählte,

dass sich bei jedem Brief, den er aus der Heimat erhalten hatte, Pollutionen (Samenergüsse) eingestellt hätten. Dieser ersten von ihm gemachten Beobachtung folgte die weitere, dass sich die Pollutionen stets dann wiederholten, wenn er auf Posten, in Erwartung feindlicher Angriffe oder Streitigkeiten unter seinen Kameraden war. Jede kleinste Erregung führte schliesslich zu unerträglicher Erektion (Erregungszustand des Gliedes), gegen die er lange vergeblich gekämpft, aus der er sich aber schliesslich durch Onanie zu erlösen versucht habe. Er versicherte, früher niemals unter sexuellen Abnormitäten gelitten zu haben.

Dass die Selbstbefriedigung in allen Heeren um sich griff und gelegentlich unheilvolle Folgen hatte, ist statistisch nicht nachzuweisen, doch lassen Äusserungen aller Kriegsarzte mit gros-

ser Wahrscheinlichkeit zumindest auf das erstere schliessen.

So schreibt einer von ihnen:

«Ein dreissigjähriger, sehr sinnlich veranlagter Mann gab sich erotischen Vorstellungen so lange und intensiv hin, bis ohne irgendwelche äusserliche Reizung der Genitalorgane Ejakulation erfolgte. Er litt dabei stark unter der üblichen Masturbationshypochondrie, die ihn an das bekannte «Austrocknen des Rückenmarks» glauben liess, was ihn aber anderseits nicht hinderte, sich immer wieder seinen erotischen Phantasien bis zum erwünschten Erfolg hinzugeben⁷.»

Für die Ausbreitung der Onanie spricht übrigens auch die grosse Anzahl erotischer Anekdoten, die unter den kämpfenden Truppen herum erzählt wurden und auch den Weg ins Hinterland fanden. Eines der bekanntesten Kriegswortspiele war zum Beispiel der Ausspruch eines alten österreichischen Landsturmmannes: «Früher war meine Frau meine rechte Hand, jetzt ist meine rechte Hand meine Frau.» Ein früherer ungarischer Offizier schildert uns in einer Zuschrift den Fall eines Bosniaken, der im Regiment des Briefschreibers diente und den man auf Urlaub schicken musste, weil er, seinem ganz niederen Bildungsgrad entsprechend, vor den Augen aller Kameraden Masturbation getrieben hatte. Ein französischer Leutnant schildert uns in einer Zuschrift ein ähnliches Erlebnis:

«Ich inspizierte die Unterkunft und kam in einen dürrtig erhellten Winkel der Deckung. Eine fast gespenstische Gruppe von Poilus und ein unheimliches Fluid liessen mich am Türpfosten haltmachen und unbemerkt die Leute beobachten. Sie standen im Kreis um einen jüngeren Gemeinen, nach seiner Aussprache ein echter Pariser Vorstädter, und lauschten einer mit grossem

Elan und eindrucksvoller Bildlichkeit vorgetragenen Erzählung. Der Pariser schilderte in buntesten Farben, mit Hand- und Körperbewegungen, Kopfverdrehungen und schnalzenden Tönen bis in die kleinsten Einzelheiten, indem er zeitweise auch eine Frauenstimme imitierte, seine – Brautnacht. Die Erregung, in die er sich selbst hineinredete, hatte sich auch seinen Kameraden mitgeteilt, sie schienen ihn, soviel ich in der Dunkelheit entnehmen konnte, immer enger zu umringen und mit weitaufgerissenen Augen an seinen Lippen zu hängen. Ich schlich auf Katzensohlen näher, meine Augen hatten sich allmählich an die spärliche Beleuchtung gewöhnt, und erst jetzt erkannte ich mit aller Deutlichkeit den Zweck und die Wirkung der lebhaften Erzählung des Burschen aus Paname (Argotbezeichnung für Paris): die verückten Poilus standen da mit aufgeknöpften Hosen . . .»

Egon Erwin Kisch überliefert in seinem «Winterlager einer geschlagenen Armee» die bezeichnende Tatsache, dass, sobald man in eine Ortschaft eingezogen war, wo normaler Liebesgenuss möglich war, jene, die noch immer an dem im Felde üblichen Notbehelf der Selbstbefriedigung festhielten, von den Kameraden verulkt und verspottet wurden⁸. Dass unter Umständen der Krieg und die damit verbundenen Erlebnisse selbst das Motiv der Onanie abgaben, kann zwar nur schwer bewiesen werden, ist aber als fast sicher anzunehmen. Erinnern wir uns an die erotisierende Wirkung, die, wie wir gesehen haben, gewisse Kriegshandlungen, wie das Bombardement, auf die weibliche Psyche ausüben, so können wir eine ähnliche Reaktion in gewissen Fällen auch bei Männern voraussetzen. Dass Napoleon mitten in der Schlacht von Abensberg sich eine Frau auf den Feldherrnhügel bringen liess,



In guter Obhut

Die Kriegspatin kümmert sich um ihr «Patenkind». Zeichnung von A. Vallée. Aus «Fantasio», 1916

mit der er hinter einem Zelt verkehrte, ist historisch nachgewiesen. Und es ist in diesem Zusammenhang auch noch auf den sadistischen Major hinzuweisen, der, wie uns Bruno Vogel erzählt, bei der Beobachtung eines Nahkampfes

am Scherenfernrohr onanierte. Selbst wenn diese Figur erdichtet wäre, ist sie doch psychologisch ebenso wahr wie eine beträchtliche Jahre ältere Romanfigur des Marquis de Sades, die beim Ausbruch des Vesuvs Orgasmus bekommt



Zeichen am Himmel
Zeichnung von A. Szekely

Und Lissmann schreibt: «Ein dreissigjähriger, sonst nervengesunder Mann bekam bei starkem Artillerie- und Minenfeuer häufig erektions- und wollustlose Ejakulationen, die bei längerer Schiesserei zwei- bis dreimal auftraten, ohne besondere Ermüdungserscheinungen zu hinterlassen. In der Etappe sah ich einen ähnlichen Fall; der zirka fünfundzwanzigjährige Mann hatte bei Bombenwurf des Städtchens, während er, allerdings sehr verängstigt im Keller sass, wiederholt Ejakulationen ohne Erektion⁹».

Die Onanie war indessen nicht die einzige Art Ersatzbefriedigung, zu der die Soldaten in ihrer Sexualnot griffen. Das ganze Soldatenleben war

mit gewaltsam um ihre Befriedigungsmöglichkeit gebrachter Erotik durchtränkt. Schimpfte und fluchte man beim Militär schon in Friedenszeiten in einer Weise, in der sich der Sexualtrieb drastisch manifestierte, so war das im Kriege, wie es alle Kriegsteilnehmer bestätigen, in noch viel höherem Masse der Fall. Überhaupt ist die Kasernensprache ein Gemisch von Ausdrücken, die entweder Einzelheiten des Verdauungsprozesses oder des Geschlechtsverkehrs bezeichnen. Auch ein beträchtlicher Teil der Soldatenwitze und Soldatenlieder bezieht sich auf das sexuelle Leben. Einige Beispiele solcher erotischer Lieder seien hier angeführt. Ein bayrisches Soldatenlied lautet:

«Mir von der Infan'trie
Kennan da nix:
Madl, geh spreiz di net!
Her mit der Büchs!

Mir von der Kavall'rie
Reit'n so gern;
Madl, schaug, du därfst jetzt
Mei' Reitpferd wer'n!

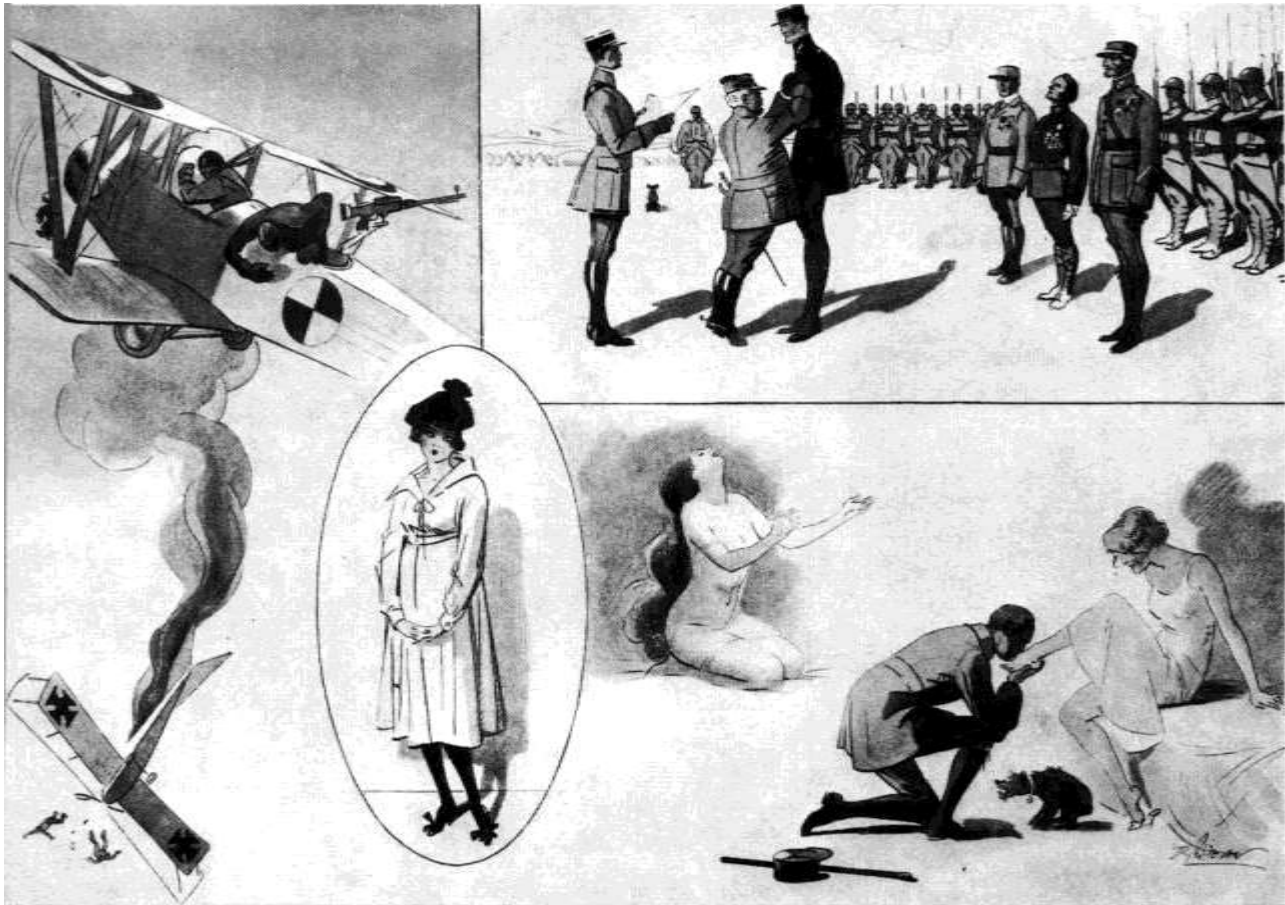
Mir von der Artill'rie
Ham a Kanon',
Wennst ma die putz'n lasst,
Kriagst scho dei' Lohn!

Mir von die Luftballon
Steig'n gern in d' Höh',
Madl, geh lass mi steig'n
's tuat gar net weh!

Mir von die Pionier
Bau'n gern Bruck'n,
Madl, geh leg di amol
Schnell auf dein Ruck'n!»

Übrigens ist zu bemerken, dass viele Kriegsgedichte schon vor dem Kriege entstanden waren. Auch ein psychologisch nicht uninteressantes

WORAN SOLDATEN DENKEN



1. An die Gefahr; 2. an den Orden; 3. an Dich;
4. . . . immer an Dich;
5. . . . nur an Dich!

Zeichnungen von René Prévelan.

Aus «La Vie Parisienne», 1917

Rechts: «Draussen habe ich sie mir doch anders vorgestellt»
Zeichnung von H. Baille. Aus «Le Rire rouge», 1917





Geschäft und Krieg
 Sinniger Reklame-Einfall einer deutschen
 Möbelfabrik, 1915

LES FOYERS DU SOLDAT

UNION FRANCO AMÉRICAINNE

«Wenn Du von Frauen sprichst, denke
 an Deine Mutter, Deine Schwester und
 Deine Braut – dann wirst Du keine
 Dummheiten reden»

Plakat des amerikanischen Christlichen
 Vereins Junger Männer, das während
 des Ersten Weltkrieges in Frankreich
 verteilt wurde



Rechts: Die Dame und ihr verhätschertes Kriegsmündel
Zeichnung von . . .
Aus «Fantasio»



Rechts unten: Französisches Plakat für
den «Tag des Frontpakets» im Dept.
Puy de Dome, 1916

Unten: Titelblatt: «Die Schule der
Kriegspatin» von Jeanne Landre.
Ein süßlich-patriotischer Roman, für
3,50 Frs. zu erstehen





Sie träumen von einem glücklicheren Leben
 Zeichnung von H. Zislin. Aus «La Baïonnette»

Links: Liebe und Vaterland – verdichtet sich
 im Traum zur nackten Marianne . . .
 Zeichnung von A. Willette



Unten: Woran Tommy denkt . . .
 Aquarell von J.B. Whyte





Nächtlicher Besuch an der Front
Zeichnung von R. Thibaud



Im französischen Frontabschnitt
«Schützengraben?
Nein – Schürzengraben . . . !»
Zeichnung von C. O. Petersen
Aus «Ulke», 1916



«Die Feldnille»

Originalfoto zur Sexualsymbolik von Kriegsgeräten, hier des Fesselballons. Sammlung Wolff, Leipzig

Rechte Seite, oben: «Der Traum des Soldaten»

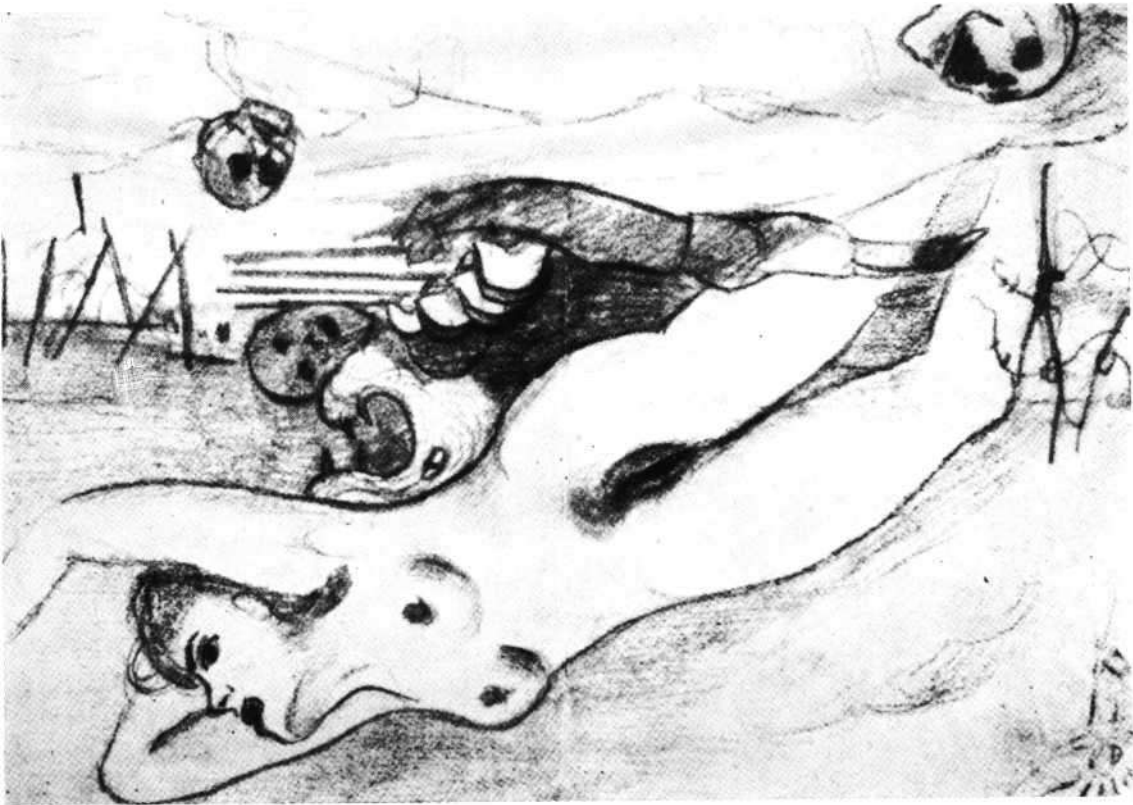
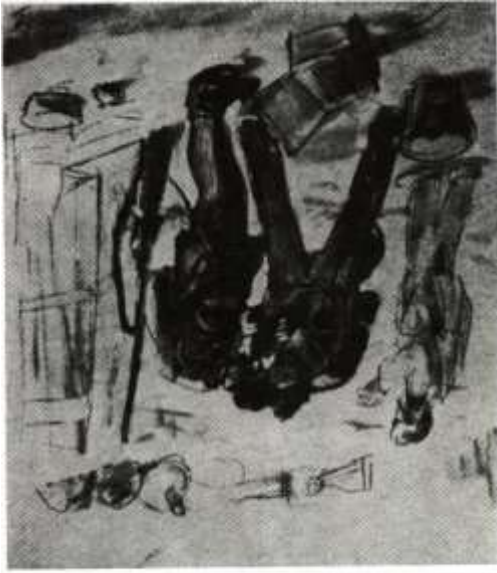
«Zeichnung eines französischen Soldaten, in einem Graben gefunden, Privatbesitz»

Links unten: Phantastische Zeichnung eines unbekanntes französischen Soldaten, beschriftet «On a tué mon ami» (Man hat meinen Freund umgebracht), Privatbesitz

Rechts unten: Das pornographische Foto – an der Front hoch im Kurs. Zeichnung von Gedó

Unten : Sexualnot beschmiert die Wände. Abwechselnd von Russen und Österreichern «verzierte» Ruinenwand in Polen







Die Latrine
Vielverbreitete «humoristische»
Postkarte

Ein Abenteuer auf dem Kriegsschauplatz im Weltkriege

An den bekannten Schüttelreim, Der oft schon ward belacht, Dem jeden wird bekannt er sein, Hab neulich ich gedacht, Als ich im Schützengraben vor Souplet Geplagt von sogenannter «Diarrhoe» Frühmorgens auf dem Scheisshaus sass. Dazu ein liebes Brieflein las Der Schüttelreim besagt sehr wahr Ganz unverblümt und offenbar: «Zum Reisen braucht man Schuhe. Zum Scheissen braucht man Ruhe». Wie ich auf den Gedanken kam, Verhält sich so – hört mich mal an: Ich sass, wie ich schon angeführt, Auf jener Stange unge- niert, Schiss fort mit voller Jugendkraft, Was mir im Leib Beschwerde schafft. Mit Bums und Krach tief in das Loch, aus dem es ganz abscheulich roch. Und tadellos gelang der Schiss, Ganz furchtbar scheisst man b. Kom- miss. Da – plötzlich – ei verflixt noch mal. Da saust mit schrecklichem Skandal, Mit nieder- trächtigem Gebrumm Unheimlich 'ne Grana- te rum!

Kurz hinterm Scheisshaus schlägt sie ein Und wühlt ein tiefes Loch hinein. Na, denke ich, was kann das sein, Für diesmal hattes du noch Schwein, Und – da's mich noch ein we- nig quälte, Auch nicht am nötigen Nachdruck fehlte Schiss ich dann seelenruhig fort, In den dazu bestimmten Ort – Jedoch das Schicksal schreitet schnell. Herangesaust kam ein

Schrapnell; Und Donnerwetter – sakra bleu – Unmittelbar in meiner Näh, Krepiert das nie- derträcht'ge Aas. Das war mir wirklich aus- ser'm Spass. Denn ohne jeden Zweifel warsch, Die Ludersch ziel'n nach meinem Arsch Der Dreck flog rum, just wie die Spreu, Da wars mit der Geduld vorbei: Mit einem Satz sprang ich empor, Dass ich die Stiefel fast verlor, Die Hos- sen war'n noch abgeknöpft, Und renne, bis ich schier erschöpft, Von dem verflixten Scheiss- haus fort. In meines Erdlochs sichern Ort, Dort habe ich philosophiert, Den Schüttelreim einmal seziert, Und ward mir völlig drüber klar, Wie treffend jenes Sprichwort war Wenn man dagegen nun bedenkt, Sich in Erinnerung still versenkt. Wie war's doch in der Heimat schön. Muss man daselbst mal scheissen geh'n, 'ne Zeitung nahm man schnell zur Hand 'ne Zigarett' ward angebrannt Und seelenruhig – ei der Daus – Schiss man sich recht gemü- tlich aus. Drum, wem dies holde Glück beschie- den, Wer scheissen kann, froh und zufrieden. Der denke an den Landwehrmann, Der nicht mal ruhig scheissen kann! Doch wenn der Frieden kommt ins Land, Wir reichen uns die Bruderhand, Dann fällt in dem Moment uns ein Der wohlbekannte Schüttelreim: «Zum Reisen braucht man Schuhe, Zum Scheissen braucht man Ruhe!»

Unten: «Jagd im Schützen-
graben».
*Originalaufnahme von
der Front*

Links unten: «Der Krieg ver-
edelt» – man «sitzt» dem Pho-
tographen.
Sammlung Wolff, Leipzig



Moment, das wenigstens als Beweis dafür dienen kann, dass der moderne technische Krieg körperlich zwar viel oder alles fordert, dafür aber seelisch und menschlich so gut wie nichts zu bieten hat; denn anders wäre es nicht zu erklären, dass der alte Spruch von den im Kriegsgetöse verstummenden Musen gerade in diesem Kriege hundertprozentig in Erfüllung gegangen ist. Neu entstanden sind im Kriege höchstens pazifistische Lieder und Strophen über die Nöte des Soldatenlebens, wie die von amerikanischen Soldaten nach einer alten Melodie gesungenen, die den Titel «die Mademoiselle von Armentières» führten. Die im Titel verewigte Heldin lebte in Wirklichkeit; sie war eine hübsche Midinette, die tagsüber in einer Wäscherei arbeitete und am Abend im Café «Zur schwarzen Katze» die amerikanischen Soldaten unterhielt. Das Lied bestand aus einer Unmenge Strophen, wie etwa der folgenden:

Der General bekam 'nen Orden, parlez vous, Der General bekam 'nen Orden, parlez vous, Der General bekam 'nen Orden
Und musste dafür nicht bluten, noch morden!
Hinky – Dinky, parlez vous.

Im übrigen begnügte man sich damit, alte Lieder, hauptsächlich Operettenschlager und Gassenhauer, zu singen und mitunter einigen Änderungen zu unterziehen. Nach alledem, was wir bereits über diese Frage gesagt haben, kann es nicht überraschen, dass diese Änderungen meist ins Erotische hinüberspielten. Gleichfalls im Roman vom Infanteristen Perhobstler finden wir den Kehrreim einer Lorelei-Parodie:

Frontpostkarte, herausgegeben von der Deutscheister Witwen- und Waisenstiftung Sammlung A. Wolff, Leipzig

Und die Luft ist kühl und dunkel,
Und im Dunkeln ist gut munkeln,
Und ganz ruhig fließt der Rhein
In das Binger Loch hinein.

Die den Soldaten mit «Hinlegen» und «Auf, Marsch, Marsch» beigebrachten «offiziellen» Lieder waren dagegen nur in Parodien beliebt (und nur in solchen erträglich). Wenn ein Truppenteil freiwillig von Mut und Kampf und Tod sang, war es meist einer, der keine Aussicht hatte, je ins Feuer zu kommen.

Eine weitere Ersatzbefriedigung neben erotischen Gesprächen und Liedern waren die pornographischen Erzeugnisse, mit denen die Heimat die für sie kämpfenden Heldensöhne versorgte. Anfangs 1915 schrieben ungarische Blätter entsetzt über einen schwunghaften Exporthandel, dessen Zweck darin bestand, pornographische Photographien in die Schützengräben zu befördern. Nach der Angabe zahlreicher Kriegsteilnehmer waren diese Bilder überaus verbreitet und trugen auf ihre Art dazu bei, den Schützengrabensbewohnern über ihre Not der zwangsweisen Enthaltensamkeit hinwegzuhelfen.

Es handelte sich dabei um die auch schon in Friedenszeiten bekannten schamlosesten pornographischen Aufnahmen, wie sie in Paris noch heute von Strassenverkäufern feilgeboten und in Zeitungsinserten der gesamten Weltpresse angepriesen werden.





Anzeige pornographischer und flagellanzistischer
Bücher «für unsere Soldaten»
Aus «Le Rire rouge» 1915

Aber auch die Lektüre, die der sexualnotleidende Soldat sich zu Gemüte führte, war nicht wesentlich anders beschaffen. Wir weisen auf ein hier wiedergegebenes französisches Inserat hin, worin unter dem Schlagwort «Pour nos soldats», die verrufensten Produkte der perverspornographischen Literatur angezeigt werden. Und wenn die Lieferung aus der Heimat aussetzte, scheint man sich hie und da auf andere Weise geholfen zu haben. Wiederholt ging durch die deutsche Presse die Nachricht, dass in verlassenen französischen Schützengraben, die von den Deutschen besetzt wurden, neben Frauenhüten und Unterröcken, den Andenken früherer Damenbesuche, und neben [Lichtbildern mit Darstellungen von Geschlechtsakten auch Phalli aus Gips vorgefunden wurden¹⁰.

Iwan Bloch zeigte die obszöne Parodie des französischen Exerzierreglements, die ebenfalls bei einem französischen Soldaten gefunden worden war. Er meinte bei diesem Anlass, dass ähnliche Erzeugnisse bei deutschen Soldaten gewiss nicht zu finden sein würden¹¹. Diese optimistische Vermutung wurde im späteren Verlauf des Krieges allerdings durch die Tatsachen widerlegt. Es gab, wie man mit voller Wahrscheinlichkeit behaupten kann, kaum einen Schützengraben, in

dem bei einem Stillstand der Kriegsoperationen die zermürbende Langeweile eines menschenunwürdigen Dahindämmerns nicht durch erotischen Kitzel belebt worden wäre. Und diesen erotischen Kitzel bot den deutschen sowohl wie allen anderen Kämpfern nur allzu oft erotischer und sogar obszöner Lesestoff. Speziell die erotisch gefärbte Verulung militärischer Verordnungen war allseits beliebt. Uns liegt ein an der österreichischen Front in unzähligen Exemplaren verbreitetes Frontalbum, betitelt «Schweineriade», vor, in dem wir die «Instruktion für das im Jahre 1915 zu errichtende Amazonenkorps» und ein Flugblatt ähnlichen Inhalts, betitelt «Organische Bestimmungen über die Aufstellung, Organisation, den Betrieb und militärische Leitung, Unterstellung und Verwaltung von mobilen Feld- und Reservefreudenhäusern» finden. Der vollständige Text ist auf den folgenden Seiten wiedergegeben.

Dass die erotisch erhitze Phantasie der unbefriedigten Männer, von denen viele noch überhaupt niemals eines Liebesgenusses teilhaftig geworden waren, sich in erotischen Träumen Luft machte, muss dem auch nur im mindesten psychoanalytisch orientierten Leser begreiflich vorkommen. Unzählige Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Werke der Kriegsliteratur erzählen uns, dass die Träume der Kombattanten durchwegs libidinös waren. Von einer Sublimierung des Geschlechtstriebes oder Idealisierung der Frau kann, wenn in diesen Träumen der innere Mensch zum Ausdruck kommt, hier so wenig die Rede sein, wie in den Schützengrabengesprächen, den Soldatenliedern und -witzten, die das Geschlechtliche betreffen. Im Traume wie im Wachsein zeigte die quälende Sexualnot der Soldaten immer die gleichen sattem bekannten Erscheinungen.

Auch die sonst bekannten Folgeerscheinungen sexueller Enthaltsamkeit fehlten im Felde nicht; so liessen sich z.B. viele Soldaten bei passender Gelegenheit tätowieren. Der erotische Ursprung dieses Phänomens ist in der Literatur, besonders in Werken italienischer Psychiater, öfters nachgewiesen worden. Wir wissen, dass es auf die Geschlechtsnot zurückzuführen ist, was auch der erotische Charakter der meisten zur Tätowierung verwendeten Zeichnungen enthüllt. Besonders häufig begegnen wir dieser Erscheinung im Weltkrieg bei Matrosen, die allerdings auch bedeutend mehr Gelegenheit zur Durchführung der dazu nötigen Prozedur hatten als die Soldaten des Schützengrabens. In Freuds Terminologie handelt es sich hier um Männer, die längere Zeit ohne die Möglichkeit sexueller Befriedigung, von Frauen abgeschieden, leben und daher ihre Libidobesetzung auf ihr eigenes Ich zurückzie-

hen. Gewöhnlich erfolgte die Tätowierung bei Matrosen auch im Weltkrieg schon in den ersten Wochen des Dienstes, was mit den früher gemachten Erfahrungen bei Sträflingen übereinstimmt. Die Zahl der Kriegstätowierungen wird bei der englischen Marine auf ungefähr 20 v. H. der im Kriegsdienste stehenden Matrosen geschätzt, eine Schätzung, die auch auf die deutsche Marine zutrifft, da es hier weniger auf die nationalen Unterschiede als auf die Gleichheit der äusseren Lebensbedingungen ankommt. Im übrigen wird die Schätzung dadurch erschwert, dass am Kriege auch viele Soldaten teilnahmen, die schon von früher her tätowiert waren oder längere oder kürzere Gefängnisstrafen hinter sich hatten.

Im Kriegstagebuch des italienischen Psychiaters Bianchini finden wir folgenden Fall: Der Kaplan bringt dem Arzt zwei schwerverwundete Soldaten, von denen der eine ein Österreicher ist. (Fortsetzung auf Seite 162)



Im Schützengraben ist pikante Lektüre hochwillkommen. Zeichnung von L. Grossmann

Organische

*über die Aufstellung, Organisation, den Betrieb wal-
tung von mobilen Feld- und Reserve-Freu*

1. Benennung

Die Feld- und Reserve-Freudenhäuser bilden einen integrierenden Bestandteil der Armee im Felde. Sie werden je nach ihrer Einteilung in Feldpuff Nr. . . . oder Reservepuff Nr. . . . benannt.

2. Zweck

Sie bezwecken die sexuelle Erleichterung der Offiziere und Mannschaft sowie die sexuelle Aufklärung der aus dem Hinterlande einrückenden Nachschübe, ferner tunlichste Einschränkung homosexueller Ausschreitungen und onanistischer Umtriebe.

3. Einteilung

Bei jedem ITD.- und PTD-Kmdo. wird je ein Feldpuff (IFP. resp. KFP.) eingeteilt. Die Reservepuffs (RP.) werden je nach Bedarf vom KM. im Wege des AEK. (E.O.K.) einzelnen wichtigen Etappenstationen, Festungen, festen Plätzen zugewiesen. Sanitätsanstalten, welche Rotkreuzschwestern im Stande haben, erhalten keine Feldpuffs zugewiesen, da gewissermassen die dort befindlichen Angehörigen der bewaffneten Macht in der Lage sind, sich mit rechts- oder linkshändig bedienenden Frauenspersonen zu versehen, ausserdem würde die Dienstfreudigkeit des weiblichen Pflegepersonals bei den genannten Anstalten in erschreckender Weise nachlassen, was unbedingt vermieden werden muss.

4. Zusammensetzung und Gliederung

Die Feldpuffs gliedern sich in Stabssektionen und soviel Brigadesektionen, als das Korps (ITD.) Brigaden hat, ferner in eine Trainsektion. Die Sektionen umfassen den lokalen Verhältnissen entsprechend eine Anzahl von Untersektionen.

5. Dienst- und Kommandoverhältnisse

Die oberste Leitung der Feldpuffanstalten obliegt dem Chef des Feldpuffwesens für die gesamte bewaffnete Macht; er ist ein Hilfsorgan des KM. (5. Rangklasse) und führt den Titel Hofrat.

Beim AOK. (EOK.) ist dessen Stellvertreter Feldpuffoberinspektor (6. Rangklasse), bei den AK. und AEK. sind je ein Feldpuffinspektor (7. und 8. Rangklasse) eingeteilt.

Die Leitung eines Feldpuffs führt ein Feldpuffdirektor (9. Rangklasse). Ihm sind die Sektionsleiter, Feldpuffoffiziale (10. Rangklasse) oder Feldpuffakzessisten (11. Rangklasse) direkt unterstellt.

Die Untersektionen werden von in keiner Rangklasse eingeteilten Gagisten (Hurenwaibel 1. und 2. Klasse) und Stabshurenwaibel befehligt. Als Hilfsorgan steht ihnen eine den Titel «Madame» führende Hurenmutter zur Seite.

Die Feldpuffbeamten bilden einen eigenen Status. Sie können in Ermangelung provisorisch durch Offz. aller Standesgruppen, die ihre Impotenz amtlich nachweisen können, ersetzt werden. Adjustierung wird mit dem nächsten NVB. normiert, bis dahin schwarze Armbinde mit Gummifassung.

6. Betrieb

Als Grundsatz hat zu gelten, dass ein Offz.-Mädchen innerhalb 24 Stunden durchschnittlich 6, eine Mannschaftshure 12mal zur Ausgabe behufs Füllung an die Bezugsberechtigten zu gelangen hat. Die zulässige Benützungsdauer wird für Mannschaftspersonen mit 15 Minuten, für OberOffze. mit 30 Minuten, für Stabsoffze. mit 60 Minuten und für Generale mit 120 Minuten normiert. Bei Benützung ist das hechtgraue Feldpräservativ M. 14/15, Marke «Neosalversan», un-

Bestimmungen

und militärische Leitung, Unterstellung und Verdenhäusern (Feldbordellen respektive Feldpuffs)

zerreissbar, zu benützen. Hiefür ist der Madame der Betrag von 20.3 Heller einzuhändigen. Bemerkte wird, dass infolge des übermässig starken Verbrauches der genannten Marke und der derzeitigen Unmöglichkeit, einen ähnlichen Artikel aus Paris zu erhalten, die grösste Sparsamkeit geboten erscheint, da sonst der Nachschub dieses Artikels, welcher auch im Hinterlande einer erhöhten Nachfrage unterliegt, bald überhaupt unmöglich werden könnte.

7. Weibliches Personal

Das weibliche Personal gliedert sich in drei Gruppen:

- a) Offiziersmädchen,
- b) Mannschaftshuren 1. Klasse und
- c) Mannschaftshuren 2. Klasse.

Letztere führen auch die Bezeichnung «Schützengrabenmenschchen». Das Vorrücken aus der Kategorie b) oder c) in die Kategorie a) ist ausgeschlossen.

Die Standesergänzung sowie die erste Dotierung erfolgt durch Zuweisung der weiblichen Personen von der Hurenassentkommission aus dem Hinterlande. (In jedem Territorialbereiche eine ambulante Kommission.) Die assentierten Frauenspersonen werden mit der Widmung für eine der drei Kategorien von der Assentkommission nach Weisung des Chefs des Puffwesens für die gesamte bewaffnete Macht den Mob.- und Reserve-Anstalten zugeschoben.

Sich für die Kategorie a) infolge Abnützung nicht mehr eignende Individuen werden in die Kategorie b) übersetzt.

Die Kategorie c) ist ausschliesslich für Soldaten ohne Chargengrad bestimmt und soll sich im weiteren Kriegsverlaufe möglichst nur aus der Kategorie b) er-

gänzen. Eignet sich ein Schützengrabenmensch auch für diesen Zweck nicht mehr, so ist es mit dem verkehrten Kaiserbrande auf der linken Hinterbacke zu versehen, auszumustern und bei nächster sich bietender Gelegenheit ausgiebig angesteckt dem Feinde zu übergeben.

8. Adjustierung und Ausrüstung

Für das weibliche Personal wird eine hechtgraue Marschadjustierung im Schnitte der für die Pflegerinnen vom Roten Kreuz bestehenden Uniform normiert. Als Armbinde ist jedoch ein schwarzes Band (8 cm breit, mit 1,5 cm breiter Gummiborte) zu tragen. Als Unterwäsche wird bestimmt: Normalwäsche mit verlängerter Tragdauer, System Prof. Dr. Jäger; Kategorie a) die feinste Qualität, schwarze halbseidene Strümpfe; Kategorie b) und c) mittlere Qualität, rote baumwollene Strümpfe. (Strumpfbänder in gleicher Farbe.)

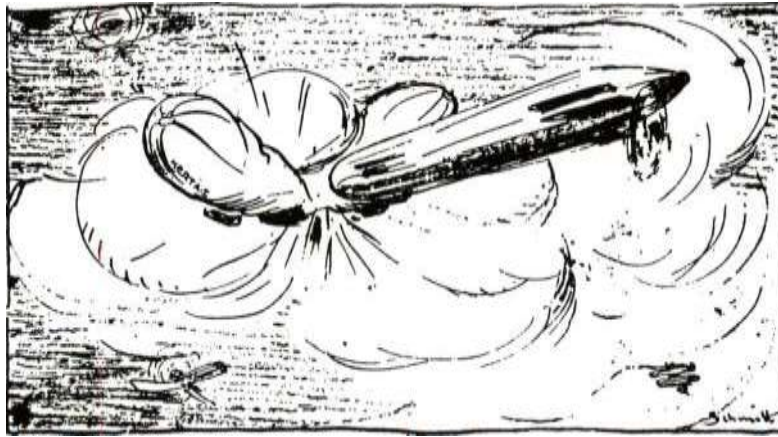
Bei Ausübung der dienstlichen Funktion dürfen die Monturen ganz oder teilweise abgelegt werden; hierbei ist mit Schonung vorzugehen.

Als besonderes Abzeichen werden normiert: rote Lampasse auf den schwarzen Strümpfen für solche Angehörige der Kategorie a), welche vermöge ihrer Vorbildung (Frequentierung der Fachakademie, Handelsministerium – Wien, I., Bäckerstrasse 8, II. Stock) imstande sind, selbst auf Generale ausflussgebenden Einfluss auszuüben.

(Ein berühmtes Erzeugnis der Schützengrabenliteratur, in unzähligen Maschinenabschriften bei allen Truppen der österreichisch-ungarischen Armee verbreitet)

Dieser trug auf seiner von einer Granate zerrissenen Brust, auf den Armen und Rücken eine Anzahl Tätowierungen, die Sexuelsymbole darstellen. Bianchini, dem es offenbar daran lag, die von allen Kriegführenden gegeneinander erhobene Beschuldigung, dass in den Heeren entlassene Sträflinge, ja sogar Raubmörder eingestellt würden, nachzuweisen, fragte den Verwundeten, wo er sich hätte tätowieren lassen: «Er antwortet nicht. Ich reinige seine Wunden, entferne die verbrannten Fleischfetzen, mildere die körperlichen Schmerzen des Sterbenden. Tröste ihn in seiner Muttersprache.

infantilen Befriedigungsarten der Libido. Dass unter diesen die Onanie an erster Stelle steht, haben wir bereits gesehen. Doch auch sonst war das Leben im Schützengraben sehr geeignet, den Infantilismus zu fördern. Stekel gibt für diese Erscheinung, in der er auch den Grund der Arbeitsunlust so mancher früherer Kriegsteilnehmer sieht, folgende Erklärung: «Ich habe öfters betont, dass alle Infantilisten faul sind. Sie scheuen die Arbeit, weil sie sie in ihren Phantasien stört. Die Flucht vor der Arbeit ist eine gefährliche soziale Erscheinung. Sie ist durch den Krieg zu einer psychischen Epidemie geworden, die ganze Völker ergriffen hat. Die



«Zusammenstoss des Zeppelins «Siegfried» mit dem Vergnügungsballon «Gerda I»
 Symbolische Illustration einer Schützengrabenzeitung. Aus J. C. Brunner: «Illustrierte Sittengeschichte»

Nun löst sich seine Zunge und er fragt mich, ob er sterben müsse.
 „Ich sage dir die Wahrheit, wenn du mir erzählst, wo du dich tätowieren liessst. Im Zuchthaus?“
 „Ja“, antwortet er, vor Scham die Augen schliessend, die bald für immer geschlossen sein werden¹².»
 Eine der häufigsten Folgen der Geschlechtsnot im Kriege ist anscheinend das Zurückgreifen zu

Ursachen sind ja naheliegend. In den Schützengräben, in der spielerischen Tätigkeit der Etappe gab es unzählige leere Stunden, in denen der Soldat auf seine infantilen Phantasien zurückgriff, um die Zeit totzuschlagen und sich aus der unlustbetonten Gegenwart in eine lusterfüllte zweite Welt zu flüchten. Der Krieg hat zahlreiche Männer und Frauen in die tödlich umklamernenden Fangarme des Infantilismus getrieben.



Im Unterstand geträumt . . .
 Zeichnung von L. Grossmann

Zahllose Ehen sind darob zerstört worden, zahllose Menschen haben die Freude an der Arbeit und der Realität verloren. Es wird Jahrzehnte dauern, bis diese Schäden behoben werden können.»

Zu dieser Erscheinungsgruppe möchten wir auch die Analerotik bei Kriegsteilnehmern zählen. Bekanntlich stehen die rein tierischen und leiblichen Bedürfnisse im Mittelpunkt des Interesses der Soldaten, die, in die primitiven Verhältnisse der Front versetzt, um fast alle Errungenschaften der Zivilisation gebracht und auch sexuell unbefriedigt sind. Der verbreitetste Kriegsroman «Im Westen nichts Neues» sagt uns darüber:

«Am rechten Rande der Wiese ist eine grosse Massenlatrine erbaut, ein überdachtes, stabiles Gebäude. Doch das ist was für Rekruten, die noch nicht gelernt haben, aus jeder Sache Vorteil zu ziehen. Wir suchen etwas Besseres. Über-

all verstreut stehen nämlich noch kleine Einzelkästen für denselben Zweck. Sie sind viereckig, sauber, ganz aus Holz getischlert, rundum geschlossen, mit einem tadellosen, bequemen Sitz. An den Seitenflächen befinden sich Handgriffe, so dass man sie transportieren kann.

Wir suchen drei im Kreise zusammen und nehmen gemütlich Platz. Vor zwei Stunden werden wir hier nicht wieder aufstehen.

Ich weiss noch, wie wir uns anfangs genierten als Rekruten in der Kaserne, wenn wir die Gemeinschaftslatrine benutzen mussten. Türen gibt es da nicht, es sitzen zwanzig Mann nebeneinander wie in der Eisenbahn. Sie sind mit einem Blick zu übersehen; – der Soldat soll eben ständig unter Aufsicht sein. Wir haben inzwischen mehr gelernt, als das bisschen Scham zu überwinden. Mit der Zeit wurde uns noch ganz anderes geläufig.



Papiernot
*«Die französischen Flugblätter werden ooch immer dünner
 Zeichnung von C. Grimm. Aus «Simplicissimus», 1917*

Hier draussen ist die Sache aber geradezu ein Genuss. Ich weiss nicht mehr, weshalb wir früher an diesen Dingen immer scheu vorbeigehen mussten, sie sind ja ebenso natürlich wie Essen und Trinken. Und man brauchte sich vielleicht auch nicht besonders darüber äussern, wenn sie nicht eine so wesentliche Rolle bei uns spielten und gerade uns neu gewesen wären – den übrigen waren sie längst selbstverständlich.

Dem Soldaten ist sein Magen und seine Verdauung ein vertrauterer Gebiet als jedem anderen Menschen. Drei Viertel seines Wortschatzes sind ihm entnommen, und sowohl der Ausdruck höchster Freude als auch der tiefsten Entrüstung findet hier seine kernige Untermauerung. Es ist unmöglich, sich auf eine andere Art so knapp und klar zu äussern. Unsere Familien und unsere Lehrer werden sich schön wundern, wenn wir nach Hause kommen, aber es ist hier nun einmal die Universalsprache.

Für uns haben diese ganzen Vorgänge den Charakter der Unschuld wiedererhalten durch ihre zwangsmässige Öffentlichkeit.

Mehr noch: sie sind uns so selbstverständlich, dass ihre gemütliche Erledigung ebenso gewertet wird wie meinetwegen ein schön durchgeführter, bombensicherer Grand ohne viere. Nicht umsonst ist für Geschwätz aller Art das Wort «Latrinengerüch» entstanden; diese Orte sind die Klatschecken und der Stammtischersatz beim Kommiss¹³.» Richtig und ganz im Sinne der Tiefenpsychologie (wie Bleuler die Psychoanalyse zu nennen vorschlug) weist Beradt die zweifache Wurzel der Analerotik bei den Soldaten nach. Sie ist einerseits ein Rückgreifen auf die infantilen Analbeschäftigungen, auf das mit den Exkrementen getriebene libidinöse Spiel des Kindes und andererseits ein Surrogat für den Geschlechtsverkehr. Aus diesem Grunde darf der Analerotik bei der Besprechung der Geschlechtsnot der Soldaten nicht vergessen werden, wenn auch ihre Bedeutung der Fachwissenschaft entgangen zu sein scheint. Als ähnliche Surrogathandlung ist das von allen Soldaten, auch Offizieren, mit Vorliebe getriebene Gesellschaftsspiel mit dem Flatus (Darmwind) anzusehen.

Des Weiteren soll, wie behauptet wird, der pseudohomosexuelle Verkehr, die gleichgeschlechtliche Liebe zwischen sonst normal fühlenden Männern ab und zu als Ersatzbefriedigung gedient haben. Auf diese soll noch im Kapitel über die Homosexualität im Kriege zurückgekommen werden. Klarer als hier liegen die Zusammenhänge zwischen Sexualnot und Begattung mit Tieren (Sodomie oder Bestialität). Diese Art sexueller Betätigung dürfte auch sonst in der Mehrzahl der Fälle auf mangelnde Gelegenheit zur Ausübung des Beischlafs zurückzuführen sein, da «ein pathologischer Sexualtrieb, der ausschliesslich auf Tiere gerichtet ist, jedenfalls nicht häufig vorkommt» (Forel).

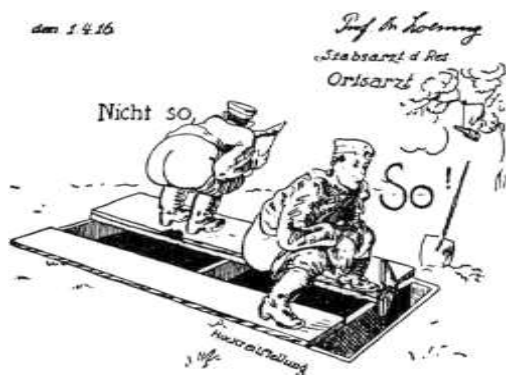
Die Frage der zu erwartenden Folgen erzwungener Enthaltsamkeit kam in ärztlichen Kreisen vielfach zur Erörterung. Namentlich in Deutschland, wo die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Jahre 1915 eine Rundfrage über die Frage einleitete. Ein Fragebogen mit siebenundzwanzig Fragen wurde an die im Felde stehenden Ärzte verschickt; sie bezogen sich auf die Beschwerden, die durch Abstinenz auftraten, auf die Häufigkeit von Pollutionen und Masturbationen, neurasthetischen Erscheinungen, homosexuellen Handlungen usw. Man war der Meinung, dass zu einem solchen Versuche sich niemals eine bessere Gelegenheit böte als im Kriege, wo viele hunderttau-



Ehrenwache
Aus «*Vie de Garnison*», 1915

send Männer von ihren Frauen entfernt leben mussten. Diese Umfrage wurde von einer Reihe von Medizinern sehr abfällig beurteilt. Sanitätsrat Dr. Schäffer schrieb, sie sei «gemeingefährlich» und «beleidigend», besonders in ihrer Wirkung auf die zu Hause gebliebenen Ehefrauen. Auch meinte er, dass es sich um ausgesprochen suggestive Fragen handle¹⁴. Im Laufe dieser Diskussion, die dann unerhörte Weiterungen fand, meinte schliesslich Felix Theilhaber:

«Die ganze temperamentvolle Diskussion ist überflüssig. Der Krieg muss uns doch nicht überall etwas Neues geben, die Sachlage ist überaus einfach. Die Mannschaften an der Front überwinden im Allgemeinen nicht zu schwer die sexuelle Abstinenz . . . Der eigentliche Krieger, besonders im Osten, ist körperlich stark angestrengt, durch psychische Affekte abgelenkt, das Lager, die Nahrung einfach und da insbesondere der Anreiz, das Objekt fehlt, fällt den meisten die Abstinenz ziemlich leicht. So wissen wir von jeher, dass Sportsleute usw. . . den geschlechtlichen Verkehr besser verwinden . . . Die gewöhnliche Stimmung findet sich bei den Truppen wieder, wenn sie in Reservestellungen gelangen¹⁵.» Diese Meinung entspricht allerdings auch der Wahrheit, nur bringt sie entsprechend der dama-



Feldlatrinen-Ordnung von der Westfront
J.C. Brunner. Aus «*Illustrierte Sittengeschichte*

ligen Unkenntnis über die wahre Natur des Stellungskrieges gerade diese neue Kampfform nicht genügend in Anschlag. Alle üblen Folgen der Geschlechtsnot meldeten sich wie die Geschlechtsnot selbst erst dort, wo Kriegsteilnehmer längere Zeit in den Stellungen lagen, wo die Lebensgefahr, wenn auch bei Weitem nicht ausgeschaltet, so doch bedeutend herabgemindert war und dem durch Gewohnheit abgestumpften Soldaten sogar sehr gering erscheinen musste. Wenn der Kampf eine Zeitlang hin und her wogte und die Sorge um das Leben alle anderen Triebe erdrückte, meldete sich das Fehlen des Geschlechtsverkehrs, wie nicht anders zu erwarten war, in ganz anderen Folgen, die aber um nichts weniger bedenklich waren. Wir denken an das in allen Heeren festgestellte Erlöschen der Sexualität, über das sich eine grosse Anzahl Soldaten beklagte. Dieses Erlöschen der Sexualität war eine dauernde Gesundheitsschädigung und die Verfechter der Unschädlichkeitstheorie unter den Ärzten, die anfangs triumphierend auf diese Folgen hinwiesen, mussten ihre Ansicht bald revidieren.

Die Tatsache ist natürlich nicht abzuleugnen, nur kann ihre Wertung verschieden sein und sie spricht, wenn wir die durch Enthaltbarkeit entstandene Impotenz mit den davon Betroffenen als unerwünschte und besorgniserregende Folge betrachten, bestimmt nicht zugunsten der Abstinenz. H. Fehlinger stellte schon Anfang 1916 fest¹⁶:

«Wie hat ... der Krieg auf das Geschlechtsleben der im Militärdienst stehenden Männer gewirkt? Soweit es sich um die an der Front stehenden Männer handelt, und nach meinen Erfahrungen ... entschieden erschlaffend. Bei den Mannschaften, die dem Feinde unmittelbar gegenüberstanden, ist die Sinnlichkeit so gut wie vollständig erloschen. Es sind keine sexuellen Spässe zu hö-

ren, noch kommt sonst das Gespräch jemals auf sexuelles Gebiet. (ü) Jung und alt sind sich hierin gleich. Nur die eine Äusserung ist ziemlich oft zu hören: dass den Leuten selbst der Mangel eines sexuellen Bedürfnisses auffällt.»

Tatsächlich ist unter den Abstinenzfolgen die Impotenz sehr häufig zu beobachten gewesen. In der Zuschrift eines Kriegsteilnehmers, der mit dreissig Jahren in Prag einrückte, lesen wir über dieses Erlöschen der Sexualität: «In Anbetracht der ganz umgestellten Lebensweise und indem man anfangs nur Männer um sich hatte, kam man ganz von dem Gedanken an den geschlechtlichen Verkehr ab. Nach einiger Zeit sasssen wir einige Kameraden auf dem Strohsack und erzählten uns von der Heimat und unseren Angehörigen. Nebenan sass einer, zog frische Wäsche an und machte die Bemerkung: ‚Na, mein Schnack wird von Tag zu Tag kleiner, was wird meine Alte sagen, wenn ich wiederkomme‘. Und ich muss gestehen, bei mir war es genau so, man hatte eben kein Verlangen mehr, trotzdem



Feldpostbrief

«Mei Alte is gnat! Bal mar was zustossen tat, schreibt's, nacha waar's nimmer so dumm und heirat' no amal . .!»
 Zeichnung von F. Reinhardt. Aus «Simplicissimus», 1916

«Sag' mir, wie du deinen Urlaub verbringst und ich sage dir, wer du bist!»



Tommy denkt an sein Bad



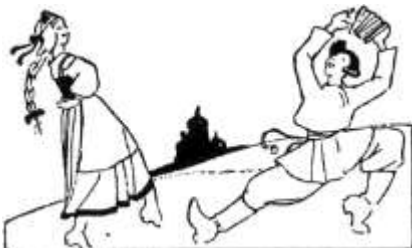
Hermann füllt sich den Magen



Pietro bringt ein Ständchen



Ibrahim zeigt seine Trophäen



Iwan huldigt dem Volkstanz



... aber Gaston widmet sich der Liebe

Zeichnung von Zyg. Brunner. Aus «La Vie Parisienne», 1916

alle Abende Hunderte von Prostituierten in der Umgebung der Kaserne auf die Soldaten lauerten, ich liess mich niemals dazu herbei ... Nach wenigen Wochen ging es an die italienische Front ... Wir lagen auf einem Berg, acht Monate eingeschneit, ganz abgeschnitten von der Aussenwelt. Volle acht Monate sahen wir kein Weib und während dieser Zeit hörte ich nie eine Äusserung, dass jemand ein Verlangen nach einem Weibe gehabt hätte. Nun kam der Fronturlaub. Nach der ersten Nacht war mein Glied

ganz wund, so dass ich gleich drei, vier Tage aussetzen musste ...»

Wir haben allen Grund anzunehmen, dass die Kriegsabstinenz sämtliche Formen der Sexualneurose förderte. Vor allem gilt das für die praktisch vielleicht bedeutsamste, die Ejaculatio praecox (vorzeitiger Samenerguss), die sich, wie Magnus Hirschfeld mitteilt, «durch die für das Geschlechtsleben so ungünstigen Verhältnisse des Krieges in ganz enormer Weise vermehrt zu haben scheint; wenigstens vergeht in unserem



Der vom Maschinengewehr: «Was? Du stehst schon auf?»
 Sie: «Ja, ich erkläre mich für kampffähig!»
 Zeichnung von Duluard. Aus «Le Rire rouge», 1916

Institut für Sexualwissenschaft kaum eine Woche, in der nicht Patienten zu uns kommen, die behaupten, dass dieses Leiden erst nach dem Kriege bei ihnen auf getreten sei¹⁷.»

Auch Vorberg¹⁸, der im übrigen der Abstinenz das Wort redet, teilt mit:

«Vorne im Schützengraben, wo stündlich der Tod seine Ernte hält, erlischt das Geschlechtsverlangen, niemand denkt an das Weib als Befriedigerin der Geschlechtslust. Dass sich im Stellungskrieg, in den Rastorten, namentlich unter dem Einfluss des Alkohols und bei Lockungen durch käufliche Weiber der alte Adam wieder regt, ist nicht zu bezweifeln. Es treten dann vielleicht lästige Erscheinungen auf, brennende Schmerzen in den Samensträngen und in den Hoden (oft sind aber solchen unangenehmen Empfindungen geschlechtliche Reizungen vorausgegangen, die zu keiner Befriedigung geführt haben), die sich seelisch in Unlustgefühle umsetzen, von schweren Schädigungen des Körpers und von furchtbaren Seelenqualen ist aber keine Rede.»

Letzteres trifft bestimmt nicht zu. Lissmann stellt in seiner schon erwähnten, 1919 erschienenen Broschüre fest, dass «die infolge der Enthaltensamkeit entstandene Impotenz die Kriegskampfzeit vielfach überdauerte». Wir finden bei Lissmann noch folgende Ausführungen:

«Schon im Felde erzählten mir nicht wenige Offiziere und Mannschaften mit sonst durchaus normalem Nervensystem, dass im Anfang des Urlaubs die Erektionen entweder vollständig fehlten oder sehr oft äusserst mangelhaft waren. Zwar gingen diese Erscheinungen bei allen, bis auf einen schon älteren Sexualneurastheniker, übrigens kein Land-, sondern Stadtbewohner, im Laufe des Urlaubs, meist schon in der zweiten Urlaubswoche, allmählich völlig zurück, doch erfahre ich jetzt katamnestisch sowohl wie häufig in der Sprechstunde, dass bei den betreffenden Kriegsteilnehmern alle Phasen der Impotenz, von der Erektionsschwäche bis zur Erektionunmöglichkeit, also eine gewisse Potenzunsicherheit gar nicht selten auch jetzt noch auftritt. Zufällig fanden diese Feldbeobachtungen durch die Konstatierung des Polizeiarztes eines hinter unserem Frontabschnitt gelegenen kleinen Städtchens ihre Bestätigung. Ich bat ihn, bei der Kontrolle der Prostituierten nach der Potenz ihrer Kunden zu fragen. Die Antworten ergaben, dass die oft dienstlich und ausserdienstlich auf kurze Zeit direkt von der Front in das Etappenstädtchen kommenden Männer durchaus nicht die erwartete Sexualkraft, vielmehr recht häufig mangelnde oder mangelhafte Erektionen zeigten. Konnte man während des Krieges diese Funktionsschwäche infolge der Terminbestimmung des Koitus beim Urlaub als psychische Impotenz oder, infolge der Entwöhnung der Sinne der chemischen Erotisierung, als Abstinenzfolge auffassen, so fällt doch dieser Kausalzu-



Landstürmliebe

Vor dem Kriege war in der bürgerlichen Familie

der Glanz der Liebe durch die Gewohnheit stark verblasst.

Aber seit dem in der Einsamkeit des Schützengrabens die Frau dem Landstürmer wieder von allen Zaubern der Verführung verklärt schien, würde er als Urlauber zärtlich wie nur je sind

betrachtet lächelnd die runden Formen, als ob ihm (zur Zeit schädigend für seine Leiden) seine Jugend zurückgegeben sei.

Carlègle.

Aufgestaute Zärtlichkeit
 Zeichnung von Carlègle. Aus «La Vie Parisienne», 1917 (Mit verdeutschtem Text)

sammenhang jetzt aus, da die Geschlechtspartner seit langem wieder dauernd vereinigt sind. F. Pick hat ebenfalls hochgradige Störungen der Sexualfunktionen bei Kriegsteilnehmern festgestellt. In mehr als der Hälfte seiner beobachteten Fälle waren Libido, Erektion und Ejakulation vollständig erloschen¹⁹.» Zum Teil hing das wohl mit Nervosität und verdrängter Todesangst (von den Militaristen «Unterdrückung des inneren Schweinehundes» genannt) zusammen. Der normale Mann ist bei schwerer nervlicher Belastung ja auch im Frieden impotent. Dementsprechend sind die in der Folge geschilderten gegensätzlichen Erscheinungen in der – damals, 1914-18 – gefahrlosen Etappe verständlich. Auf der anderen Seite hatte die Enthaltensamkeit zwar eine ganz entgegengesetzte, aber ebenso krankhafte Folge in der fast erotomanischen Steigerung des Geschlechtstriebes, sobald sich Gelegenheit bot, ihn zu betätigen. Ein grosser Teil der in der Etappe und in den Feldbordellen gehaltenen Geschlechtskrankheiten ist auf diesen ebenso quälenden wie unsinnigen Geschlechtshunger zurückzuführen. Namentlich die im Bewegungskriege geübte Enthaltensamkeit war häufiger von dieser als der beim Stellungskrieg beobachteten

enterotisierenden Wirkung begleitet. Der ehemalige Major Franz Carl Endres sagt übrigens sehr zutreffend über diese Seite der Frage:

«Frisch-fröhlicher Krieg ist keine Wirklichkeit, sondern ein Propagandatitel. Gewiss, man ist im Kriege auch frisch und fröhlich, in den Pausen zwischen den Schlachten. Frischer und fröhlicher als man von Natur ist. Das kommt aber daher, dass die Nerven erregt sind und dass der natürliche Hang des Menschen am Leben nach Betätigung schreit. Man will sich noch einmal freuen; denn morgen ist man tot. Aus dem gleichen Grunde ist die Erotik des Soldaten, namentlich zuchtloser Soldateska, so besonders wild. Schon grosse Strapazen des Friedens, beispielsweise im Manöver, erschlaffen die Mannschaft nicht in sexueller Hinsicht, sondern reizen sie besonders stark an; eine eigentümliche Erscheinung, die ich oft beobachten konnte. Kommt dazu noch das Moment bevorstehender Gefahr oder das, grosser Gefahr entronnen zu sein, so treten zu der körperlichen Disposition noch gesteigerter Sexualwille und physische Erregungsmomente, die sich bei besonders veranlagten Personen bis zur Raserei und bis zur Pervertierung des Geschlechtstriebes steigern können²⁰.»



Eine «Unserer lieben Frauen» der Landser

*Titelkopf zu einer Geschichte, deren Inhalt das Thema «Haarfetischismus» bildet
Aus einer französischen Feldzeitung. Sammlung Lewandowski, Utrecht*

Geschlechtskrankheiten im Heer

VII

Der Stand des medizinischen Wissens im Jahre 1914 – Aufklärungsunterricht und Gesundheitsvisite – Bekämpfungsversuch durch Strafen – Die Therapie und das Verschulden übereifriger Ärzte – Ausbreitung in allen Heeren

Ehe wir uns über die Auswirkung und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten während des Ersten Weltkriegs äussern, ist wohl ein Wort am Platze, wie weit man mit der Bekämpfung dieser Krankheiten 1914 vorangekommen war.

Bis heute gibt es noch immer keine Geschichte der Sexologie, wir müssen daher auf die kurze Darstellung zurückgreifen, die Lewandowski in seinem Werke «Les Enfers, domaine allemand»¹ im ersten Kapitel gegeben hat, wo er den «deutschen Beitrag zur Sexologie» mit genauen Daten und Angaben skizziert hat. Lewandowski schreibt dort: «Vier deutsche Forscher haben sich in diesem Kampfe unvergänglichen Ruhm erworben: Albert Neisser (1855-1916) gelang es, den Gonokokkus, den Erreger des Trippers, zu entdecken; Fritz Schaudinn (1871-1906) identifizierte die Spirochaeta pallida als den Erreger der Syphilis; August von Wassermann (1866-1925) schuf die für die Diagnostik der Syphilis so wichtige Blutuntersuchung; Paul Ehrlich (1854-1915) schenkte der Menschheit

mit dem Salvarsan das erste erfolgreiche Heilmittel gegen die Syphilis und mehrere andere Krankheiten.»

Als erster und bis heute wohl einziger Forscher hat Lewandowski in diesem Buche auf den grossen Anteil der Juden an der Erforschung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hinge-



In jedem Quartier eine «Braut» . . . Zeichnung von F. Mayer

wiesen. Er hat darauf aufmerksam gemacht, dass nicht nur Neisser, Wassermann und Ehrlich – die Entdecker – Juden waren, sondern auch die meisten Organisatoren der «Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten» wie Jadassohn; er hat schliesslich den Nachdruck darauf gelegt, dass auch die drei grossen Wiener Sexologen Freud, Steinach und Friedrich S. Krauss Juden waren (von vielen andern wie Adler, Stekel, Rank, Abraham, Eitingon, Sachs und dem leider so früh verstorbenen Ferenczi zu schweigen).

«Freud hat irgendwo gesagt», so schreibt Lewandowski, «dass die jüdischen Forscher den Problemen der Sexualität unvoreingenommener als die Christen gegenüber stehen, weil die letzteren oft durch Komplexe wie Erbsünde, Sünde, Schuld belastet sind.» Wenn wir Lewandowski hier zitiert haben, so geschah es, weil tatsächlich die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite ohne die Juden unmöglich gewesen wäre. Die Zahl jüdischer Namen, die in diesem Kapitel zitiert werden, beweist es schon an und für sich, doch auch die angewandten Methoden beweisen es. Das Ehrlichsche Salvarsan war das am häufigsten angewandte Mittel. Da aber Vorbeugen besser ist als Heilen, so sei darauf hingewiesen, dass die «Vorbeugungspackung», die den Soldaten ausgehändigt wurde, von Prof. Neisser ausgearbeitet war und darum meist als «Neissersche Schutzpackung» bezeichnet wurde.

Über die Gefahren, die der Kampfunfähigkeit und der Schlagkraft der Truppen von Seiten der Geschlechtskrankheiten drohten, waren sich im Ersten Weltkrieg mehr oder minder alle kriegsführenden Staaten im Klaren. Die Statistiken

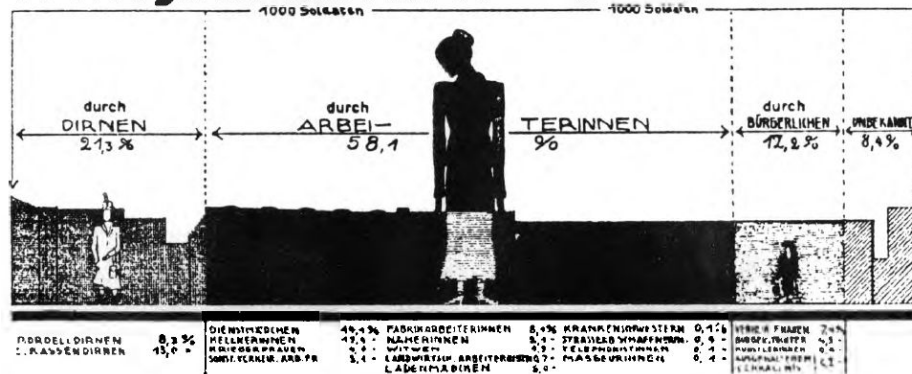
früherer Kriege legten für die zerstörende Macht dieser Seuchen ein zu beredtes Zeugnis ab, um ausser Acht gelassen zu werden. Dennoch war Deutschland der Einzige der am Krieg beteiligten Staaten, der mit Gründlichkeit und durch die Erfahrungen früherer Feldzüge, insbesondere des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 1871 gewitzigt, sich an eine systematische Lösung dieses Problems machte. Natürlich waren hierbei in erster Linie die Interessen der Kriegführung und erst in zweiter Linie humanitäre Rücksichten, namentlich solche auf die Volksgesundheit, ausschlaggebend. England, dessen Heer und Marine seit jeher eine Rekordziffer an Geschlechtskranken aufwies und dessen puritanische Moral Stillschweigen über diese Frage gebot, büsste das mit einer weiteren Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten und der französische Standpunkt war von allem Anfang an ziemlich anarchistisch. Auch hier nahm die Syphilis in nie geahntem Masse überhand, wie wir es im nachstehenden bei der Untersuchung der Frage der Verbreitung der venerischen Krankheiten sehen werden. Was die Geschlechtshygiene beim österreichischen Militär anbelangt, so behält auch hier der Ausspruch Viktor Adlers, dass die damalige Regierungsform Österreichs «Absolutismus gemildert durch Schlamperei» war, recht. Somit finden wir eine organisierte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten fast nur im deutschen Heer. Eine kurze Zusammenstellung von Dr. Blaschko ² gibt uns Aufschluss über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in den verschiedenen Heeren vor dem Kriege. Die Ziffern stammen zwar aus dem Jahre 1895, doch sind sie bis zum Ausbruch des Weltkrieges nur in absoluter Beziehung zurückgegangen, ihr Verhältnis zueinander ist ziemlich das gleiche geblieben.

Land	auf 1'000 Heeresangehörige entfallende Geschlechtskranke:
Deutschland.....	25,5
Frankreich	41,9
Österreich	61,0
Italien	84,9
England	173,8

Im übrigen zeigt sich, wie Dr. Wolff in den «Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten» schreibt, von 1881 bis 1900 ein ständiger Rück-

p. M. der Kopfstärke. Diese Ziffer stieg im Oktober auf 10,2, schnellte dann im Jahre 1871, wo die Truppen bereits in grosser Zahl in französischen Quartieren lagen, in fünf Monaten auf 77,7 empor³. Im türkisch-griechischen Kriege betrug die gesamten Verluste 4'000 Mann; während der monatelangen Friedensverhandlungen erkrankten im nicht demobilisierten Heer über 50'000 Mann an Infektionskrankheiten⁴. Da sich der Erste Weltkrieg nach den ersten grossen Gefechten im Jahre 1914 mehr oder

Nach dem Sexualhyg. Prof. Blaschko hat Gans-Karlsruhe festgestellt:
Von 1000 geschlechtskranken Soldaten haben sich infiziert:



Verhältniszahlen, die Häufigkeit von Ansteckungen aufzeigend, die sich aus dem Verkehr von Soldaten mit Dirnen, Arbeiterinnen und Bürgerlichen ergeben.

gang der Geschlechtskrankheiten sowohl im deutschen Heere wie in den Armeen anderer europäischer Staaten, besonders Englands. Nur Österreich, Italien und Spanien zeigten keinen Rückgang, Russland seit Mitte der Neunzigerjahre eine mässige Zunahme. Auch die Erkenntnis, dass die Gefahren der Verseuchung im Bewegungskrieg ungleich geringer sind als zu Zeiten, wo die Truppen festen Standort einnehmen, konnte aus der Geschichte geschöpft werden. Im Kriege 1870/71 betrug die venerischen Erkrankungen in einem süddeutschen Armee-

minder in einen Stellungskrieg verwandelte, lag die Befürchtung, dass sich eine ähnliche Verseuchung für das deutsche Heer ergeben würde, ziemlich nahe. Was die Gefahren für den Gesundheitszustand der überall auf fremdem Boden stehenden deutschen Heeresteile betrifft, erinnerte man sich an die französische Agitation im Jahre 1870, die so weit ging, dass französische Blätter (zum Beispiel «Charivari») die Dirnen der von Deutschen besetzten Gebiete unter Berufung auf die nationale Pflicht unverblümt aufgefordert hatten, die deutschen Soldaten in Massen anzustecken. Die Angst vor einer Wie-

deranwendung dieses bedenklichen Kampfmit-
tels tauchte im Laufe des Krieges stets von
neuem auf und wurde durch Gerüchte aus dem
besetzten Frankreich und Belgien genährt.

Die Vorbeugungsmassnahmen, die die deutsche
Heeresleitung gegen die Ausbreitung der Ge-
schlechtskrankheiten im Laufe des Krieges ge-
troffen hat, stellt Vorberg⁵ wie folgt zusammen:

1. Belehrung der Mannschaft über die Gefahren
des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs.
2. Warnung vor dem Missbrauch geistiger Ge-
tränke als künstlicher Erreger geschlechtli-
cher Begierde.
3. Häufige unangemeldete Untersuchungen.
4. Die Verheimlichung der ausgebrochenen Er-
krankung wird bestraft.
5. In besetzten Orten sind alle des Unzuchtge-
werbes verdächtigen Weiber zu untersuchen.
6. Sofortige Feststellung der Ansteckungsquel-
len zum Schutze der Gesunden.
7. Kein Urlaub in die Heimat ohne ärztliche Un-
tersuchung.
8. Persönliche Vorbeugungsmassnahmen:
 - a) Peinliche Sauberkeit zur Verhütung von Vor-
haut- und Eichelentzündung, die die Aufnah-
me des Syphilisgiftes begünstigen;
 - b) Einfetten des Gliedes vor dem Verkehr
(Gummischutzüberzüge sind bei der jetzigen
Beschaffenheit des Gummis nicht zu empfeh-
len).
 - c) Nach dem Verkehr Harnlassen, Einträufe-
lung von 2 bis 3 Tropfen 20prozentiger Pro-
targollösung (Tripperschutz). Abreiben des
Gliedes und der Vorhaut mit Wattebausch,
der mit einer Sublimatlösung 1:1'000 ge-
tränkt ist.
9. Fachärztliche Behandlung des Geschlechts-
kranken.

Die Belehrung der Mannschaft war in allen Hee-
ren eingeführt, mit Ausnahme des englischen. In
Deutschland kam die Gesellschaft zur Bekämp-
fung der Geschlechtskrankheiten den militäri-
schen Behörden bei dieser Aufklärungsarbeit zu
Hilfe und liess unter den ins Feld ziehenden Sol-
daten ein Merkblatt in unzähligen Exemplaren
verteilen:

«Jeder Soldat hat die heilige Pflicht, sich für sein
Vaterland gesund zu halten, doppelt und drei-
fach in Kriegszeiten, wo an seine Leistungsfä-
higkeit die grössten Anforderungen gestellt wer-
den.

Durch nichts werden Gesundheit und Leistungs-
fähigkeit des Soldaten so geschädigt als durch
die Geschlechtskrankheiten: Syphilis und Trip-
per. Sie verursachen nicht nur grosse Schmer-
zen, sondern machen den Mann auch schlapp,
marsch- und kampfunfähig – ganz zu schweigen
über die schweren Gesundheitsschädigungen,
welche diese Krankheiten für das ganze spätere
Leben nach sich ziehen. Geschlechtskrankheiten
holt man sich bei leichtsinnigen Mädchen und
Frauen, die infolge ihres lockeren Lebenswan-
dels fast alle krank sind und ihre Krankheit dann
wieder auf die Männer, mit denen sie verkehren,
übertragen. Der Soldat muss daher besonders in
Kriegszeiten sich von diesen Mädchen streng
fernhalten, sowohl im Feindesland als auch in
der Heimat, wo er im Quartier liegt. Er muss sich
besonders vor dem Genuss geistiger Getränke
(Schnaps, Bier, Wein) in Acht nehmen, da er im
Rausch, ja schon in leichter Angetrunkenheit
leichter der Verführung unterliegt. Er muss, so-
weit das irgendwie möglich ist, nicht nur den üb-
rigen Körper, sondern auch die Geschlechtsteile
peinlich sauber halten.»

Ähnliche Forderungen erhebt Professor Flesch
in einer Sitzung der Kriegsärzte in Lille. Er emp-
fiehl unter anderem Belehrung der Mannschaft

durch Ausgabe geeigneter Merkblätter und regelmässiger Wiederholung in angemessenen Zwischenräumen, öftere Gesundheitsrevision, deren Stattfinden nicht vorher angekündigt wird, tunlichste Beschränkung des Alkohols und Ersatz durch unentgeltliche Ausgabe von Tee und Kaffee, in Städten Vermeidung von Einzelquartieren und möglichst kasernenweise Unterbringung der Mannschaften, Bestrafung jedes bei den Gesundheitsrevisionen geschlechtskrank Befundenen, jedoch Straffreiheit für die Mannschaften, die sich spätestens sechs Stunden nach einem Beischlaf zur desinfizierenden Behandlung gemeldet haben⁶.

Die beste Wirkung unter den Merkblättern dürften jene ausgeübt haben, die durch ihre oft witzige Form die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich lenkten. Es gab etliche solcher hygienisch-poetischer Produkte, von denen eines hier folgen soll:



Willst du gesund sein, frisch und froh,
Nicht krank und überhaupt und so,
So halte fern dich jedem Weibe,
Bleib jedem Weib drei Schritt vom Leibe!

Doch sind zu stark der Liebe Triebe,
Sei klug! Sehr grosse Vorsicht übe!
Du holst dir sonst 'ne Krankheit flink!
Das Ende ist «ein böses Ding».

Hast ohne Gummi du geliebt
Und keine Vorsicht mal geübt –
Desgleichen – ist solch Ding geplatzt –
So wasch' dich, sonst bis du verratzt!

Wasch' dir dein Glied recht gründlich rings,
Desinfizier' dein ganzes Dings,
Nimm dann die Harnröhre beim Köpfchen,
Und spritz' die Protargolschutztröpfchen!

Befolge diese Vorschrift peinlich,
Halt immer sauber dich und reinlich!
Nur so bewahrst du dich gewiss
Vor Tripper, Schanker, Syphilis!

Noch eins, lass zeigen immer dir
Des Weibs Gesundheitszeugnis hier!
Merk' dir die Nummer, um vor Schaden
Zu schützen deine Kameraden.

Hat sich ein Schmerz mal angekündigt
Am Glied, mit dem du hast gesündigt,
Zeigt Ausfluss – Ausschlag jene Stelle,
So geh zum Arzte, aber schnelle.

Nur wenn sofort etwas geschieht,
Wird schnell gesund dein krankes Glied!

Merk' dir – je schneller, umso besser!!!
Den Rat erteilt dir

Stabsarzt Messer.

Soldat und Dirne
«Zeichnung von Alfred Kubin
Fritz Gurlitt Verlag, Berlin

Über die Wirksamkeit der prophylaktischen Massnahmen gehen die Meinungen auseinander. Dr. Veress⁷ meint zum Beispiel: «Die in Friedenszeiten und zum Teile während des Krieges im Hinterlande erdachten und vorgeschlagenen prophylaktischen Massnahmen sind bei einer im Felde stehenden Millionarmee zum grössten Teile undurchführbar.»

Auch einige neue prophylaktische Mittel wurden versucht und empfohlen, so in der österreichischen Armee ein Schutzbesteck, bestehend aus einem kurzen «Harnröhrenschmelzstäbchen», einem Silberpräparat und einer antiseptischen Seife. Wie berichtet wird, fiel dank dieser Erfindung die Zahl der Geschlechtskrankungen in einem Teil des stabilen Truppenkörpers des Hinterlandes und des weiteren Kriegsgebietes in der Kopfstärke von 37'000 Mann in der Zeit zwischen Januar und Mai 1916 von 100 auf 62⁸.

Auch wurden im österreichischen Heere, wie die «Wiener Medizinische Wochenschrift» (1916, Nr. 8) mitteilt, vielfach aufklärende Tafeln an die die Prophylaxe unterrichtenden Sanitäter verteilt. Oft bekamen Truppenoffiziere den Auftrag, ihre Mannschaft über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten fachgemäss aufzuklären. Ein Auftrag, der sich keiner Popularität erfreute.

Um nichts beliebter als dieser Aufklärungsunterricht war das, was in der Kasernensprache die Bezeichnung «Schwanzparade» führte. Untersuchungen auf Geschlechtskrankheit fanden in allen Heeren zwei- oder dreimal wöchentlich statt, obwohl schon Oberstabsarzt v. Töply⁹ die periodische Massenuntersuchung auch im Kriege für «recht irrelevant» erklärt hatte. Ob diese Massnahmen hygienisch begründet oder zwecklos gewesen waren, sei dahingestellt. Jedenfalls gehört die berüchtigte «Schwanzparade» zu den

geschmacklosesten, jedem besseren Gefühl hohnsprechenden Erfindungen des militärischen Geistes und die Formen, unter denen sie stattfand, lassen sie noch mehr als eine Einrichtung von verrohender Wirkung erscheinen. Infanterist Perhobstler erzählt darüber¹⁰: Am nächsten Morgen war Exerzieren hinter den Schlackenhalden.

Danach war ‚Schwanzparade‘.

‚Ich habe kein bisschen Saft mehr für mich, da soll auch noch etwas für eine Dirne übrig sein!‘

‚Sie sollen die Etappenschweine visitieren, die in den Bordellen Stammgast sind!‘

So und noch ganz anders schimpften die Leute.

Der Stabsarzt wurde grob, wenn einer beim Anreten seine Sache nicht richtig machte.

Der Sanitätsunteroffizier schnarrte: ‚Vorhaut besser zurück. Es geht doch sonst so gut!‘

Ich drückte mich um diesen Akt. Ich hätte mich schon selbst gemeldet, wenn mir so etwas passiert wärp. Es wurde auch bei der Visitation wie bei den vielen anderen, die ich mitmachte, kein Mann gefunden, der krank war. Krank wurde ja wohl mancher, aber sie meldeten sich alle rechtzeitig. Mancher, das heisst von den vielen Soldaten. Von dieser Kompagnie nur einmal einer, so lange ich dabei war. Auch der hat sich rechtzeitig von selbst gemeldet.»

Natürlich wurden auch bei dieser «Parade» die Standesunterschiede gewahrt. Offiziere waren, obwohl sie keineswegs weniger verseucht waren, ja besonders in der Etappe einen viel grösseren Anteil an den Geschlechtskrankheiten hatten, der Untersuchungspflicht enthoben. Die Folgen dieser Ausnahmestellung gehen aus einem Geheimerlass des Generalgouverneurs von Beseler vom 15. Februar 1917 hervor, in dem



Abschied

«tut ihr auch der Abschied weh, sie ist doch stolzer, weil ich geh'..» Aus «Simplicissimus», 1914

Merkblatt zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten.

Wer sich vor Geschlechtskrankheiten bewahren will, muss besitzen:

1. Ein Bidet (Sitzgestell mit Spülbecken)
2. Einen Irrigator mit Gummischlauch und gebogenem Mutterrohr.
3. Einen Schwamm
4. Kalium permanganicum oder Lysoform.
5. 5% Protargollösung.
6. Condom's.
7. Eine Tropfpipette.
8. Vaseline.
9. Eine Gummispritze.

Im Completbesteck vorhanden

Gebrauchsanweisung.

Vor dem Beischlaf:

- a) Besichtigung des männlichen Gliedes, ob Ausschlag vorhanden ist oder sich einiger Ausfluss aus der Öffnung auf Druck entleert
- b) Einfetten der Geschlechtsstelle mit Vaseline
- c) Dem Besucher einen Condom anbieten.

Nach dem Beischlaf:

- a) Wenn möglich Urin lassen
- b) Mit Schwamm und Kalium permanganicum (rotwärfarbene Lösung) oder Lysoform (2 Teelöffel auf 1 Liter Wasser) die Geschlechtsstelle waschen.
- c) Ausspülung der Scheide mit Kalium permanganicum- oder Lysoformlösung (2 Teelöffel auf 1 Liter Wasser).
- d) Einspülung von Protargollösung mit der Gummispritze in die weibliche Harnröhre (oberhalb der Scheide)

e) Dem Besucher anweisen:

1. Das Glied, nach Zurückziehen der Vorhaut, mit Kalium permanganicum- oder Lysoformlösung zu waschen.
2. Wenn möglich Urin zu lassen.
3. Zwei Tropfen Protargollösung mit der Pipette in das Glied einzutropfen.

Unterlässt es das Mädchen, dem Manne nach dem Beischlaf Desinfektionsflüssigkeit und Protargoltopfen zu verabfolgen, so wird es streng bestraft.

Bei jeder ärztlichen Untersuchung sind 3 Condom's, Vaseline, Kalium permanganicum, Schutztopfen nebst Pipette vorzubereiten (Completbesteck).

Sämtliche Schutzmittel sind auf der Sittenpolizei, zum Selbstkostenpreise, erhältlich.

Die Sittenpolizei Lodz.

Regulamin dla kobiet.

Kto od chorób wenerycznych ochronić się chce, ten posiadać musi:

1. Bidet (stołek z miedzią podłużną do obmywania pośladka i części płciowych, inaczej zwany konikiem)
2. Irrigator (skraplacz) z gumową rurką zaopatrzoną na końcu zgiętą cwką (kanką)
3. Gąbkę.
4. Kalium permanganicum albo lysoform.
5. 5% roztwór protargolu
6. Kondom'y (obwójki).
7. Pipetkę ściśkową (do kropli).
8. Wazelinę.
9. Strzykawkę gumową.

Wszystko to kompletuje się w

Sposób użycia.

Przed spółkowaniem:

- a) Obejrzeć czy na członku mężczyzny nie ma wysypki, lub czy przy nacisnieniu nie wypływa z otworu ropa.
- b) Organy płciowe wymarować wazeliną
- c) Nawiedzającemu proponować kondom (obwójki)

Po spółkowaniu:

- a) Nielety oddać mocz.
- b) Organy płciowe przemyć w roztworze Kalium permanganicum (kolor wino czerwone) albo lysoformu (2 łyżeczki na 1 litr wody).
- c) Przepłukać pochwę Kalium permanganicum albo roztworem lysoforma (2 łyżeczki na 1 litr wody) za pomocą (skraplacza) irrigatora.
- d) Strzykawką gumową wstrzyknąć półgłówni w przewod moczowy (powyżej pochwy).
- e) Nawiedzającemu nakazać:
 1. Dezynfekować się roztworem Kalium permanganicum albo lysoformem (po uchyleniu napletka)
 2. Możliwe oddanie moczu.
 3. Wstrzyknąć pipetką dwie krople protargolu w otwór płciowy.

Śurowo karana będzie kobieta w wypadku, gdy nie zaproponuje mężczyźnie płynu dezynfekcyjnego i protargolu.

Przy oględzinach lekarskich obowiązaną jest kobieta przedstawić tak zwany komplet zawierający 3 kondom'y (obwójki), wazelinę, buteleczkę Kalium permanganicum, krople ochronne (Protargol) oraz kroplomierz (całkowity komplet)

Wszelkie środki ochronne, są do nabycia, po cenie kosztu, w policji obyczajowej.

Policja obyczajowa w Łodzi.

mit Rücksicht auf die grosse Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im Offizierskorps die Ausdehnung der Gesundheitsvisiten auch auf jüngere Offiziere angedroht wird. Allerdings ist es diesmal und in ähnlichen Fällen bei der Drohung geblieben.

Am wenigsten dachte man an die Wichtigkeit einer Verfügung, die die aussergenitale Verbreitung der Syphilis verhütet hätte, nämlich an die Fernhaltung luetischer Soldaten von der Armee. Nach den Dienstvorschriften der Kriegsmusterungsanleitung für das Jahr 1916¹¹ sind geschlechtskranke Wehrpflichtige kriegsbrauchbar, wenn sonst keine körperlichen Fehler vorhanden sind und wenn nicht eine Herstellung zur Kriegsbrauchbarkeit in absehbarer Zeit völlig ausgeschlossen ist. Verhütungsmassnahmen wurden nur insofern getroffen, als Geschlechtskranke mit ansteckungsfähigen Erscheinungen am oder im Munde nicht in Eisenbahntransporte eingereiht werden durften. Sie waren dem nächsten Militärspital einzuliefern, wo die ansteckenden Munderscheinungen ausgeheilt werden mussten.

Es wurden in Kriegszeiten häufig Diskussionen darüber geführt, ob die Verhütungsmassnahmen auch durch Strafverfügungen zu stützen wären. Vor allem galt es zu entscheiden, ob die Krankheit an sich oder nur ihre Verheimlichung einen strafbaren Tatbestand darstellte.

Zur Massnahme der Bestrafung erkrankter Soldaten äussert sich Doktor B. Beron, Militärarzt im bulgarischen Heer in Mazedonien¹²: «. . . Im ersten Augenblick erscheint die Regel: Jeder Soldat, welcher sich geschlechtlich infiziert, soll bestraft werden», zweckentsprechend, sie hat jedoch Nachteile, welche ihre wohltuende Wirkung paralisieren, und zwar: a) der Soldat be-

müht sich, die Krankheit zu verbergen, womit er sich selbst den gefährlichen Komplikationen der Krankheit und seine Kameraden der Ansteckung aussetzt; b) der Soldat verheimlicht, wo er sich infiziert hat und raubt uns so die einzige Möglichkeit, im Augenblick die Prostituierte und die Infektionsquelle ausfindig zu machen und die Assanierung ersterer anzustreben. Dagegen soll die Strafe (einige Tage Arrest) vorgesehen bleiben, wenn der Soldat die Krankheit verheimlicht.» Übrigens ist die Kehrseite dieser Frage auch nicht zu übersehen. Sobald jede Strafan drohung fehlte, entfiel für den Soldaten die Notwendigkeit, sich vor Infektion zu bewahren, da ja die Behandlung einige Zeit in Anspruch nahm und ihren Träger wenigstens für diese Zeit vor der Todesgefahr rettete.

Überhaupt war das Dilemma nicht zu lösen. Bei Straffreiheit war der Anreiz zur mutwilligen Infektion bei der geringen Bedeutung, die man etwa einer Gonorrhöe zuschrieb, zu gross. Auf der anderen Seite aber hatte die strenge Bestrafung massenhafte Verheimlichung zur Folge. So konnte es geschehen, dass geschlechtskranke Rekruten insbesondere in der österreichischen Armee, wo laxer und drakonischer Behandlung einander ablösten, tagelang unter den entsetzlichsten Qualen mitmarschierten und alle sonstigen Strapazen des Soldatenlebens mitmachten, als wollten sie den von Blaschko aufgestellten Satz, dass «mit gonorrhöisch erkrankten Soldaten keine Märsche zu machen, keine Siege zu erfechten sind», Lügen strafen.

In der serbischen Armee war jede Geschlechts-erkrankung grundsätzlich strafbar. In der Wehrmacht der Vereinigten Staaten wurde die venerische Erkrankung mit Entzug der Löhnung und Freiheitsbeschränkung bis nach erfolgter Heilung bestraft. Wer sich eine Geschlechtskrankheit zuzog und nicht ärztliche Hilfe aufsuchte,

kam vor ein Kriegsgericht und wurde im Falle der Überführung mit Zuchthaus bestraft.

Zu einer bemerkenswerten Auseinandersetzung teils medizinischer, teils militärischer Natur gab die Therapiefrage Anlass. Zugleich mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch das Militär und die Ärzteschaft musste auch über die Art und Weise der Behandlung entschieden werden. Insbesondere Kreise, die im Verlauf des ganzen Krieges geneigt waren, Geschlechtskrankheiten als eine Art Simulation, einen Versuch, sich dem Frontdienst zu entziehen, anzusehen, waren dafür, die Behandlung ambulatorisch im Felde vorzunehmen. Dr. Karl Ziegler aus Würzburg hielt «für Fälle latenter Syphilis und unter besonderen Umständen eine Behandlung im Felde für möglich», bei weichem Schanker und Tripper allerdings für nicht recht durchführbar, da deren Behandlung im Operationsgebiet auf Schwierigkeiten stosse¹³.

Glücklicherweise wurde dieser radikale Standpunkt von der Mehrzahl der Ärzte abgelehnt. Anfangs ging man sogar so weit, dass man geschlechtlich erkrankte Heeresangehörige aus dem belgischen Etappengebiet in die Heimat zurückschickte. Dies entsprach übrigens einer von Töply 1890 aufgestellten sanitären Forderung: «Nur geschlechtlich gesunde Individuen sind in den Operationsbereich mitzunehmen und venerische sofort in die Heimatlazarette zurückzutransportieren.»

Doch kam man später, als die Zahl der Erkrankten beträchtlicher wurde, davon ab und nahm die Behandlung in den im besetzten Gebiete errichteten Lazaretten vor¹⁴.

Die andere Gefahrenzone
Der Weg nach Hause führt über die Etappe . . .
Zeichnung von V. Erdey

Dr. Bettmann stellt an einem kriegsmedizinischen Abend des Naturhistorischen Vereins in Heidelberg im Februar 1915 bereits grundsätzlich fest: «Der Gedanke einer Behandlung in der Truppe wird von allen im Felde tätigen Dermatologen abgelehnt, da sie, abgesehen von der Möglichkeit einer Verschlimmerung, die Gefährdung der Kameraden in sich birgt. Zu fordern ist Hospitalisierung, und zwar Konzentration in Speziallazaretten mit strengster Militärzucht unter spezieller ärztlicher Leitung, wobei noch zu erwägen ist, ob nicht Einzelne aus den Lazaretten zu irgendwelchen Dienstleistungen herausgenommen und ambulant behandelt werden können¹⁵.»



Im englischen und französischen Heer kam die Frage der ambulatorischen Behandlung anscheinend überhaupt nicht aufs Tapet, doch waren Verheimlichungen nicht zuletzt aus Unkenntnis auch hier sehr häufig.



Blind ins Verderben . . .
Sotadische Postkarte aus der belgischen Etappe

Trotz der allgemein vernünftigen Stellungnahme der Ärzte zur Frage der Therapie liess die Behandlung auch im deutschen Heere viel zu wünschen übrig. Bei manchen Ärzten überwog das Bestreben, den geschlechtskranken Soldaten möglichst rasch dem Militärdienst wiederzugeben. So kam es, dass in vielen Fällen schlecht ausgeheilte Mannschaftspersonen aus dem Lazarett entlassen wurden. Dr. Carl Stern verweist schon anfangs 1915 darauf, dass die Fälle extragenitaler Infektionen von Syphilis ungemein an-

gewachsen sind. «Wenn auch das Liebes- und Kussbedürfnis unserer jungen Mädchen gegenüber den ruhmbehrzten Kriegern gewiss verständlich ist, so erklärt es doch allein nicht die Zunahme der Lippenschanker. Ich glaube, dass die Unterschätzung der syphilitischen Infektionen, gegen die ich mich schon an verschiedene Stellen gewendet habe, nicht zum mindesten dadurch gefördert wird, dass allzu optimistische Therapeuten sich viel zu viel auf die Dauerwirkung auch reichlicher Salvarsandosens verlassen. Wir tun daher unseren Kriegern einen grossen Nutzen, wenn wir sie auch im Kriege einer nachhaltigen Kur unterziehen¹⁶.»

Hier liegt ein Verschulden, und gewiss nicht das einzige, allzu eifriger Patrioten im weissen Kittel vor.

Die wahre Brutstätte der Geschlechtskrankheiten war natürlich die Etappe mit ihrer ausgedehnten bordellierten und geheimen Prostitution. Hier musste der Kampf gegen die Verseuchung des Heeres mit polizeilichen Massnahmen gegen die Trägerinnen der Krankheit, die sowohl im Westen wie in der Ostetappe verhältnismässig reichlich vorhandenen Dirnen, zusammenfallen. Eine sehr aufgeklärte Frau, Schwester Lydia Ruehland, erzählt darüber in einer kleinen Kriegsbroschüre, die den Untertitel «Ein Wort an die Frauen» führt¹⁷:

«Dass es draussen im Feindesland an Verführungen und Anreizen nicht fehlt, kann sich jeder denken. Und es ist nicht nur die Not allein, die sich anbietet. Auch das Temperament, die Vorliebe für zweierlei Tuch, die Neigung, dem Fremden den Vorzug zu geben, beherrscht und bestimmt das Angebot in verführerischer Form. Und der junge Soldat, in dessen Vorstellungslieben das Weib natürlich bereits existiert, sofern er gesund empfindet, gerät zweifelsohne in einen Konflikt. Der Krieg wertet gar vieles um.

Nur selten fällt die Umwertung der Werte günstig aus. Dazu wird man die Lockungen der Sitte, die freie Auffassung der Dinge rechnen müssen. Begriffe, die einst feststanden und galten, geraten in Verwirrung. Manch einer nimmt, was er braucht, was er nötig zu haben glaubt. Warum soll der Mensch als Geschlechtsindividuum eine Ausnahme machen?! Nicht bloss der Mann nimmt sich ein Weib, ich weiss Fälle, wo sich besonders temperamentvolle Französisinnen

unsere gutmütigen deutschen Soldaten einfach nahmen, sofern diese nicht von selbst zu ihnen kamen. Die Heeresverwaltung greift allerdings scharf zu, darin versteht sie keinen Spass, so leicht entschlüpft ihr keine Frau, die sich hingibt. Und was krank oder verdächtig ist, wird festgehalten.»

In recht flottem Stil berichtet Wandt über die Zustände in der flandrischen Etappe¹⁸: «Ein ‚Kopfschuss‘ gehörte zu den kleinen Unfällen des Krieges, die sich in der Etappe hundertmal am Tage ereigneten. Erwischte es einen Offizier oder einen Militärbeamten im Range eines solchen, so kam es der neugierigen Mitwelt nur selten zu Ohren, weil der Besitz von Achselstücken von der Teilnahme an der vierwöchigen «Giesskannenparade» befreite. Kriegten es die Mannschaften durch irgendeinen Zufall oder eine Indiskretion doch zu wissen, so wurde der Betreffende, um die Autorität des Offiziersstandes zu wahren, in aller Stille schleunigst seines Postens enthoben und auf dem nächsten Wege der teuren Heimat wiedergeschickt, in der er dann gewöhnlich grosse Bogen spuckte, von wegen der heldenmütigen Opferwilligkeit, mit der er seine Gesundheit für – das geliebte deutsche Vaterland dahingegeben hatte.

Hatte ein gewöhnlicher ‚Kerl‘ das Pech, durch einen derartigen ‚Kopfschuss‘ die Gefechtstätigkeit einzubüssen, die des Lebens Freude bildet, so brauchte er natürlich nicht zu fürchten, dass ihm dasselbe Schicksal blühte und sein Unglück mit dem gleichen Mantel der christlichen Nächstenliebe zugedeckt würde.

BEKANNTMACHUNG
Auf Befehl der Kommandantur
Monatliche Untersuchungen.

Frauen.

Jeder Einwohner weiblichen Geschlechts im Alter von 14 bis 60 Jahren einschliesslich, der einem kriegführenden Staate angehört, ist den monatlichen Untersuchungen unterworfen.
Keine Befreiung davon kann gewährt werden.
Die Personen, welche krank oder unfähig sind, sich zur Untersuchung zu begeben, sind verpflichtet, eine Verhinderungs-Bescheinigung an die Bürgermeisterei zu schicken.
Die Arbeiterinnen, die durch ihre Arbeit am Untersuchungstage abgehalten sind, müssen sich am vorhergehenden oder folgenden Tage einfinden.
Die Untersuchungen finden auf der Bürgermeisterei an jedem zweiten und dritten Sonntag jedes Monats von 9 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags (deutsche Zeit) in folgender Ordnung statt:
Am 2. Sonntag des Monats: Die Personen von 14 bis 60 Jahren, deren Identitätskarten die Nummern 1 bis 2199 tragen.

Stundenplan

Nr. 1 bis 416	um 9 Uhr (deutsche Zeit)
„ 417 „ 807	„ 10 „ „ „
„ 808 „ 1191	„ 11 „ „ „
„ 1192 „ 1702	„ 12 „ „ „
„ 1703 „ 2199	„ 1 „ „ „

Am 2. Sonntag des Monats: Die Personen von 14 bis 60 Jahren, deren Identitätskarten die Nummern über 2200 tragen.

Nr. 2200 bis 2614	um 9 Uhr (deutsche Zeit)
„ 2615 „ 3047	„ 10 „ „ „
„ 3048 „ 3528	„ 11 „ „ „
„ 3529 „ z. Ende	„ 1 „ „ „

Die Personen, welche für sich, einen anderen oder nicht arbeiten, müssen eine mündliche Erklärung in diesem Sinne abgeben.
Die Personen, welche zur Arbeit unfähig zu sein behaupten, müssen sich mit einem, vom Arzte ausgestellten, noch nicht zu alten Zeugnisse versehen.
Künftighin müssen sich die Mädchen, die ihr 14. Jahr erreichen, zur Untersuchung einfinden.
Diese Vorschrift tritt am 2. Sonntag des Monats November 1917 in Kraft.

Lambertart, des 2. November 1917. Der Platzkommandant.

* * *

Das war die deutsche Methode in Belgien und Frankreich.

Das war die deutsche Methode in Belgien und «Frankreich.

*Eine «Revanche»-Kundmachung der französischen
Besatzungsbehörden im Rheinland
Sammlung A. Wolff, Leipzig*

Der Sanitätssergeant, der den angerichteten Schaden mittels derben Ziehens am Gegenstand dieser Lustbarkeitssteuer feststellte, rapportierte, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit war, diese Verletzung dienstlich, und das Ende vom Lied war, dass sich der Sünder im Geschäftszimmer seiner Kompanie oder Eskadron zur Stelle melden musste.

Dort wurde er von dem gestrengen Feldwebel oder Wachtmeister gewöhnlich mit einem ‚Sie Himmelhund!‘ empfangen und dann sehr scharf ins Gebet genommen und so lange einem hochnotpeinlichen Verhör unterworfen, bis er beichtete, wes Nam’ und, Art die menschenfreundliche Verkäuferin war, bei der er sich, oft für wenig Geld, ein so wunderbar funktionierendes Kriegsandenken erstanden hatte.

Vermochte er den Namen oder wenigstens die Adresse des Liebestempels und eine genaue Personalbeschreibung der in Betracht kommenden Schönen anzugeben, so kam er um die drei bis sieben Tage Arrest herum, die ihm sonst sein Hauptmann oder Rittmeister freigebig zudiktieren durfte . . .

. . . Jeder Muskote, der bei der ‚Giesskannenparade‘ auffiel, hatte natürlich das Bestreben, zu allem Unglück nicht auch noch auf drei bis sieben Tage ins Loch zu fliegen; denn wer in der warmen Etappe sass, dem war die goldene Freiheit doch lieber als das Geborgensein bei ‚Vater Philipp‘, dessen gastliche Bewirtung bekanntlich von jeher nur aus Wasser und Brot bestand. Die Lektüre der in Sachen ‚Kopfschuss‘ aufgenommenen Protokolle war nicht selten zum Totlachen, wenn in ihnen der krampfhaft Wunsch zum Ausdruck kam, es dem Kompanie- oder Eskadrongewaltigen plausibel und entschuldbar zu machen, dass der Verhörte weder den Namen noch die Wohnung des gefallenen Engels ange-

ben konnte, der ihm gewöhnlich nachts, aber natürlich nicht nur im Traum, erschienen war.

Marie heisst in Flandern beinahe jedes dritte Mädchen, und zahlreich waren die ‚Kopfschuss‘-Protokolle, in denen lediglich dieser Vorname als besonderes Kennzeichen der betreffenden mildtätigen Dame genannt wurde.»

Auch ein im Inhalt zwar betrübliches, aber humoristisch aufgemachtes Gedicht zeugt für die Häufigkeit solcher Unfälle in der Etappe. Wir können es uns nicht versagen, die zwei letzten Strophen des französischen Poems, das den Titel «La saucisse de Strasbourg» (Das Strassburger Würstchen) führt, hier verdeutscht wiederzugeben:

Vor kurzer Zeit im Lazarett
Ein deutscher Soldat lag krank zu Bett.
Er spürte etwas im Eingeweide,
Das war fürwahr nicht eitel Freude.
Der Doktor sprach: «Mein lieber Sohn,
Da gibt’s nichts als Operation!
Von Lust und Liebe kommen Leiden,
Das Strassburger Würstchen,
das muss ich schneiden.
So kehrt, ist mal die Kriegszeit aus,
Manch Deutscher ohne Zipfel nach Haus’.
Und flucht der bösen Republik,
Und den belgischen Frau’n mit dem
Schelmenblick.
Und sagt zu seinem Eheweib:
«Ich komm zwar bei lebend’gem Leib,
Doch blüht keine Liebe mehr uns beiden,
Das Strassburger Würstchen tat man mir
schneiden.»

Auch in anderen Heeren wurde getrachtet, der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten überall dadurch zu steuern, dass man die Infektionsquellen festzustellen und unschädlich zu machen suchte. So sagt der schon erwähnte Dr. B. Beron aus Sofia über die mazedonische Etappe: «Es ist

bei dieser Frage von grosser Bedeutung zu wissen, ob die Soldaten sich vor oder nach der Mobilisierung infiziert haben und im letzteren Falle, wo die Infektion geschah: in Serbien, Mazedonien, in öffentlichen oder geheimen Bordellen (Kaffeehäusern, Hotels), in Privathäusern usw. Das richtigste wäre gewesen, diese Auskünfte von dem Soldaten selbst einzuholen. Die-

mir die Wahrheit sagten. Ich unterliess es auch bei Untersuchung der geschlechtskranken Soldaten in den städtischen Heilanstalten, ihre Namen aufzuschreiben. Ich begnügte mich, so gut es ging, die Aussagen der Soldaten mit dem klinischen Bild in Einklang zu bringen.» In so manchen Fällen kam es infolge der Einkünfte von dem Soldaten zur Auflösung von Bordellen



Im Etappenpuff

«Die Hauptsache, ich kriege nachher eine Desinfizierungs-Bescheinigung . . .»

Zeichnung von K. Fischer

se jedoch, wie mir selbst aus Erfahrung bekannt ist, sagen nicht die Wahrheit und sind bemüht, die Infektion auf jeden Fall in die Zeit vor der Mobilisierung zu verlegen, aus Furcht, den diesbezüglichen Strafgesetzen der Armee zu unterliegen. (Zum Beispiel Nichtanerkennung der Dienstzeit während des Krankseins.) Aus diesem Grunde versicherte ich den Soldaten im Voraus, dass sie nicht bestraft werden, wenn sie

und sonstigen Etablissements, in denen Geschlechtskrankheiten zu holen waren. Einige Berühmtheit erlangte gleich nach Kriegsausbruch durch seine Schliessung das Bordell in Chauny bei Laon, einer französischen Stadt von etwa 10'000 Einwohnern. Dieser Liebestempel wurde gesperrt, weil eine ganze Anzahl infizierter Soldaten, die Professor Buschke in Berlin zur Behandlung bekam, einmütig das Bordell

von Chauny als Infektionsquelle angaben, worauf der Arzt bei den Militärbehörden vorstellig wurde¹⁹. Der gute Doktor wusste natürlich nicht, dass bei den kranken Soldaten neben dem Abort das Bordell die beliebteste vorgebliche Infektionsquelle war. Da man im «Feldpuff» immer desinfiziert wurde (gegen Bescheinigung) konnte man nicht bestraft werden, wenn man eine solche «Quittung» aus der ungefähren Infektionszeit besass. Die Frontärzte kannten alle den Trick, konnten aber nichts machen, weil die Beweislast bei ihnen lag. Dass mit den Bescheinigungen mancherorts Handel getrieben wurde, lässt sich denken. Deshalb sollten sie (was dann die Sanitäter für Zigaretten «vergessen») die Erkennungsnummern des Bordell-Besuchers tragen. Im Allgemeinen wirkte sich bei der wachsenden

Anzahl der Geschlechtserkrankungen in den Etappengebieten das Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage aus. Die wenigen Dirnen, die besonders in den kleineren Ortschaften den übermässig grossen Anforderungen der massenhaft einquartierten Truppen zu genügen hatten, mussten bei aller sanitären Überwachung früher oder später krank werden und die Infektion weitergeben. Im Kriegsbuch «Vier von der Infanterie» schildert der Verfasser, wie ein deutscher Soldat, der unter seinen Kameraden den Spitznamen «Student» führt, vor einem Granatregen mit einer Französin hinter der Front in einen Keller flüchtet, wo sich zwischen den beiden folgender Dialog entspinnt²⁰:

«Ich habe Angst», flüstert aufgeregt die Französin.

Nimmt der Student ihre Hände: «Hier im Keller sind Sie geschützt, ausserdem bin ich doch bei Ihnen.»

Erbleichend lächelt sie schwach über sein Französisch.

«Abah, Maschin kaputt, Maschin kaputt!» «So, so!» meint er gedehnt, «Maschin kaputt!» und wird merklich kühler. «Hoffentlich ist es nicht wahr.»

Leider sei es wahr. Nun habe der Herr wohl keine Lust mehr, im Keller zu bleiben.

Der Student betrachtet ihr rostrottes Haar, die weissen Wimpern, die unzählbaren Sommerprossen und das Muttermal mit dem Büschel Haare. «Ein grosses Unglück ist das.» «Das mit der Schiesserei?» fragt sie.

«Nein, das andere.»

Ein grosser Teil nicht nur der deutschen jungen Soldaten, die gesund ausgezogen waren und durch besonderes Glück den Gefahren der Front entrinnen konnten, wurden von der grössten Gefahr der Etappe, der venerischen Verseuchung,

ereilt. Und die kaputt gegangene Maschine war in Nordfrankreich und Belgien für lange Zeit zu einer stehenden Redensart geworden, ohne dass sie aufhörte, eine traurige Wahrheit auszudrücken. So wurde im besetzten Gebiet ein Gassenhauer gesungen:

«Malheur la guerre, Nix pomme de terre,
C'est la misère partout. Papa canon,
Maman ballon,
Ma soeur machine kaputt.
[: O Isabella, rends-moi mon mari! :]»

Nach alledem kann es nicht überraschen, dass die Lazarette für Geschlechtskranke, zumal die in der Etappe, in der Sprache der deutschen Soldaten «Ritterburgen» genannt, ständig stark belegt waren. Es gehört keine überschwengliche Phantasie dazu, sich eine Vorstellung von der Behandlung gemeiner Soldaten in diesen Ritterburgen zu machen. War doch den Ärzten gewöhnlich kein Mittel zu drastisch, wenn es nur den Heilungsprozess zu beschleunigen versprach. Dem Patienten wurden, wie Wandt schreibt, «mit der gefürchteten Spritze die Flötentöne beigebracht. Alltäglich, nach Strich und Faden, so dass er die Engel im Himmel singen hörte.» Eine bemerkenswerte Seite der Geschlechtskrankheiten ist die Frage des Anteils der verschiedenen Altersklassen und Bevölkerungskategorien. Schon im Anfang des Krieges wurde in allen Ländern die besorgniserregende Erfahrung gemacht, dass eine grosse Anzahl der Erkrankungen auf die verheirateten älteren Jahrgänge und die Soldaten vom Lande entfiel. Dr. Albert Neisser schreibt kurz nach Kriegsausbruch ²¹:

«. . . Zwei Punkte bedürfen einer besonderen Aufmerksamkeit: Erstens der jetzt schon konsta-

tierte auffallend grosse Anteil der Verheirateten unter den Geschlechtskranken. Hier wird man vielleicht zur Erklärung und., wenn man will, zur Entschuldigung dieser Männer annehmen dürfen, dass diesen an Geschlechtsverkehr gewöhnten, nur durch den Krieg ihrem Familienleben entrissenen Männern so lange Enthaltbarkeit besonders schwerfällt. Zu bedenken ist auch, dass in den niederen Kreisen der Bevölkerung durchwegs viel lockerere, naivere Ansichten über den Geschlechtsverkehr herrschen. Es ist wohl auch nicht bekannt, ein wie enormer Prozentsatz auch im Frieden der in unseren Krankenhäusern und Polikliniken behandelten Männer (der Arbeiter- und ärmeren Bevölkerung) verheiratet sind. Also auch hier wird man über die im Kriege gewonnenen Ziffern nicht gar zu entsetzt sein dürfen!

Zweitens ist von Bedeutung, dass unter den Mannschaften, den gesunden wie den kranken, der grössere Teil der Bevölkerung des Landes und der kleineren Städte entstammt. Während nun bisher diese Volksteile, die Männer und demgemäss auch die Frauen – im Gegensatz zu der grossstädtischen Bevölkerung – von Geschlechtskrankheiten so gut wie frei waren, ist zu fürchten – wenn nicht besondere Massnahmen ergriffen werden –, dass durch das Rückströmen so vieler Geschlechtskranker die Durchseuchung auch auf diese ländlichen Kreise übergreift.»

Die Befürchtung Dr. Neisser's hat sich, wie die Statistiken beweisen, vollkommen bewahrheitet. Im Stettiner Lazarett war ein Drittel der anfangs 1915 dort behandelten geschlechtskranken Soldaten verheiratet. Diese Ziffer verschiebt sich im Laufe des Krieges noch weiter zuungunsten der Verheirateten. Kurz danach figurieren die Verheirateten in einer von Doktor Blumenfeld im Fraustadter Reservespital angelegten Statistik bereits mit 41 v. H. Dieselbe Tendenz weist die Höhe der Beteiligung der ländlichen Bevölkerung auf. Auf Grund dieser Daten zieht Dr. Blumenfeld folgende Schlüsse²²:

1. Die Verheirateten bilden einen erheblichen Teil der Geschlechtskranken, einen anscheinend bedeutend höheren als sonst in Friedenszeiten.
2. Die älteren Jahrgänge sind bei den erkrankten Soldaten verhältnismässig stärker als sonst vertreten.
3. Ein Teil der ländlichen Bevölkerung, welche im Allgemeinen bis jetzt von Geschlechtskrankheiten verschont blieb, wird angesteckt. Dadurch laufen die Landgemeinden Gefahr, dass die Geschlechtskrankheiten bei ihnen eingeschleppt und nachträglich verbreitet werden.

4. Die Gelegenheitsprostitution dürfte einen sehr grossen Anteil an der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten haben.

Über die Frage, wo die Krankheiten akquiriert wurden, lässt sich kein klares Bild gewinnen, da sich die Statistiken gerade in diesem Punkte sehr widersprechen. Was bei den oben geschilderten Sachverhalten kein Wunder ist. Der ausfragende Stabsarzt war ja Staatsanwalt, Richter und Folterknecht in einer Person, kraft seiner «Disziplinargewalt». An den hippokratischen Eid dachten wenige dieser Herren. (Nach den Kriegen waren solche besonders als Vertrauens- und Versorgungsärzte beliebt – bei den Behörden . . .) Dozent Dr. Moldawa²³ meinte bei einer feldärztlichen Tagung in Lemberg im Februar 1917, dass sich 5 v. H. der Geschlechtskranken an der Front, 20 v. H. im Etappen- und 75 v. H. ausserhalb des Armeebereiches infizieren. Der Anteil der Etappe ist hierbei bestimmt zu gering eingeschlagen. Der bereits erwähnte Regimentsarzt Dr. F. Veress kommt beispielsweise schon zum Ergebnis, dass sich nur ein Drittel der geschlechtskranken Soldaten der ostgalizischen Front zu Hause infiziere, während die übrigen zwei Drittel im Operations- und Etappenraum angesteckt wurden.

Um eine Verschleppung und Verbreitung der in der Etappe oder an der Front erworbenen Geschlechtskrankheiten im Hinterland zu verhindern, wurde verfügt, dass der auf Urlaub gehende Soldat sich vor der Abfahrt einer Gesundheitsvisite unterziehen müsse. Diese Verfügung wurde in den meisten Fällen entweder nicht oder sehr oberflächlich durchgeführt, zumindest wollten die Klagen über Ansteckung der daheim gebliebenen Frauen nicht verstummen.

Sehr lehrreich sind die Ausführungen des Stabsarztes und Gynäkologen Prof. Dr. L. Fraenkel

aus Breslau über diesen Punkt: «Nach fast einjähriger Kriegsabwesenheit nach Hause zurückgekehrt und mit chirurgischer Lazarettätigkeit im Hauptamt beschäftigt, finde ich wenig Zeit und Gelegenheit, mich der gynäkologischen Praxis zu widmen. Unter den nicht sehr zahlreichen Frauen, die mich in den ersten Monaten dennoch fanden und befragten, bekam ich zehn Gonorrhöen zu Gesicht, das bedeutet eine ganz erhebliche Vergrößerung dieses Materials. Es lohnt sich, auf die menschlichen Begleitumstände der Fälle einzugehen, weil das für die Frage, die wir hier erörtern wollen, von Wichtigkeit ist. Vier Fälle betrafen Gattinnen längere Zeit in Belgien bzw. in Frankreich gewesener Offiziere, zwei der Ehemänner sind Offiziersstellvertreter, die aus Russland auf Urlaub gekommen sind . . . Die sechs Erkrankungen hängen zweifellos mit dem Kriege zusammen.

Die beiden Offiziersstellvertreter hatten sich im Stellungskriege ausserordentlich gelangweilt; als der lockerere von beiden einem polnischen Mädchen in die Hände fiel, veranlasste er den solideren Freund ebenfalls zum Sexualverkehr, indem er dem Überraschten die Person einfach ins Bett legte. Von den älteren Herren hat der eine sehr reuig erzählt, dass er kurz vor dem plötzlich erhaltenen Urlaub der Versuchung einer Prostituierten nicht widerstehen konnte und ohne Ahnung, dass er bereits infiziert sei, zu Hause einmal den Beischlaf ausübte. Er brachte sogleich, nachdem er bei sich das Unglück gewahrte, seine Frau, die keine Beschwerden hatte, zur Untersuchung: es war bereits zu spät, die Gonorrhöe liess sich nicht mehr kupieren. Einer der Herren hatte allerdings schon früher seine Frau infiziert und ihr jetzt glaubhaft gemacht, dass bei ihm keine neue Infektion, son-

dern ein Aufflackern des alten Prozesses vorliege . . .²⁴» Hier wie in allen ähnlichen Fällen verdient der Umstand Beachtung, dass der Heeresangehörige sich unmittelbar vor dem Antritt des Urlaubs ansteckt. Daran dürfte wohl weniger die sexuelle Ungeduld als die Lockung der zu passierenden Etappe schuld sein. Durch die oben geschilderten energischen Massnahmen gelang es den deutschen Militärbehörden, einer grösseren Ausbreitung der Geschlechtskrank-



Geschlechtsnot
Zeichnung von V. Erdey

heiten im Heere vorzubeugen. Ja, in den ersten zwei Jahren des Krieges war ein ziemlich günstiges Resultat zu verzeichnen: die p. M.-Zahl der Erkrankungen betrug im ersten Kriegsjahr 15,2, im zweiten 15,8 und im dritten nur noch 15,4. Diese Ziffern erwiesen sich später allerdings als völlig illusorisch. Wie so manche andere Verheerungen des Krieges zeigte sich auch dessen Zerstörungsarbeit an der Volksgesundheit erst unmittelbar nach dem Kriege. Mit diesem Symptom werden wir uns bei der Bespre-

chung der Nachkriegszeit zu befassen haben. Jedenfalls ist schon hier so viel festzuhalten, dass sich die Angst vor der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten als berechtigt erwies und diese aus der Geschichte bekannte Wirkung aller Kriege im Weltkrieg durch straffe, oft unmenschliche Disziplin nur aufgeschoben, nicht aufgehoben werden konnte.

Es ist wohl nichts-als Spiegelfechtere, wenn man für dieses Resultat, für etwas, das als faule Frucht des Krieges vom Baume der Geschichte fiel, die Revolution und ihre «Zügellosigkeit» verantwortlich machen will. Das tut unter anderem Dr. Merkel, wobei er darauf verweist, dass die Krankheitsziffern in den Kriegsjahren im Besatzungsheere nur wenig grösser (27,5 v. T. gegenüber 20,4 v. T.), im Feldheer aber in den ersten drei Kriegsjahren erheblich kleiner (15,4 v. T. gegenüber 20,4 v. T.) waren und erst im letzten Kriegsjahre mit 20,2 v. T. an den Friedensdurchschnitt heranreichten²⁵. Das besagt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als dass im Schützengraben verhältnismässig wenig venerische Infektionen zu holen waren, eine Wahrheit, die keines Nachweises bedarf. Überhaupt sind diese deutschen Statistiken Schulbeispiele dafür, wie Ziffern richtig sein und dennoch lügen können. Für viele Angehörige des Feldheeres war der Waffenstillstand eben der erste oder der erste richtige Urlaub und die Erkrankungen knapp nach Kriegsende sind als echte «Kopfschüsse» anzusehen, so wie die nach Kriegsende ihren Verwundungen Erlegenen als Kriegsoffer gelten müssen. Und wo man mit dem Urlaub weniger kargte, erreichte die Zahl der Erkrankungen schon zur Kriegszeit eine respektable Höhe: so bei U-Boot-Mannschaften und überhaupt bei der Marine. (Bei dieser erfuhr die Syphilis nach

Mitteilungen Dr. Fikentschers²⁶ eine Steigerung aufs Dreifache, der Tripper eine solche aufs Zweifache des Friedensdurchschnittes.)

In den übrigen Heeren, denen die hygienische Organisation der Deutschen fehlte, stellten sich diese Folgen natürlich schon früher ein. Die «Wiener Medizinische Wochenschrift» fasst die Erfahrungen der ersten eineinhalb Kriegsjahre in einem Neujahrsartikel vom Jahre 1916 wie folgt zusammen²⁷: «Die Geschlechtskrankheiten haben beim (österreichischen) Heere und in der Zivilbevölkerung eine unheimliche Ausbreitung gewonnen, eine Entvölkerung droht uns von dieser Seite her, eine körperliche und geistige Entartung des Nachwuchses.»

Über die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten im englischen Heere können wir mangels vorhandener Zahlen nur soviel sagen, dass diese entsprechend der enormen Vermehrung der Erkrankungsfälle in England selbst, auf die wir noch hinweisen werden, eine ganz grosse gewesen sein dürfte. Übrigens finden sich in den Memoirenwerken britischer Kriegsteilnehmer fast immer Angaben über Ansteckungsfälle.

Was die Gesundheitszustände im russischen Heere betrifft, so wissen wir, dass im Mai 1916 in Kiew unter dem Vorsitz des Stadtoberhauptes ein medizinischer Kongress zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten einberufen wurde, auf dem sich ein trostloses Bild des Gesundheitszustandes im russischen Etappengebiet entrollte. In der Friedenszeit wurden im Kiewer Departement jährlich 2'000 Fälle behandelt. Im Jahre 1915 war diese Ziffer auf 20'500 gestiegen, im ersten Quartal 1916 waren bereits 2'000 syphilitische Fälle eingeliefert worden. Die Mehrzahl der zwölfjährigen Mädchen war, wie es heisst, bereits angesteckt. Die völlige Zuchtlosigkeit der von der Front zurückkehrenden (...)



Oben: «Die Sittenpolizei?» «Ja, aber der Kommissär will nur ein Glas Wein trinken . .

Zeichnung von G. Pavis. Aus «Le Rire», 1918

Unten: «Dame»
Radierung von Otto Dix, 1922



Unten: Kriegsprostitution als einzige Erwerbsmöglichkeit
Eine Zigeunerfamilie in Galizien. Originalaufnahme aus dem Feld





«Gegen das schleichende Gift, wie von einer verborgenen Schlange verspritzt»

Im Ersten Weltkrieg offen versandte
Postkarte – die Zensur billigt, was der
«Kampfmoral» nutzt . . .
Sammlung Gaspar, Wien





Bange Augenblicke: Zur «Schwanzparade» angetreten;
k. u. k. Version
Zeichnung von L. Gedó, 1916



Die Geißel
Radierung von Otto Dix, 1922



Uniformfetischismus

«Zieh' dich nicht aus, die Uniform kleidet dich so gut..» – Zeichnung von Ch. Laborde

(...) Soldaten machte jede Kontrolle unmöglich. Der Kongress beschloss, im Etappengebiet aufklärende Flugschriften zu verteilen, in den Lazaretten die Soldaten in Vorträgen auf die Gefahren hinzuweisen²⁸. Die grosse Verbreitung der venerischen Krankheiten im Zarenreiche geht übrigens auch aus den Folgen der russischen Okkupation in Galizien anlässlich des russischen Einfalls hervor. Dabei handelt es sich hier um ein Gebiet, in dem die venerischen Krankheiten bekanntlich auch früher ziemlich heimisch waren. Im Jahre 1916, nachdem die Russen zurückgewichen waren, wurden in Lemberg allein 1340 Frauen der Spitalsbehandlung durch die Polizei zugeführt, gegen einen Durchschnitt von etwa 100 in Friedenszeiten²⁹. Diese Statistik (1917 in Österreich zusammengestellt) ist natürlich «kriegspropagandaverdächtig». Es sei daran erinnert, dass eine ähnliche bei objektiver Unter-

suchung der Ziffern nach dem Kriege auf ein Promille der ursprünglich aufgeführten Fälle schrumpfte (siehe Noskoff, «Samsonow»).

Auch im französischen Heer hat die Syphilis eine fürchterliche Ausbreitung gefunden. Der Syphilidologe Professor Dr. Gaucher teilte in einer Sitzung der Pariser Akademie der Medizin im Jahre 1917 mit, dass die durch die Lues der Volksgesundheit drohende Gefahr immer verhängnisvoller in Erscheinung trete und gebieterisch nach Abhilfe verlange. Während in den ersten 16 Monaten des Krieges die Syphilisfälle in der französischen Armee eine Steigerung um ein Drittel erfahren hatten, hätte sich in den letzten Monaten des Jahres 1916 diese Zahl auf rund zwei Drittel gegen die Friedenszeit erhöht³⁰. Die Beobachtungen des genannten Professors Gaucher und die Dr. Bizards im Hospital St. Louis ergeben gleichfalls, dass die Syphilis der Hee-



Peinliches Geständnis
... und sie hatte ihm so oft geschrieben «Bleib gesund!»
Zeichnung von A. Szekeley

resangehörigen und der Zivilbevölkerung um 33 v. H. zugenommen hatte. Unter den Kranken waren, wie es heisst, alle Waffengattungen vertreten. 38 v. H. der Kranken hatten sich die Krankheit in den Vorstädten von Paris geholt. Zwei kranke Soldaten gaben an, dass sie sich die Krankheit im Hospital zugezogen hätten, wo sie als Verwundete eingeliefert worden waren. Die Zahl der verheirateten Soldaten war nach Angabe der beiden Ärzte auch unter den französischen Soldaten verhältnismässig sehr hoch³¹.

Die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten ist das Fazit, das die brutale Wirklichkeit des Krieges der Illusion derer entgegenstellte, die alle Schrecken, allen Jammer der Schlachten notgedrungen hinnahmen, weil sie am blutroten Himmelsrand die Fata Morgana eines tollen Ausle-

bens, eines tierisch freien Spiels der Triebe zu sehen vermeinten.

Die pessimistischen Auffassungen, die hinsichtlich der Folgen der Geschlechtskrankheiten noch bis in die dreissiger Jahre hinein herrschten – also bis zum Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches – haben sich glücklicherweise nach der Entdeckung des Penicillins durch Sir Alexander Fleming als allzu schwarz erwiesen. Es ist der modernen Wissenschaft gelungen, die Geschlechtskrankheiten nahezu auszurotten und damit einen der schlimmsten Feinde der Menschheit zu besiegen. Auch die meisten andern durch Bazillen übertragbaren Krankheiten sind ausgerottet. Wenn wir freilich dafür nur die Bedrohung durch die Atombombe eingetauscht haben, so ist dieser Fortschritt nicht so grandios, wie es zuerst den Anschein hatte!



«Na, wollt ihr euch nicht ein bisschen amüsieren,
bevor's wieder heim zu Muttern geht?»
Zeichnung von H. Gazan. Aus «Le Rire rouge», 1916

Die weiblichen Soldaten des Ersten Weltkrieges

VIII

*Russische Kriegerinnen – Die Frauenbataillone
Kerenskis – Die Serbin im Kriege – Die Kriegs-
hetze der Engländerin – Verkleidete Französinen
– Versuche deutscher Frauen, sich ins Heer einzu-
schmuggeln – Irrtümliche Geschlechtsbestimmung
– Die ukrainische und polnische Frauenlegion*

Im Zuge der fortschreitenden Vermännlichung der Frau finden sich in der Gegenwart immer häufiger weibliche Soldaten, Polizisten und Beamte. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges aber bildete diese Erscheinung noch etwas Neues, und so wurde damals die Teilnahme von weiblichen Soldaten am Kampfe lebhaft erörtert. Aus den Daten, die darüber in die Öffentlichkeit gelangt sind, geht hervor, dass in fast allen Heeren vereinzelt Frauen als Kriegsteilnehmerinnen, teils mit Wissen und Willen der Militärbehörden, teils als Männer verkleidet, im Feuer standen. In den letzteren Fällen liegt es nahe, an sexualpathologische Triebbefriedigung zu denken. Dr. Burchard macht schon im Anfang des Krieges darauf aufmerksam, dass «manche weiblichen Transvestiten gerne als wehrhafte Streiter in den Kampf ziehen».

In einer grossen Zahl der Fälle ist die Erklärung weiblichen Soldatentums in transvestitischen und homosexuellen Neigungen zu suchen.

Frauen, die einen unwiderstehlichen Zwang fühlen, sich männliche Kleidung anzulegen und eine männliche Beschäftigung auszuüben, sowie

andere Angehörige des «schwachen Geschlechts», deren ganze psychische Einstellung maskulin ist, müssen für den als par excellence männlich angesehenen Soldatenberuf eine besondere Vorliebe hegen. Man versteht es, dass solche Frauen, wenn sich die Gelegenheit bot, diese ergriffen, um aktiven Kriegsdienst zu leisten. Ebenso berechtigt ist aber auch hier die Vermutung, dass vereinzelt sadistische Regungen den Ausschlag gaben.



Sie wurde «Uniformträger»
«Meine schönen Kleider kann ich jetzt wegsperrern . . .»
Zeichnung von F. Goebel. Aus «Faun», Wien



Der Krieg bei den Amazonen
 Zeichnung von Kuhn-Régnier. Aus «La Vie Parisienne», 1915

Da Statistiken über die Anzahl weiblicher Soldaten in den verschiedenen Heeren des Weltkrieges nicht veröffentlicht wurden, sind wir hier auf Vermutungen angewiesen. Am grössten dürfte ihre Bedeutung immerhin bei den Russen sein. Die Kosakenregimenter führten schon bei Beginn des Weltkrieges Kosakenmädchen als Kämpferinnen in ihren Reihen mit. Den Grund davon dürften wir in der Rolle suchen, die die Frau in Russland auf dem Lande, hauptsächlich in der Mir-Gemeinde, jahrhundertlang innegehabt hat. Die in London erscheinende «Graphic» meldete über diese Kosakinnen und einige weibliche Kommandanten Mitte 1915:

«In Russland stehen vierhundert Frauen unter Waffen; die meisten davon sind in sibirische Regimenter eingereiht. Fünfzig wurden bis jetzt getötet oder verwundet. Die Zahl dieser kämpfenden Frauen ist bemerkenswert, wenn man die Schwierigkeiten in Erwägung zieht, die sich einer solchen Tätigkeit der Frauen in den Weg stellen. Denn selbst in Russland werden die Frauen nicht zum Heeresdienst herangezogen. Das sechste Uralkosakenregiment besitzt einen weiblichen Oberst namens Kokowtsowa. Die ‚Obristin‘ Kokowtsowa wurde zweimal verwundet und erhielt das St.-Georgs-Kreuz mit der

gleichzeitigen Zusicherung einer militärischen Pension. Ihr Mann gehörte vor Jahren einem Kosakenregiment an und, darum richtete sie es bei Kriegsausbruch so ein, dass sie in das gleiche Regiment kam. Auch die Donkosaken haben einen weiblichen Offizier in der Person der Alexandra Jefimowna Lagarjowa. Auf eine besondere Kriegstätigkeit vermag Olga Jehlweiser zurückzublicken. Sie diente im mandschurischen Krieg unter General Rennenkampf und machte zahlreiche grosse Schlachten in der Mandschurei mit. Diesmal beteiligte sie sich an den Kämpfen um Grodno. Eine andere russische Kämpferin wird wegen ihrer blonden Locken ‚die gelbe Martha‘ genannt. Sie nahm an drei Schlachten teil¹. Auch über Heldentaten, die Russinnen in Männertracht ausführten, und über ihnen zuteil gewordene Auszeichnungen liegen Daten vor:

«Unter den Verwundeten, welche von der Front in Moskau angekommen sind, befindet sich ein 19jähriges Mädchen namens Olga Krasilnikoff. Nachdem sie an 19 Gefechten in Polen teilgenommen hatte, wurde sie am Fuss verwundet. Das Mädchen liess sich unter männlichem Namen anwerben und diese Täuschung ist erst jetzt entdeckt worden. Das St.-Georgs-Kreuz 4. Klasse ist ihr zuerkannt worden.»

(Toronto-Globe, 4. Februar 1915.)

«Natalie Tychmini, eine Studentin aus Kiew, hat für hervorragende Dienste den St.-Georgs-Orden erhalten. Unter starkem Feuer im Kampf gegen die Österreicher bei Opatow brachte sie Munition zu den Schützengräben und pflegte Verwundete. Sie wurde selbst zweimal verwundet. Das Mädchen kam in Männertracht zur Front. Nach ihrer Verwundung blieb sie, als die Russen zurückwichen, auf dem Schlachtfeld zurück und wurde von Mannschaften des österreichischen Roten Kreuzes in Obhut genommen. Als die Russen Opatow wiedernahmen, wurde sie in einem Lazarett entdeckt und nach Kiew zurückgeschickt.» (New Orleans Call, 10. Februar 1915²) Im Februar 1916 meldet der amtliche russische Kriegsbericht: «In der Gegend von Bojan schlich sich der Korporal Glustschenko – in Wirklichkeit ein junges Mädchen mit Namen Tscherniawska –, der um einen Erkundungsauftrag gebeten hatte, zwischen die feindlichen Stacheldrähte und führte trotz einer schweren Verwundung am Bein mit einem Knochenbruch seinen ihm erteilten Auftrag aus; dann kehrte er kriechend in unseren Graben zurück³.» Dass diese Teilnahme der Russinnen am Kriege nicht auf das Land und die niederen Volksschichten beschränkt blieb, beweisen folgende zwei Meldungen, deren erste englischen Zeitungen entnommen und hier nach dem «Secolo» wiedergegeben wird: «Es handelt sich um Kriegsabenteuer junger Mädchen, die im russischen Heere den Feldzug in Galizien und in den Karpathen mitmachten.

«Hände hoch!»
Russisch-polnische Karikatur
 (Nach der uralten Vorstellung vom Abwehrzauber
 des *Cunnius*.)

Ihrer zwölf hatten sie ohne Vorwissen ihrer Angehörigen von Moskau, wo sie die Schule besuchten, die Reise nach Lemberg angetreten, wo es ihnen gelang, ohne dass ihr Geschlecht entdeckt wurde, als Soldaten eingekleidet zu werden . . . Eine der jugendlichen Abenteurerinnen, Zoya Smirnow, beschreibt das Schicksal des unberittenen Amazonenkorps. Als zum erstenmal Granaten inmitten der Abteilung, der sie angehörten, platzten, fingen die beiden Jüngsten, Schura und Lydia, beide erst 14jährig, zu weinen an, allmählich stimmten alle anderen ein, wodurch sie, wie es scheint, die Regimentsmusik ersetzten. Aber erst bei einem Gefecht in den Karpathen fiel die erste der Kriegerinnen, Zyna Morozow, von einer Granate, die zu ihren Füßen niederging, zerrissen. Ihre Freundinnen be-



gruben sie und setzten ihr ein Kreuz mit knapper Inschrift . . . In der Folge wurden die 1 jährige Nadya, Zhena und Schura verwundet und schliesslich ereilte das Schicksal zweimal hintereinander die Erzählerin selbst, die nach der zweiten Verwundung einen Monat in einem Lazarett zubrachte, wo endlich ihr wahres Wesen festgestellt wurde⁴.»

Grössten Widerhall erweckte die Bildung eigener Frauenbataillone nach der ersten russischen Revolution. Die Initiative dazu soll Kerenski selbst gegeben haben. Schon im Juli 1917 wird aus Stockholm die Ankunft des ersten solchen Bataillons an der Nordfront gemeldet:

«Das erste russische Frauenbataillon ist unter Führung von Marie Baktscharow, die zum Leutnant befördert worden ist, an der Nordfront eingetroffen. Das erste russische Frauenbataillon zählt 250 Frauen, die teils schon an früheren Kämpfen teilgenommen, teils dem Sanitätskorps als Pflegerinnen angehört haben. Auch 18jährige Studentinnen gehören dem Bataillon an⁵.»

Hier sei bemerkt, dass die bekannte englische Feministin Miss Pankhurst, die zu dieser Zeit im Auftrage der englischen Regierung in Russland herumreiste, die Bildung der Frauenbataillone als «das grösste Ereignis der Weltgeschichte» bezeichnete⁶. Wie Schweizer Meldungen zu berichten wussten, erhielt das erste russische Frauenbataillon die Feuertaufe in der Nähe von Smorgon. «Die Frauen schlugen sich so wacker, dass sie Divisionen des Nachbarabschnittes in den Kampf mit fortrissen.»

Der Zuschrift eines österreichischen Offiziers, dessen Regiment eine Zeitlang gegen ein russisches Frauenbataillon kämpfte, entnehmen wir Folgendes:

«. . . insbesondere bei Sturmangriffen erwiesen sie sich als tapfere, nicht selten als blutdürstige

Soldaten. Natürlich waren wir weit davon entfernt, diesen Penthesileas gegenüber ritterliche Regungen zu verspüren. Doch waren uns diese Kämpfe von Mann zu Weib im tiefsten Herzen verhasst, weil sie unserem ästhetischen Gefühl, dem der Krieg ohnehin hart zugesetzt hatte, widerstrebten und so wichen wir dem Gefecht nach Kräften aus und machten die Damen, wo es nur anging, zu Gefangenen. Bemerkenswerterweise trugen diese Kämpferinnen nicht Hosen, sondern blaue Kittel. Es waren die ersten kniefreien Röcke, die wir zu sehen bekamen. Es entspricht unserer Erfahrung während des Krieges, dass diese bei Sturmangriffen aussergewöhnlich tapferen Walküren sich dem Artillerief Feuer viel weniger gewachsen zeigten. (Dasselbe sahen wir auch bei den Bosniaken, die im Sturmangriff von einer geradezu bestialischen Wildheit waren, während es vorkam, dass einzelne von ihnen sich beim Kanonenfeuer vor Angst selbst umbrachten.) Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, waren die weiblichen russischen Soldaten durchwegs städtische Arbeiterinnen, die sich in der Heimat nicht ernähren konnten (bemerkenswerterweise viele auch von deutscher Abkunft), oder Arbeiterfrauen, deren Männer schon früher gefallen waren oder seit langem im Kriegsdienst standen.»

Sehr intensiv haben sich auch die serbischen Frauen im Kampfe gegen die in ihr Land eindringenden österreichischen Truppen beteiligt. Bei dem freiheitsliebenden, durch jahrzehntelange Unabhängigkeitskriege aufgeriebenen kleinen Heldenvolk waren Frauenbataillone schon vor dem Kriege bekannt. Über diese lesen wir:

«Die weiblichen Freiwilligen, die in sie eintraten, nannten sich die ‚Liga des Todes‘. Diese Kriegerinnen hatten an ihrer Spitze eine einfache Bäuerin stehen, die schon bejahrt und die

STRAF- UND LOHNSYSTEM BEIM FRAUENREGIMENT



Für kleine Vergehen: Ein Tag Frisurverbot



Die Chargen: Ein Volant, zwei Volants, drei Volants



Bei Insubordination: Zwei Tage ohne Spiegel



Eine Auszeichnung: Flirtbewilligung



Die strengste Strafe: Redeverbot



Besondere Verdienste: Urlaub für den Freund

Zeichnungen von Valdès. Aus «La Vie Parisienne», 1916

Tochter und Witwe von Freiheitskämpfern gegen die Türken war. Später vermehrte sich das Freiwilligenkorps so sehr, dass man ein ganzes Regiment in Kragujevac aufstellen konnte. Das Oberkommando der Armee nahm mit grossem Dank die Dienste der Frauentruppe an. Mit Flinten ausgerüstet, von Offizieren ausgebildet, zählte diese weibliche kleine Armee schon in kurzer Frist 2'400 Kämpferinnen. Sie setzte sich zusammen aus Bürgerinnen, Bäuerinnen und vornehmen Damen⁷.»

Nach Kriegsausbruch wurden aus amerikanischer Quelle die Fälle einer jungen Serbin namens Sophie Jowanowitsch, die von König Peter die Erlaubnis erhielt, in Uniform als gewöhnlicher Soldat zu kämpfen, und einer anderen 17jährigen Belgrader Studentin, Milena Manditsch, die sich unter den vom Landesausschuss ausgehobenen Kriegsfreiwilligen befand, bekannt⁸.

In Frankreich waren weibliche Soldaten zum Heere nicht zugelassen. Anfang 1915 tauchten in der Presse der Zentralmächte Berichte auf, wonach fanatische Pariserinnen die Aufstellung eines Frauenregiments beschlossen hätten, zu dessen Obristin eine Malerin, Frau Arnaud, gewählt wurde. Diese Gerüchte haben sich nicht bestätigt. Dagegen berichtete der «Eclair» im Januar 1916 über eine Kundgebung von Frauen, die sich freiwillig zum Heeresdienst gemeldet hatten und deren Aufnahme auch bewilligt wurde. Im übrigen haben auch Französisinnen als Männer verkleidet am Kriege teilgenommen, wie damalige Zeitungen melden:

«Unter den Verwundeten, die nach Noisy-le-Sec

«Viel verspricht man sich in England von den Suffragetten, die mit ihren betörenden Sirengesängen die U-Boot-Besatzungen an die Küste locken wollen»

Titelblatt der «Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung», 1917

im Seine-Departement gebracht wurden, befand sich ein junges Wäscher mädchen, das in voller Uniform mitgekämpft hatte. Dass es eine Frau war, wurde erst im Lazarett entdeckt⁹.

Eine junge Witwe und zwei Mädchen im Alter von 22 und 26 Jahren (namens Henriette Jary, Marie Rouault und Georgette Vincent) aus Montreuil, schnitten sich die Haare kurz und zogen Zuaven-Uniform an. In dieser Verkleidung fanden sie bei einem Zuaven-Regiment im Fort Rosny Zutritt, wo sie viele Freunde hatten. Als das Zuaven-Detachement an die Front abgehen sollte, entdeckte ein Leutnant beim Appell die drei Frauen, die nun wegen unberechtigten Tra-





Verwundetes Wäschermädchen

«... dass ,er' eine Frau war, wurde erst im Lazarett entdeckt.»

Aus französischen Zeitungsberichten

gens der Uniform und wegen Spionageverdacht verhaftet wurden¹⁰.»

Von viel grösserer Bedeutung ist die Teilnahme weiblicher Chauffeure, die bei dem ersten Anrücken der deutschen Armee gegen Paris beim Truppentransport verwendet wurden. Aber auch französische Fliegerinnen unterstützten die Operationen der männlichen Piloten. Das «Petit Journal» meldete im Oktober 1915, dass Madame Richter, die Generalsekretärin der Patrioten-Union der Fliegerinnen Frankreichs, und Mademoiselle Provost-Damedos, die Kassenverwalterin dieses Verbandes, das dringende Ersuchen an das Armeeoberkommando richteten, ihre Dienste und die ihrer Klubkolleginnen möglichst bald in Anspruch zu nehmen¹¹. Besonders gerühmt wurden die Taten der französischen Militärfiegerin Hélène Dutreux. Sie wurde in der Armee der «Adler» genannt und erhielt die Ehrenlegion. Sie war übrigens eine geborene

Belgierin und die erste Frau, die die französische Regierung als Militärfiegerin zuliess.

Auch Engländerinnen haben hie und da versucht, als Soldaten an die Front zu kommen. Bekannt wurde jedenfalls nur das «Women's Auxiliary Corps», dessen Angehörige aber nur im Hinterlande Hilfsdienst machten. Auch wurde in London eine berittene weibliche Garde angeworben, die für den Fall eines deutschen Angriffs hätte in Aktion treten sollen. Bei allen diesen Versuchen handelte es sich mehr um einen Zeitvertreib mit Soldatenspielen.

Eine Schilderung des englischen Amazonenheeres, der «weiblichen Rekruten Kitcheners», besitzen wir aus der Feder des amerikanischen Berichterstatters Hayden Church: «Aus welchen Mannschaften setzt sich diese Frauenarmee zusammen? Man findet unter ihnen Frauen und Mädchen aller Klassen im Alter von 18 bis 40

Jahren. In dieser Armee befinden sich bekannte Frauen mit Titeln, die noch vor weniger als einem Jahre sich in den Londoner Strassenkämpfen mit Schutzleuten herumhieben und die dann nach ihrer Arretierung solange hungerten, bis man sie wieder freiliess. Jetzt lernen alle diese Frauen und Mädchen schiessen und reiten und werden ganz systematisch von Unteroffizieren der Armee gedrillt, und zwar genau so wie die Rekruten Kitcheners. Sie exerzieren nach derselben Exerziervorschrift wie die Soldaten der Armee. Man findet unter ihnen sehr viele Stenotypistinnen, Lehrerinnen, Verkäuferinnen, die zum Exerzieren keine andere Zeit haben als abends oder Sonnabend nachmittags und die doch ihre ganze freie Zeit opfern, um an diesen Übungen teilnehmen zu können. Alle Gesellschaftskreise sind in dieser Frauenarmee vertreten, vom höchsten Adel herab bis zu den Köchinnen, so dass es vorgekommen ist, dass adlige Damen sich in andere Kompanien versetzen liessen, weil sie es für unter ihrer Würde hielten, in einer Kompanie mit ihren Diensthofen zu exerzieren . . .

. . . Ich besuchte kürzlich den weiblichen Obersten dieser Armee, Lady Londonderry, die mich weiter an ihre Adjutantin Mrs. Haverfield empfahl. Mrs. Haverfield ist die Witwe eines Artillerieoffiziers und die wirkliche Begründerin der Frauenarmee ... Ich fragte sie, ob sie glaubt, dass ihre weiblichen Krieger zum Kampfe kommen würden. ‚Ich hoffe stark, dass es dazu kommen wird‘, sagte Mrs. Haverfield. ‚Es kommt natürlich darauf an, ob sich die Gelegenheit hierzu bieten wird. Im übrigen aber sind diese Übungen auch für die Frauen selbst sehr gut; denken Sie nur an die Tausende, die an Reiten und Jagen gewöhnt sind. Alle diese müssten eigentlich im Felde, in den Lagern als Meldereitet und zu vie-

len anderen Zwecken verwendet werden. Und würden es auch, wenn wir nicht so furchtbar konservativ wären ... Unser Korps wächst schneller, als wir selbst wollen und wir haben in allen Städten Abteilungen. Bei einer Rekrutierungsversammlung, die wir kürzlich in Birmingham abhielten, haben sich von den 900 dort versammelten Frauen 600 als Rekruten gemeldet. Wir raten allen unseren Mitgliedern, sich im Schiessen zu üben und glauben, dass, falls wir die offizielle Erlaubnis erhalten, wir imstande sein werden, einer deutschen Landungsarmee einen warmen Empfang zu bereiten¹².»

Zwei Fälle, in denen besonders kriegslüsterne Engländerinnen versuchten, in verbündeten Armeen den Feldzug in Männerkleidern mitzumachen, finden wir in den von Dr. Magnus Hirschfeld redigierten Vierteljahresberichten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, dessen reichhaltiger Sammlung wir die meisten Aufschlüsse über diese Frage verdanken: «In Dijon hielten französische Gendarmen ein junges Mädchen an, welches in Männerkleidung mit einer Abteilung Militärflieger aus Pau unterwegs war. Es trug die Uniform eines Militärflegers und kurzgeschnittenes Haar. Es war eine 26jährige Engländerin, die ihren Eltern zurückgeschickt werden soll.» (New York Press, 1. August 1914.)

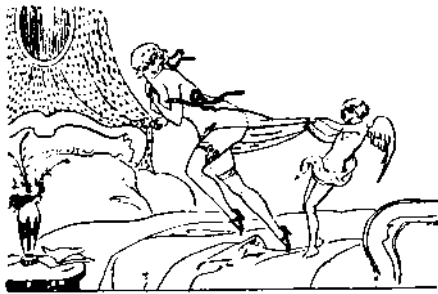
«Die Engländerin Flora Sanders, die unter dem Titel ‚An English Woman Sergeant in the Serbian Army‘ auch ein Buch veröffentlichte, machte den ganzen serbischen Feldzug, zuletzt als Feldwebel, an der Front mit. Sie wurde bei Monastir auch verwundet.» (Deutsche Kriegszeitung vom 9. Jänner 1917.) Als Amerika in den Krieg eingetreten war, wollte auch die Amerikanerin hinter ihrer englischen Schwester nicht Zurückbleiben und zeigte sich ebenso kriegsbe-

geistert, wengleich sich ihre Propagandatätigkeit mit dem kraftvollen Schwung der Britin nicht messen konnte. Sie wollte überall dabei sein und alles mitmachen, um zu zeigen, dass ihre Mithilfe wertvoll sei und die Männer nicht ohne sie auskommen könnten. An der grossen «Bereitschaftsparade», die am 13. Mai 1916, also noch vor dem Kriegseintritt, abgehalten wurde, nahmen 20'000 Frauen teil. Auch sonst wurden Vorbereitungen für den Kriegsdienst getroffen. So bezogen in Washington 200 junge Mäd-

Küstenartillerie angenommen wurde¹³.

Im deutschen Heer war die Zulassung von Frauen, wie im französischen, von vornherein gesetzlich untersagt, doch finden sich historische Beispiele dafür, dass dieses Verbot durch Frauen, die sich als Männer ausgaben, übertreten wurde. Fälle dieser Art legen bei den bestehenden Sanktionen den Verdacht doppelt nahe, dass es sich hier durchwegs um Mannweiber oder weibliche Transvestiten handelte.

Was im Damenkrieg nach Kriegsrecht verboten ist



Auf die weiße Fahne zu schießen



Missachtung des Roten Kreuzes



Verträge zu vernichten



Die Neutralität zu missbrauchen

Aus «La Vie Parisienne», 1917

chen und eine Anzahl Frauen, meist Offiziersgattinnen, ein zweiwöchiges Übungslager, um sich ausbilden zu lassen. Nach der Kriegserklärung aber setzten einige Frauen auch in Amerika ihre Aufnahme beim Fliegerkorps nach französischem Muster durch, und über eine Dame wurde berichtet, dass sie als Signalistin bei der

In Ententeblättern tauchte immer wieder die Nachricht auf, dass im deutschen Heere Frauen als Freiwillige mitkämpften. So wollte der Warschauer Korrespondent des Petersburger «Djen» schon in den ersten Kriegsmonaten solche Amazonen gesehen haben. «Unter den im Bezirks-Kriegs-Lazarett behandelten Verwundeten», er-

zählt er, «befinden sich sieben Frauen, die gefangen wurden, während sie in deutschen Uniformen kämpften. Sie sind in einem besonderen Saal untergebracht. Nach der Art ihrer Wunden zu urteilen, hatten sie nicht nur am Schützengefecht, sondern auch an Bajonettkämpfen teilgenommen. Eine von ihnen starb an einer Bajonettwunde».

Ziemlich häufig tauchten in der Presse Meldungen auf, die über misslungene Versuche von Frauen, sich in männlicher Kleidung ins Heer einzuschmuggeln, berichteten. Zwei solche Meldungen entnehmen wir dem Vierteljahresbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (Hefte vom April 1915 und April 1916): «Ein Mädchen in Männerkleidung wurde unter den in Konitz in Westpreussen neu eingetretenen Rekruten bei dem dorthin verlegten Rekrutendepot entdeckt. Es war die 19 Jahre alte Klara B. aus Insterburg. Mit anderen ostpreussischen Flüchtlingen hatte sie sich nach Danzig-Langfuhr gewendet, fand aber keine ihr zusagende Stellung. Von der Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen zu leben, widerstrebte ihr. Kurz entschlossen liess sie sich die Haare abschneiden, verschaffte sich Männerkleidung und schloss sich einem Trupp eingezogener, nach Konitz überwiesener Mannschaften an. Mit diesen wurde sie dort eingekleidet, bezog mit ihnen Bürgerquartier, machte die militärischen Übungen und Märsche mit. Endlich gelang es ihr nicht mehr, der ärztlichen Untersuchung zu entgehen, so dass sie sich notgedrungen dem Depotführer offenbaren musste. Alle Bitten, bei der Truppe bleiben zu dürfen, schlugen fehl. Man steckte sie schleunigst in weibliche Kleidung und schaffte sie nach Danzig zurück, wo sie gegenwärtig als Krankenpflegerin Ausbildung erhält¹⁴.»

Berliner Tagesblätter berichten am 28. Dezember 1915 von der Festnahme eines weiblichen Unteroffiziers in Kreuz. Das Mädchen war aus Stettin gekommen und hatte unterwegs Uniform angezogen. Sie wurde dem Gefängnis von Kreuz eingeliefert. Über einen einzig dastehenden Fall irrtümlicher Geschlechtsbestimmung berichtete die «Berliner Volkszeitung». Wir machen auf die am Schlusse des Berichtes zum Ausdruck gebrachte Vermutung aufmerksam, dass es sich bei der Kriegslust mancher Frauen um solche irrtümliche Geschlechtsbestimmung handeln dürfte.

«In einem Vororte Berlins hatte sich zu verschiedenen Malen ein Fräulein Erna B., von Beruf Hausmädchen, bei der Militärbehörde gemeldet, mit dem dringenden Ersuchen, als Soldat in das Heer eingestellt zu werden. Zum ersten Male war dies bei Kriegsbeginn geschehen, als Erna B. 18 Jahre alt war. Sie wurde zurückgewiesen mit dem Bemerken, dass in das deutsche Heer grundsätzlich keine weiblichen Personen aufgenommen würden. . . . Nachdem Erna B. zu Anfang dieses Jahres mündig geworden war, hat sie ihr Ersuchen, sie nun endlich doch am Krieg teilnehmen zu lassen, nochmals schriftlich und mündlich erneuert. Da sie angab, sie hätte sich schon seit ihrer Kindheit immer mehr als Knabe gefühlt, nie einen Knicks machen können, sondern stets nach Jungenart genickt und sich stets nur für männliche Tätigkeit und Berufe interessieren können, tauchten dem Garnisonsarzt, bei dem sie sich mustern lassen wollte, Bedenken auf, ob hier nicht vielleicht ein Fall von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung vorliege, wie sie in den letzten Jahren wiederholt die Fachkreise beschäftigt hatten. Sie wurde deshalb von der Garnisonsbehörde an den Sachverständigen Dr. Magnus Hirschfeld verwiesen mit

dem Ersuchen, zu ermitteln, ob etwa bei Erna B. ein solcher Fall vorliege, der eine Geschlechtsumschreibung bei dem Amtsgericht rechtfertigen würde. Tatsächlich ergab nun die Beobachtung, dass das Männlichkeitsgefühl des jungen Mädchens darauf zurückzuführen ist, dass in ihrer inneren Körperbeschaffenheit und in ihrem Seelenleben die männlichen Geschlechtscharaktere weit überwiegen, so dass eine Berichtigung im standesamtlichen Register vorgenommen werden kann. Auf Grund dieses Ergebnisses hat das bisherige Fräulein nun bei der Regierung in Potsdam den Antrag gestellt, dass ihr Vorname Erna in Ernst umgewandelt und ihr gestattet werde, männliche Kleidung anzulegen; gleichzeitig hat sie um Beschleunigung ihres Antrags ersucht, damit sobald als möglich ihre Meldung zum Heeresdienst berücksichtigt werde. Dieser Fall legt die Vermutung nahe, ob nicht bei vielen der wenig gründlich durchforschten Fälle aus früheren Zeiten, in denen Frauen sich zum Kriegerberuf drängten, in Wirklichkeit irrtümliche Geschlechtsbestimmung vorliege, die man damals noch nicht so sicher erkennen konnte wie gegenwärtig¹⁵.» Eine besondere Erscheinung der

Kriegspsychose in Deutschland stellt die sich durch Jahre hinziehende Diskussion über die weibliche Dienstpflicht dar, auf die wir in diesem Zusammenhange flüchtig hinweisen wollen. Der Gedanke selbst ist schon vor dem Kriege aufgeworfen worden und in zahllosen Schriften, so in einer von der Baronin J. v. Meerheimb, ausführlich erörtert worden¹⁶. Im Kriege aber wurde diese Idee, auf die die feministische Bewegung bei der Verteidigung des Prinzips gleicher Pflichten und Rechte nicht verzichten zu können glaubte, ad absurdum geführt. Marianne Turma v. Waldkampf empfiehlt beispielsweise Folgendes: «Alle Mädchen sollen ein Gesundheitsheer, ein Wirtschaftsheer und ein soziales Hilfsheer bilden, vom 18. bis 20. Lebensjahre stellungspflichtig sein, also vor dem zwanzigsten Jahre nicht heiraten dürfen. Die Dienstpflicht soll aber bis zum 45. Jahre dauern. Von dem Einrücken zur Waftenübung (!) sollen höchstens nur Mütter kleiner Kinder, Schwangere und Wöchnerinnen frei sein, alle übrigen Frauen also, auch wenn sie Hausstand und Familie zu besorgen haben, nicht¹⁷.»

Was die Verbündeten Deutschlands anbelangt, so sollen, wie E. K. Mygind angibt, auch türkische Frauen ihren Männern häufig ins Feld gefolgt sein und an den Kämpfen, zum Beispiel an der Kaukasusfront, teilgenommen haben¹⁸.

In der österreichischen Armee war die Heranziehung von Frauen zum aktiven Kriegsdienst wenigstens durch Gesetze nicht erschwert. Und tatsächlich liegen Beispiele dafür vor, dass Frauen von dieser Freiheit Gebrauch machten. Bekannt wurde der Fall des Fräuleins Marie v. Fery-Bog-



Berlin greift Reserven an . . .
Musterung der «allerjüngsten» Jahrgänge
Zeichnung von R. Cartier. Aus «Le Rire rouge», 1914

nar, die in der österreichisch-ungarischen Armee als Freiwillige kämpfte, im Jahre 1916 bereits zum Korporal befördert und später für bewiesene Tapferkeit vom Kaiser Franz Joseph durch die Verleihung einer Brosche mit dem Namenszug des Monarchen ausgezeichnet wurde. Die erste und einzige Frau, die in Österreich-Ungarn mit dem Franz-Josephs-Orden ausgezeichnet wurden, soll die Frau eines Oberleutnants und damaligen Kreiskommandanten in Lublin, v. Turnau, gewesen sein. Sie war zwar keine Soldatin, doch soll sie durch ihren persönlichen Mut und ihre heldenhafte Haltung in den Karpathen eine wandernde Abteilung gehalten und sogar wieder zum Sturm angefeuert haben. In grosser Anzahl gehörten der österreichischen Armee Frauen an, die in den Ukrainer freiwilligen Truppen dienten. So lesen wir von einem Fräulein Jarema Kuz, Kadettaspirantin der Ukrainer freiwilligen Ulanenschwadron: «Ihr blasses, energisches Gesichtchen erinnert ein wenig an die Jugendbilder des ersten Napoleon¹⁹.»

Über die ukrainischen freiwilligen Formationen erschienen übrigens in der österreichischen Presse mehrere Artikel, von denen einer den bekannten Dramatiker Franz Molnar zum Verfasser hat. Dem darin Ausgeführten sei Folgendes entnommen:

«Eine der Besonderheiten der Truppen ist, dass ihr mit gewöhnlichen, regelrechten Uniformen bekleidete Mädchen angehören, die in jeder Hinsicht den gleichen Felddienst leisten wie die Männer. Sie tragen Karabiner, haben den Soldateneid abgelegt, werden befördert und erhalten sogar Auszeichnungen. Nach dem internationalen Recht sind sie ebenso Soldaten wie die Männer; auch wir sehen jene russischen Damen, die in normaler Soldatenuiform kämpfen, als regel-

rechte Soldaten an. Denn auch solche gibt es²⁰. Auch den polnischen Legionen, die im Jahre 1916 auf österreichischer Seite kämpften, gehörten Frauen in grösserer Zahl an. So eine Legionärin war Stanislaw Ordynska, die, jung verheiratet, erklärte, sich von ihrem Manne nicht trennen zu wollen und mit ihm ins Feld zog.

Der «Berliner Lokalanzeiger» schätzte die Zahl der in der polnischen Legion des österreichisch-ungarischen Heeres dienenden Frauen im Januar 1915 auf über 200.

Aus Meran wurde im Juni 1917 gemeldet: «Die 18jährige Viktoria Savs aus Obermais-Meran, die seit zwei Jahren im vordersten Schützengraben an der Tiroler Front kämpfte, ist in den Schlachten der letzten Tage schwer verwundet worden. Sie wurde in einem Feldspital sofort operiert; ihr Zustand hat sich soweit gebessert, dass sie ausser Lebensgefahr ist. Dennoch sind ihre Verletzungen so schwer, dass sie kaum an die Front zurückkehren dürfte. Fräulein Savs ist Inhaberin der bronzenen Tapferkeitsmedaille und nunmehr noch für zwei Auszeichnungen vorgeschlagen worden²¹.»

Die weiblichen Soldaten der von Kerenski ins Leben gerufenen Frauenbataillone standen damals als Kämpferinnen der (ersten, bürgerlichen) Revolution im Feld und schlugen sich mit Todesverachtung für die neu errungene Freiheit.

In diesem historischen Zusammenstoss zweier Weltanschauungen wurde auch das Geschlecht der weiblichen Soldaten nicht geschont; russische Soldatenmädchen, die in die Hände der russischen Konterrevolutionäre oder der nach dem Brest-Litowsker Frieden auf russischem Boden stehenden österreichischen und deutschen Heeresformationen fielen, wurden als Bolschewiken ebenso schonungslos gestandrechtet wie ihre männlichen Genossen.



Die Suffragetten an der Front
Aus «Simplicissimus», 1915

Der Fall einer unbekanntenen Österreicherin, die als Offizier verkleidet an der Piave kämpfte und fiel, ist durch die Zuschrift eines Kriegsteilnehmers an die Wiener Tageszeitung «Der Tag» bekanntgeworden. Der Verfasser erzählt²²: «Auf der Heimreise von Italien lernte ich in der Gegend von Treviso einen Italiener kennen (Name und Adresse desselben ist mir bekannt), welcher mir im Laufe des Gespräches die folgende Begebenheit erzählte, mit der Bitte, eine Veröffentlichung derselben in einer Wiener Tageszeitung zu veranlassen. Durch diese wäre eventuell die Möglichkeit gegeben, dass einerseits die Angehörigen der unbekanntenen Toten von deren Verbleib erfahren und andererseits auch deren Identität festgestellt werden könnte.

Der Italiener erzählte mir ferner noch, die Tote würde in der ganzen Umgebung als Heldin verehrt und ihr Grab werde ständig von den Italienerinnen geschmückt.

Am Friedhof von Falze di Piave (Provinz Treviso) befindet sich das Grab einer Frau, welche die italienische Offensive im November 1918 kämpfend mitmachte und an den Folgen einer in derselben erhaltenen Verwundung im italienischen Lazarett starb. Diese Frau war als österreichischer Offizier verkleidet und kämpfte in den ersten Reihen der Österreicher an der Piave. Sie hielt dem Zusammenstoß mit den Arditi Italiani bei der Isola dei Morti an der Piave delle Sernaglia stand. Schwer verwundet, wurde sie sterbend von den Arditi aufgefunden. Die gefangenen Österreicher wurden vor die Tote geführt und nach ihr befragt, doch niemand kannte sie. Die Tote wurde am Friedhof von Falze di Piave bestattet. Jetzt steht auf ihrem Grab ein Stein, der folgende Inschrift trägt: Eine unbekanntene Frau, nicht besser identifiziert als mit den Worten: Verkleidet als österreichischer Offizier.»



Das Kommando «Rührt Euch!»
... wie es beim englischen Amazonenkorps
ausgeführt wird.
Aus «Punch», 1916

UNITED WAR WORK CAMPAIGN

«Junge, ist das ein Mädchen!»
In einer flotten Uniform – und
mit etwas zum Beissen kann sie
auch aufwarten

*Propagandaplakat der amerika-
nischen Heilsarmee*



«Es lebe die Nation»

Plakat von A. Willette für eine Kriegs-Wohltätigkeits-Woche des Departements Charente Inférieure, 1917



Plakat der französischen Durchhalte-Operette «Fräulein Pfadfinder», 1916



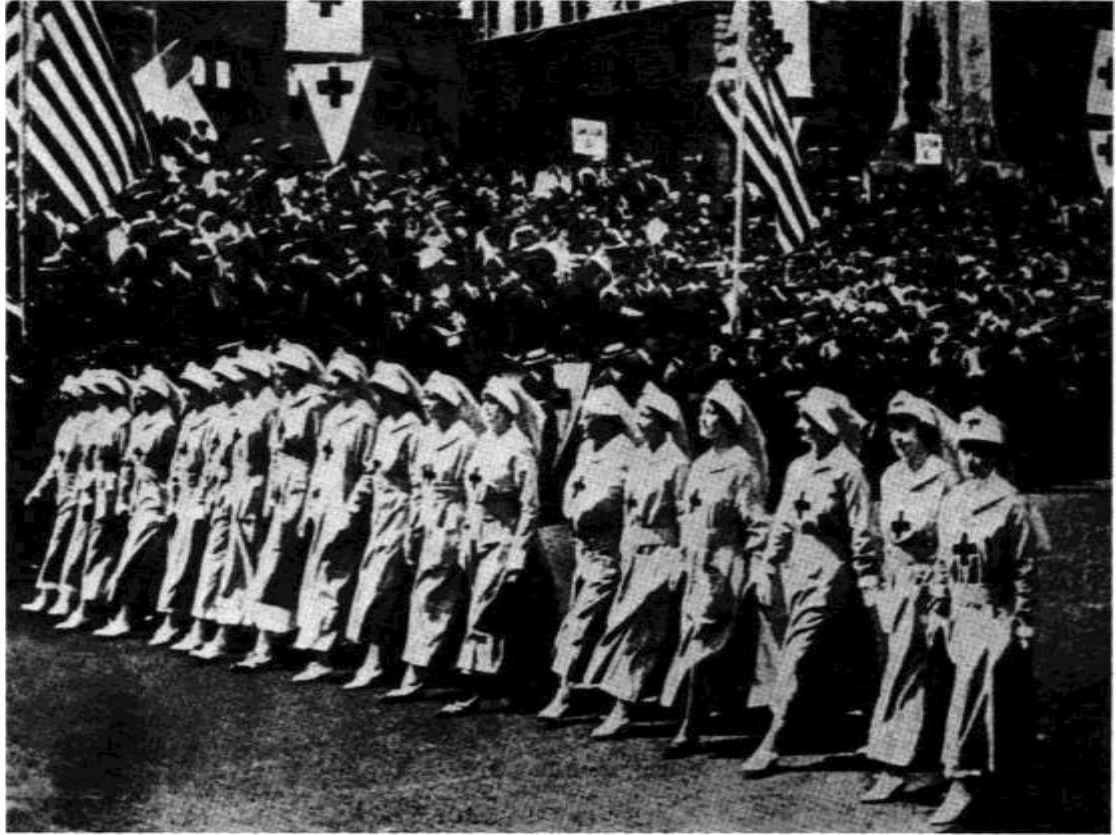
Junge Österreicherin, die als Offizier in russische Gefangenschaft geriet und ausgetauscht wurde
Pressefoto



Fräulein Jarema Kuz, Kadettaspirant der Ukrainer freiwilligen Ulanenschwadron im österreichisch-ungarischen Heer
Originalaufnahme



Weibliche Soldaten der amerikanischen Armee («WAC's») im Ersten Weltkrieg
Originalaufnahme



Oben: Parade amerikanischer Krankenschwestern vor
Präsident Wilson
Originalaufnahme

Unten: Ausbildung von Partisaninnen im Ersten
Weltkrieg
Serbische Originalaufnahme, 1914





Links: Karikatur auf die Verteidigung der Provisorischen Regierung im Winterpalast von St. Petersburg durch Frauenbataillone u. Kadetten

Von A. Stadler, Nov. 1917

Unten: Deutsche Karikatur auf die englischen Armee-Helferinnen
Von F. Hendrich, «Liller Kriegszeitung», 1916

Unten: Wie der sowjetische Film die weiblichen Truppen der Kerenski-Regierung sah
Aus: «10 Tage, die die Welt erschütterten»





«Feuertaufe»
Der kleine Kadett vor dem Abmarsch.
Zeichnung von G. Léonnec. Aus «La Vie Parisienne»



Ein Kuriosum: «Mobiles Feld-Freudenhaus» für Offiziere. Im Ersten Weltkrieg bei vielen Armeen üblich und oft in der Literatur erwähnt. *Aus der «A. I. Z.»*



Deutsche Soldaten in einem polnischen Bordell
Originalaufnahme



Jedem Verbündeten seine eigenen Bordelle
Originalaufnahme aus Galizien

Deutsche Karikatur auf die «Notzuchtslegende»
Der Zeichner, K. Sohr, wurde unter Hitler verfolgt,
obwohl seine Bilder meist eine stark nationalistische
Tendenz hatten. Hitlers «Deutscher Soldat» durfte
offiziell überhaupt kein Sexualleben besitzen





Militär-Freudenhaus in Mitau, diesmal «nur für deutsche Soldaten» . . . Typisch ist der Posten mit aufgef-pflanztem Bajonett
Originalaufnahme



Rumänische Familie, die von der Prostitution ihrer weiblichen Mitglieder lebte
Originalaufnahme, Sammlung A. Wolff, Leipzig



Humor der Kriegsbordellsphäre: «Der nächste
Herr, dieselbe Dame – das übrige langsam
anspitzen!»
Zeichnung von K. Sohr



«Vorwärts, Kinder, alle müssen drankommen»
*Bulgaren und Österreicher, rechts ein k. u. k.
Feldgendarm. Zeichnung von L. Gedó*



DAS KRIEGSKIND BEI VOLK UND HAUTE VOLEE

Verdächtige Fülle

«Was haben Sie da unter Ihrem Rock verborgen?»
«'n lütten Kriegsjung', Herr Wachtmeister!»

Im Zweifel

«O Gott, Herr Sanitätsrat! Glauben Sie denn wirklich,
dass ich in der Hoffnung bin?»

Aus der Mappe eines Heimkriegers, Sammlung des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin



Sie pflegt ihn – mit Hingabe...
Gouache von T. Saubier. Aus «Fantasio», 1916



Die russische Legionärin und ihr Kamerad
Aquarell eines russischen Künstlers



Nacktkultur in Frankreich

Angeregt durch den Materialmangel – übrigens «genügt ein Meter Stoff, um sich anständig kleiden zu können . . . sagt die Verordnung» – Zeichnung von G. Paris Aus «La Vie Parisienne», 1917



Oben: „Statt Blumen“. Französ. Karikatur



Rechts: Der Herr Lehrling
„Ober, bringen Sie der Dame für 5 Mark Schlagsabne“
Aus „Ulk“, 1916



Kriegsbordell in Galizien
Handkoloriertes Amateurfoto. Aus: Friedrich Ernst, «Krieg dem Kriege!»



Empor ins Etappen-Walhalla
«Gäste kamen, Gäste gingen.. (Die Walküre). Aquarell von J. Vadasz



«Hohe Schule», geritten auf Etappenhengsten
Szene aus einem Genter Bordell. Aquarell von A. Székely



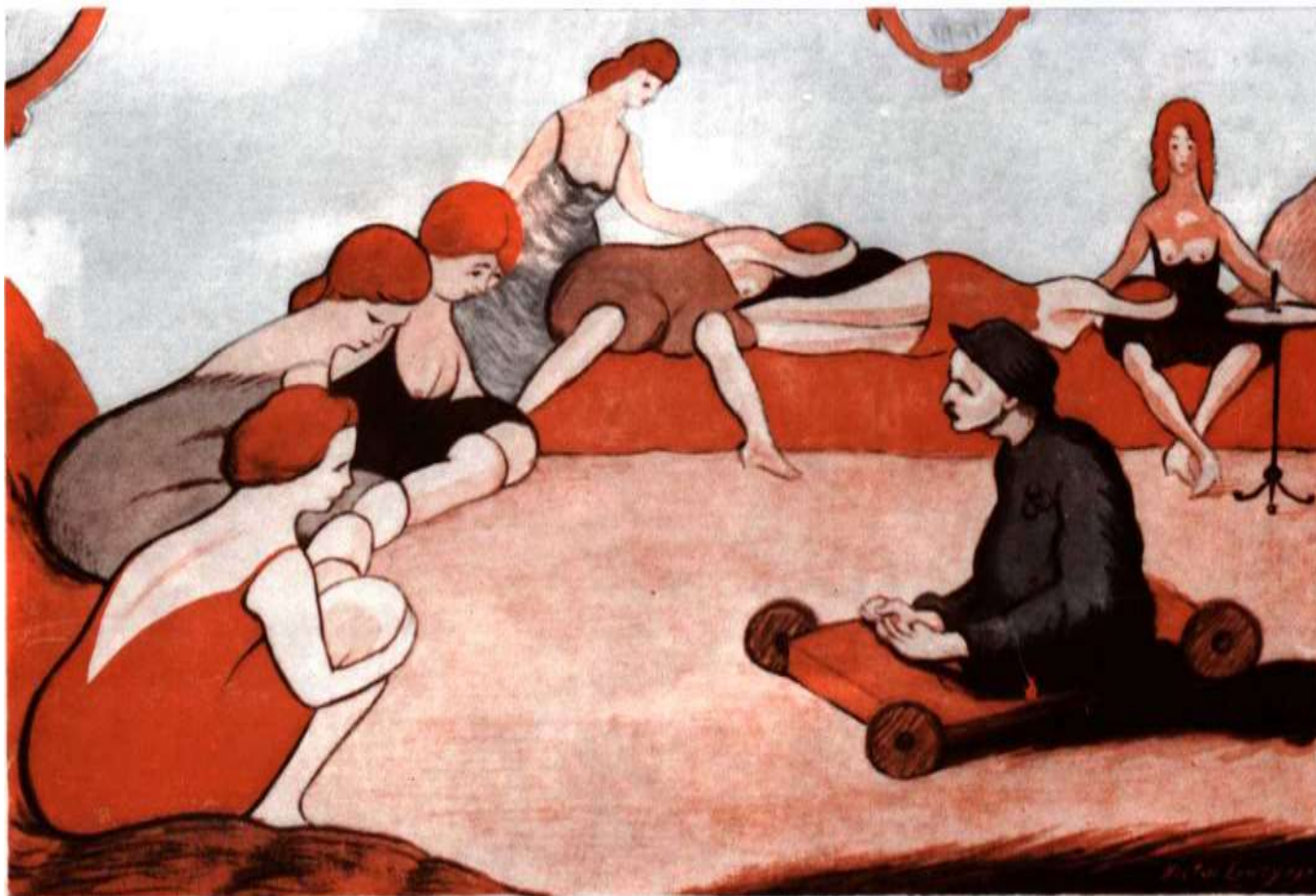
Im Freudenhaus der Etappe
Zeichnung von L. Gedó



Die Dickhäuter

«A Fleischkart'n woll'ns einführ'n. I wass not, I g'spür nix von aner Fleischnot!»

Pastell von Viktor Leyrer. Aus «Die Muskete»



Der Invalide und die Frauen
Zeichnung von V. Erdey



Die Spionin hat gebüsst
Französische Hass- und Hetzkarikatur anlässlich der Hinrichtung der Miss Cavell



«Wir führen nur mit Feindtruppen Krieg . .
 Zusammenfassende Darstellung «deutscher Greuelthaten», wie sie zu Propagandazwecken von der Entente
 reichlich ausgeschrotet wurden
 Zeichnung von Townsend. Aus «Punch», 1915



«Spionageverdächtig...!»
Leibesvisitation durch russische Soldaten. Aquarell von L. Gedó



Der Leichenzug aus Belgien
Eine vielfach verbreitete Propagandazeichnung von L. Raemaekers



Die gallische Henne

hätte die Eier der Friedenstaube ausbrüten können – aber es sind doch nur deutsche Pickelhauben...!

Zeichnung von F. Bayros, 1919